Novellen-Schatz des Auslandes

herausgegeben von

P. Heyse und H. Kurz.

Inhalt d. XI. Bandes:

München. Rud. Oldenbourg.

Novellenschatz des Auslandes.

Herausgegeben von

Paul Heyse und **Hermann Kurz**.

Der Umfang der Bände wird dem der schon vorliegenden stets annähernd gleich bleiben.

Preis eines Bandes (von ca. 20 Bogen) 15 **Ngr.** oder **54 kr.**
Jeder Band wird einzeln verkauft.

Inhalt des I. Bandes.

Colomba. Von **Prosper Mérimée.** Aus dem Französischen v. Ludw. Schneegans.
Faust. Von **Iwan Turgénjeff.** Aus dem Russischen von Claire von Glümer.

Inhalt des II. Bandes.

Eine abenteuerliche Nacht. Von **Anton Giulio Barrili.** Aus dem Italienischen von Johannes Kugler.
Das Schönpflästerchen. Von **Alfred de Musset.** Aus dem Französischen von Ludwig Schneegans.
Schweigen im Leben, im Sterben vergeben. Von **Fernan Caballero.** Aus dem Spanischen von Ludwig Laistner.
Ein Schuß. Von **Alexander Puschkin.** Aus dem Russischen von Claire v. Glümer.
Das Heimchen am Herde. Von **Charles Dickens.** Aus dem Englischen von N. N.

Inhalt des III. Bandes.

Wolfert Webber oder goldene Träume. Von **Washington Irving.** Aus dem Englischen von Auguste Scheibe.
Ulballa. Von **Helena Hahn.** Aus dem Russischen von Claire von Glümer.
Der Teufelssumpf. Von **Georges Sand.** Aus dem Französischen von Ludwig Schneegans.

Inhalt des IV. Bandes.

Advocat Loubet. Von Henriette-Etienne-Fanny Arnaud. **Mad. Charles Reybaud.** Aus dem Französischen übersetzt von Leonard Hamm.
Pique Dame. Von **Alexander Puschkin.** Aus dem Russischen von Claire von Glümer.
Die Tauben von St. Marcus. Von **Francesco dall' Ongaro.** Aus dem Italienischen von Pauline Schanz.
Das Klappenhorn. Von **Pedro A. de Alarcon.** Aus dem Spanischen von Ludwig Laistner.
Deadly Dash. Von **Ouida.** Aus dem Englischen von Auguste Scheibe.

Inhalt des V. Bandes.

Das Regiments-Album. Von **Edmond About.** Aus dem Französischen von Wilhelm Ludwig Hertz.
Servil und Liberal oder Drei Taubenherzen. Von **Fernan Caballero.** Aus dem Spanischen übersetzt von Ludwig Laistner.
Tante Franziska. Von **Carl Bernhard.** Aus dem Dänischen.
Die blauäugige Jungfrau. (**Harpers Monthly Magazine,** August 1851.) Aus dem Englischen von Auguste Scheibe.

Inhalt des VI. Bandes.

Das Fräulein von Malpeire. Von **Henriette-Etienne-Fanny Arnaud.** (Madame Charles Reybaud.) Aus dem Französischen von Leonard Hamm.
Erste Liebe. Von **Iwan Turgénjeff.** Aus dem Russischen von Claire von Glümer.

Inhalt des VII. Bandes.

Die Montenegrinerin. Von **Francesco dall' Ongaro.** Aus dem Italienischen von J. B.
Vierklee. Von **C. A. Wetterbergh.** Aus dem Schwedischen von L. Passarge.
Capitän Paz. (La Fausse Maîtresse.) Von **H. von Balzac.** Aus dem Französischen von Auguste Scheibe.
Standhaft und treu. Von **Korzeniowski.** Aus dem Polnischen von M.

Inhalt des VIII. Bandes.

Die Blutrache. Von **Honoré de Balzac.** Aus dem Französischen von Ludwig Schneegans.
Eine Abendscene. Von **Christian Winther.** Aus dem Dänischen übersetzt von Adolf Strodtmann.
Der Vetter vom Lande. Von **J. J. Cremer.** Aus dem Niederländischen von Adolf Glaser.
Die Gattin des Gefallenen. Von **M. Jokai.** Aus dem Ungarischen von ***
Die kleinen Schuhe. Von **Hégésippe Moreau.** Aus dem Französischen von Clara Wulsten.

Inhalt des IX. Bandes.

Samuel Titmarsh und der große Hoggarty-Diamant. Von **W. M. Thackeray.** Aus dem Englischen von Auguste Scheibe.
Julia von Trécoeur. Von **Octave Feuillet.** Aus dem Französischen von Amélie Godin.

Inhalt des X. Bandes.

Synnöve Solbakken. Von **Björnstjerne Björnson.** Aus dem Norwegischen von L. Passarge.
Marie (Eine Erinnerung an Jütlands Westküste.) Von **Steen Steensen Blicher.** Aus dem Dänischen von L. von Liliencron.
Theobald. Von Madame **Charles Reybaud.** Aus dem Französischen von Max Kalbeck.
Das Alibi. Von **Carlo Mascheroni.** Aus dem Italienischen von Marie Helene.

R. Oldenbourg, Verlagsbuchhandlung.

Novellenschatz des Auslandes.

XI.

Novellenschatz

des

Auslandes

herausgegeben

von

Paul Heyse.

Elfter Band.

München.
Rudolph Oldenbourg.

Druck von C. R. Schurich in München.

Inhalt
des elften Bandes.

Němec

Die beiden Aerzte.

Von

Louis Albach.

(Geb. 1822.)

Aus dem Französischen

von

C. F.

I.

Der Einspänner.

Doctor Céret war einer jener Aerzte mit Stock, Jabot und Manchetten, die nach und nach aussterben. Obgleich nur praktischer Arzt in einem Bezirksstädtchen des Départements der Aube, besaß er doch die netten Manieren eines Mannes, der in seiner Person den täglichen Gast einiger nachbarlicher Schlösser achtete. Er hätte selbst in Paris keine üble Figur gespielt. Herr Céret war groß, mager und vollständig kahl; ein scheinbar gutmüthiges Lächeln gab seinem entsetzlich blassen Gesicht einen eigenthümlich phantastischen Anflug. Galant gegen die Damen, denen er nie den Puls fühlte, ohne ihnen die Fingerspitzen zu küssen, benahm er sich gegen Männer mit einer komischen Würde und Steifheit. Er liebte die Geistlichen und Beamten und nahm gerne unter ihnen Platz, indem er sein Amt mit dem ihrigen verglich. Oft wiederholte er, daß, als Bewahrer von Familiengeheimnissen, er die Menschheit so gut kenne, wie der Richter und Beichtvater. Diese Kenntniß schien ihm übrigens nur wenig Illusionen gelassen zu haben. Unter süßlichem

Spott und glatten, empfindsamen Formen barg er eine erschreckliche Fühllosigkeit. Es war in ihm etwas von der bezahlten Höflichkeit eines Leichenbitters; wenn er mit seinem eigenthümlichen Lächeln grüßte, glaubte man, er gäbe einem Trauerzug das Zeichen zum Aufbruch. Es war eben so schwer, diesen Mann zu lieben oder zu hassen, als es schwer ist, ihn zu schildern.

Herr Céret erzählte niemals seine Lebensgeschichte. Nach zehnjähriger Ehe hatte er seine Frau verloren und blieb Vater eines Sohnes, den er für die ärztliche Laufbahn bestimmte. Zur Zeit unserer Erzählung hatte Louis Céret eben in Paris seine ersten Rigorosen abgelegt und prakticirte in einem Hospital. Wir werden auf ihn zurückkommen. Beenden wir zuerst die Porträt-Skizze seines Vaters. Der Doctor, abwechselnd gespreizt, freundlich oder finster, hatte kleine graue Augen, welche sich wie Bohrer ins Herz einschraubten. Diese Augen waren zugleich Spione und Verräther, sie spähten, aber sie ließen auch errathen. Ohne diese Augen war Herr Céret einfach ein Pedant; allein diese feurigen Sterne ließen auf eine Einbildungskraft und einen Ehrgeiz schließen, die ihn in teuflischem Galopp hoch über die bescheidene Sphäre seiner Patienten hinwegtragen mußten. Doctor Céret hatte lange in Paris gelebt. Weßhalb er einen so einladenden Schauplatz verlassen hatte, wußte Niemand. Ohne Zweifel war es getäuschter Ehrgeiz, was ihn aus dem Garten der Hesperiden vertrieben hatte und fortan auf die Aepfel des eigenen Obstgartens beschränkte. Nie jedoch warf eine

vertrauliche Mittheilung oder irgend ein Wort das geringste Licht über diesen Punkt. Man empfand dunkel, daß der Doctor, wenn er seine Memoiren schreiben wollte, den Leser schaudern machen könnte durch abscheuliche Erzählungen von der Art, wie Hebammen sie häufig wissen; aber unser Heilkünstler fühlte sich keineswegs zu schreiben versucht, kaum daß er mit wenigen Zeilen seine Recepte aufs Papier hinkritzelte. Sein Gespräch war zurückhaltend und einschmeichelnd; es floß ruckweise, wie durch Zapfen, welche der Doctor in bestimmten, von einer geheimnißvollen Etiquette dictirten Intervallen bald auf, bald zudrehte. Was diesen so geschickten Mann hauptsächlich bewogen haben mochte, Paris zu verlassen, war vermuthlich sein eigner, nicht zu bemeisternder Blick. In der Provinz, auf dem Dorfe war er mehr Herr seiner selbst und mißtraute weniger den Andern. Herr Céret war ein sehr ernsthafter Mann, dem Nichts geringfügig erschien; im Gefühl seine Kraft, deren unzeitiges Hervorbrechen er fürchtete, spielte er die Komödie mit dem elfenbeinernen Knopf seines Stockes, den Manchetten und dem Jabot, um nicht Furcht zu erregen. Durch den Gebrauch des chirurgischen Messers abgestumpft gegen körperliche Empfindlichkeiten, glaubte er kaum noch an den Schmerz, an eine Seele vollends gar nicht; über das Kapitel vom lieben Gott, den er als ein Vorurtheil duldete, bewahrte er die äußerste Zurückhaltung. Niemals stieß er einer allgemeinen Ueberzeugung geradezu vor den Kopf; er gefiel sich in dem Ton einer perfiden Höf-

lichkeit. Eines haben wir noch zu bemerken, nämlich, daß Herr Céret nur zwei Schwächen deutlich errathen ließ: die Liebe zum Geld und die Zärtlichkeit für seinen Sohn. Der Geiz ist unstreitig eine herrliche Entschuldigung; er mußte Herrn Céret zum Deckmantel jener moralischen Gebrechen dienen, die er nicht frei zu bekennen wagte. Denn die Hauptgeschicklichkeit bei der Unmasse menschlicher Heucheleien besteht nicht so sehr darin, seine Fehler schlechtweg zu verstecken, als vielmehr einen einzigen dergestalt in den Vordergrund zu stellen, daß er Aller Augen auf sich zieht und so die bequeme Einschmuggelung der übrigen ermöglicht. Der Doctor war sich seines Geizes bewußt und wollte auch für geizig gelten. Er bemühte sich, dieses Laster recht augenfällig herauszubilden, damit denkfaule Menschenkenner sich daran anklammern möchten. Des Doctors Bläſſe, sein zudringlicher Blick, sowie sein vorsichtiges Benehmen erklärte man sich mit dem einzigen Wort: Geiz. Und andererseits wurde die gezwungene Freundlichkeit, welche sich zuweilen wie süßes, kühles Oel über die bittre Schärfe seines Wesens ergoß, für die Wirkung seiner väterlichen Zärtlichkeit gehalten. Wenn dieser so unrichtig beurtheilte Alte seine grauen Augenbrauen zusammenzog, seine Lippen kniff und in einen bittern Sarkasmus ausbrach, murmelte man hinter ihm: Aha, er denkt an seine Thaler! — Lächelte er hingegen mit gekünstelter Fröhlichkeit, wagte er sich auf den grünen Rasen unschuldiger und banaler Reden, so betrachtete man ihn mit einer

Art Rührung, und Jedermann sagte: Der arme Mann, er denkt an seinen Sohn! Niemand aber nahm weder sein Lachen, noch seine Ironie für baare Münze. Ohne seine Maske durchschauen zu können, stieß sich doch Jeder daran und witterte einen tiefversteckten Hintergedanken. Doctor Céret galt zehn Meilen in der Runde für einen geschickten Arzt von erprobter Kaltblütigkeit, nur darauf bedacht, in unermüdlicher Thätigkeit für seinen Sohn Schätze zu sammeln; aber hinter dieser Maske lachte der schlaue Fuchs sich ins Fäustchen und hielt alle Welt zum Besten, indem er seine angenommene Rolle bis zum Aeußersten übertrieb.

Wenn die Landleute zu ihm kamen, um sich Raths zu erholen, rief er ihnen sofort entgegen:

Zieht eure Schuhe aus! — und Keiner wagte es, des Doctors Schwelle zu überschreiten, ohne vorher die Schuhe an der Thüre ausgezogen zu haben. Seine Patienten behandelte er wie Türken und sein Haus wie eine Moschee. Der Fußboden hätte beschmutzt, hätte zerkratzt werden können, und der Doctor that, als wenn jede kleine Nagelspur auf seinen Dielen dem Hause etwas von seinem Werthe benähme. Wenn man bei einem ärztlichen Besuch ihn zum Kaffee einlud, ließ er sich die Zuckerbüchse allemal ganz voll füllen und sorgte dafür, daß sie bald leer wurde, indem er den Rest in seine Rock- und Hosentaschen stopfte. Dafür hänselten ihn aber auch die Bauern tüchtig; die pfiffigsten und keckten unter ihnen, d. h. die mit der festesten Gesundheit ge-

segneten, wagten ihm eine Zuckerschale zu präsentiren, in welcher sich nur ein einziges Stückchen Zucker befand. Herr Céret war der Erste, der über seine eignen Narrheiten lachte. In der vornehmen Gesellschaft, auf den Schlössern äußerte er seinen Geiz in feinerer Weise. Er geberdete sich wie ein Narr, streichelte die Vergoldung gewisser Möbel und liebkos'te alles glänzende Geschmeide mit der Inbrunst eines Magnetiseurs, als sollte das Metall ihm an den Fingern hängen bleiben. War von Vermögensverhältnissen die Rede, so war er es, der in naiv geldgierigen Ausdrücken die Bilanz zog. Sprach man von Politik, so zergliederte Herr Céret das Budget mit der Lüsternheit eines Feinschmeckers, indem er die Zahlen behaglich schlürfte und die großen Summen gleichsam verschlang. Im Spiel, beim Whist, Boston oder Ecarté jammerte er um eine verlorne Marke und verstand es in seinen übertriebenen Klagen mit schlauer Ungeschicklichkeit die Totalsumme seines Verlustes zu vergrößern. Der Doctor zog einen doppelten Vortheil aus diesem Verfahren. Da er nun einmal wirklich geizig war, so konnte er sich ohne Rückhalt der Leidenschaft des Erwerbens hingeben und lenkte die unberufene, leicht allzu tief spähende Neugier auf diese Weise ab. Herr Céret war eine angesehene Persönlichkeit im Bezirk. Er behandelte die Landjunker der Umgebung und bediente sich zu seinen täglichen Fahrten eines unscheinbaren Wägelchens, welches heute vom Straßenkoth arg bespritzt, morgen von einem starken Regen wieder rein gewaschen wurde. Selbst-

verständlich fraß des Doctors Stute wacker aus allen gastlichen Krippen und fastete daheim an der eigenen.

Eines Nachmittags im Herbste, als der Doctor von einer Fahrt heimkehrte, wurde er am Ausgang eines kleinen, das Dorf beherrschenden Wäldchens durch Hundegebell und das laute Rufen seines Namens aus einer tiefen Träumerei gerissen, die, trotz seiner so positiven Natur, sich seiner bemächtigt hatte. Die Stute machte mit einer kurzen nervösen Bewegung Halt, und der Doctor erblickte dicht am Wagentritt einen Jäger von hohem Wuchs, der ihn, die Cigarre im Mund und den Hut auf dem Kopfe, mit einer Vertraulichkeit begrüßte, welche sofort den hochmüthigen Edelmann verrieth.

Ah! sieh da, Herr von Solignac! rief der Arzt.

Ja wohl, ich bin es, lieber Doctor; wie geht es Ihren Patienten?

Ziemlich gut; und Ihren Rebhühnern?

Wie Ihren Kranken; sehen Sie nur! entgegnete der Jäger, indem er seine Jagdtasche ein wenig öffnete, um die zahlreichen Opfer darin sehen zu lassen.

Der Arzt verschmähte es nicht, herablassend über diesen Scherz zu lächeln.

Sie sind ein großer Mörder, Herr von Solignac.

Ich beuge mich vor meinem Meister, Herr Céret!

Diese Entgegnung kam dem Doctor weder plump noch abgebraucht vor. Mit dem Doppelblitz seiner kleinen grauen Augen sah er dem Sprecher eine Secunde lang scharf

ins Gesicht, und es erfolgte hierauf zwischen den beiden Männern ein geheimer Gedankenaustausch, wie zwischen zwei Mitschuldigen.

Wie befindet sich meine theure Cousine? fragte der Jäger, die Asche seiner Cigarre am Wagenrad abstreifend.

Oh! ziemlich gut, antwortete Herr Céret in etwas herausforderndem Ton.

Der Jäger machte eine Bewegung halb unterdrückten Zornes.

Sie haben mich zum Besten, Doctor!

Ich spaße nie mit Leuten, die mit dem Gewehr so gut umzugehen wissen, wie Sie.

Pah! Ihre Pulver sind besser als das meinige; meine Cousine ist also hergestellt?

Das habe ich nicht gesagt. Dazu braucht es noch viel Zeit und Sorgfalt.

Fürchten Sie nicht die Zeit des Blätterfalles?

O der Herbst ist noch fern; ich höre noch keine Sense wetzen.

Sie sind aber doch mit einem Sensenmann auf vertrautem Fuß.

Der Doctor zuckte nicht; er hielt nur die Hand über die Augen, um besser ins Feld hinaus sehen zu können, und blickte dann mißtrauisch rings umher.

Es hört uns Niemand, bemerkte achselzuckend Herr von Solignac, reden Sie ohne Furcht!

Ich fürchte Nichts und habe Nichts zu sagen, was

nicht gehört werden dürfte, entgegnete der Arzt in pedantischem Tone.

Wahrhaftig, Sie sind kostbar! mein lieber Doctor! rief Solignac laut auflachend. Ich wette, Sie mißtrauen Ihrem eigenen Pferd und halten meinen Hund für einen Untersuchungsrichter.

Sie sind gut aufgelegt, Herr von Solignac.

Und Sie nicht schlecht, Herr Céret.

Ja, euch Edelleuten wird es leicht, so recht unbekümmert in den Tag hinein zu leben. Ihr geht auf die Jagd, ihr lebt gut und lasset es euch wohl sein. Aber so ein armer Teufel von Doctor wie ich, dem wird das Leben sauer. Ich muß mich der Armen annehmen, die Reichen trösten und ihre unangenehmen Geheimnisse mir aufbürden lassen. Da vergeht einem das Lachen. Mein Packen ist schwer zu tragen, und wenn ich einmal unter seiner Last strauchle, so finden sich gleich Neider, die mich verspotten, und Böswillige, die mich anklagen. Ach, das Antlitz der Menschheit ist nicht schön!

Ja, weil Sie es nur im eignen Spiegel sehen! Aber, liebster Doctor, lassen wir jetzt das unnütze Gerede! Sie sind doch sonst in allen Dingen sparsam, seien Sie es nun auch mit Ihren Worten. Sagen Sie kurz, wie steht unsere Angelegenheit?

Der Arzt war entschlossen, zu schweigen. Er machte Miene, Herrn von Solignac zu grüßen, und berührte das Pferd mit dem Zügel zum Zeichen der Abfahrt. Allein

Herr von Solignac war ebenso wenig der Mann, der einen Vorsatz leicht aufgab. Er faßte die Stute beim Zügel und setzte den Fuß auf eine Radspeiche:

Alle Teufel, Doctor! schrie er, so kommen Sie mir nicht davon! Nun bin ich acht Tage hier auf dem Lande, und volle acht Tage machen Sie sich ein Vergnügen daraus, mir auszuweichen. Daß Sie meine Besuche ablehnten, begreife ich; denn da ich mich ganz wohl befinde und keine Lust verspüre, mich durch Ihre Arzneien vergiften zu lassen, könnte man leicht fragen, was ich denn bei Ihnen zu suchen habe? Aber wenn ich einmal ganz zufällig das Glück habe, Ihnen zu bebegegnen, allein und im freien Feld, wo wir ungestört und offen mit einander reden könnten, warum setzen Sie da Ihre wichtige geheimnißvolle Miene auf und gönnen mir auch nicht das kleinste beruhigende Wort? Wahrlich, diese Vorsicht geht zu weit!

Wer klug ist, Herr von Solignac, entblößt sich nicht unter freiem Himmel, antwortete mit derselben unerschütterlichen Kaltblütigkeit der Doctor; die Geheimnisse könnten leicht den Schnupfen bekommen.

Aber noch einmal sei es gesagt: wir sind allein, ganz allein; falls Sie sich nicht etwa vor jener Kette Rebhühner fürchten, die dort vorüberziehen und die ich Ihretwegen verfehlt habe.

Man hat schon erlebt, daß Vögel Zeugniß ablegten vor Gericht, versetzte Herr Céret mit unheimlichem Lächeln.

Ja, zu der Zeit wahrscheinlich, als noch die Thiere sprachen; werden Sie Ihrerseits nun auch sprechen? Kommen Sie etwa von der Beichte? Oder fürchten Sie, der liebe Gott werde Sie hier mit seinem Blitz mitten durch Ihr Kutschenleder erschlagen?

Herr Céret konnte sich nicht enthalten, den tiefblauen Himmel mit einem verächtlichen Lächeln herausfordernd anzusehen. Er fürchtete sich mehr vor den Menschen als vor Gott. Diesen Blick verstand Solignac; beruhigt durch die gottlose Herausforderung, fing er an zu hoffen.

Doctor, als ich Sie vorhin erblickte, habe ich mir geschworen, die genauesten, bestimmtesten Auskünfte über das Befinden meiner lieben Cousine von Ihnen zu erlangen; und bevor Sie mich dazu bringen, diesen Schwur zu brechen, müssen Sie über meine Leiche gehen. Ich habe nun einmal das Wort Cambronne's ausgesprochen, und solche Worte nimmt man nicht zurück. Ergeben Sie sich also gutwillig und sagen Sie mir, aber die Hand da auf Ihrer Weste, wie befindet sich in Wirklichkeit Frau von Fouchy?

Ich habe es Ihnen schon gesagt, ziemlich gut.

Keine Umschweife, Doctor! rief Solignac, indem er die Arme kreuzte und einen cynischen Blick auf den Arzt richtete. Gut für sie oder gut für mich?

Gut für Sie beide.

Lassen Sie die schlechten Späße und sagen Sie, was Sie darunter verstehen!

Ich verstehe darunter, mein lieber Herr, daß das Leben der Frauen sehr gebrechlich ist, daß aber die Natur Geheimnisse birgt, welche sie uns noch nicht enthüllt hat.

Ei warum nicht gar! Ein Mann, wie Sie, hat die Wissenschaft vom Grund aus erschöpft, und für Sie kann es keine Zweifel mehr geben.

Sie wollen mir schmeicheln, Herr. Die Gesundheit Ihrer Cousine ist sehr schwankend; ein geheimnißvolles Leiden, das, wie ich befürchte, für alle Welt ein Räthsel bleiben wird, zieht die arme junge Frau nach einem dunkeln Ort, den sie lieber nicht so bald besuchen möchte. Allein, da Sie die Wahrheit wissen wollen, vergeblich klammern sich ihre kleinen Händchen ans Leben fest. Diesen Winter, Herr von Solignac, werden Sie in Trauer sein.

Und Sie, mein geschickter Doctor, in Herrlichkeit und Freuden und zwar für lange Zeit, falls Sie wahr gesprochen.

Der Doctor blieb regunglos. Seine Augen, gleich unempfindlich gegen Furcht, wie gegen Schmeichelei, trübten sich weder noch leuchteten sie; sie blieben starr. Solignac, durch diese vertrauliche Mittheilung besänftigt, warf den Rest seiner Cigarre weg, und bevor er noch eine andere anzündete, sagte er, jedes Wort betonend: Und wie, wenn meine liebe Cousine einen Arzt aus Paris kommen ließe? Was würde der College sagen? Könnte er Sie eines Irrthums überführen?

Céret empfand eine so sichtbare Regung des Mitleids, daß sein Mitschuldiger vor Scham erröthete.

Und wenn die ganze Facultät aufs Schloß käme — sie müßte sich vor dem Scharfsinn meiner Diagnose und der Untrüglichkeit meiner Mittel beugen.

Und wie.... wenn man Ihre Phiolen untersuchte?

Ich verberge sie nicht. Man analysire sie. Ich fürchte Nichts; ich bin gewappnet gegen Jedermann; verstehen Sie mich, Herr von Solignac?

Auf Ehre, Doctor, Sie sind ein verwünscht geschickter Mann!

Beweisen Sie mir jetzt, daß Sie ein ebenso geschickter Jäger sind; sehen Sie, dort sitzt ein Hase und hört unserm Gespräch ganz ruhig zu.

Der Doctor wies nach dem Waldeingang hin; Solignac wendete sich um und sah oder glaubte doch das Thier zu sehen; er legt an, bevor er aber noch losdrücken kann, rollt des Doctors Wagen auf und davon.

Teufelskerl! niederträchtiger Heuchler! fluchte der Jäger, dem nun sowohl das Wild als der Arzt entwischt war, — immer muß er mir entschlüpfen! Er traut selbst seinem Kopfkissen nicht! An diesem Manne habe ich einen gefährlichen Verbündeten. Er besitzt mein Geheimniß, ich werde des seinigen nie habhaft werden. Doch, was liegt daran! Sein Geiz sichert mir den Erfolg. Wenn er nur nicht im Augenblick des Sieges irgend eine Hexerei ins Werk setzt, um mich zu betrügen! O wenn ich das wüßte!

Während Solignac so weiter dachte, lud er sein Gewehr und lenkte rasch wieder ins Dickicht ein.

Inzwischen trabte der Doctor dem Dorfe zu und führte in seinem Inneren ungefähr folgendes Selbstgespräch:

O du Spitzbube! du glaubst, ich werde dich zum Millionär machen? und dir meinen Kopf mit in den Kauf geben? Nimmermehr! Was abgemacht ist, bleibt abgemacht. Aber du sollst Nichts wissen, weder du noch sonst irgend Jemand. Solltest du Lust verspüren, mich anzugeben, mich zu verkaufen, ich werde dir die Beweise nicht dazu liefern. Ja, so sind die lieben ruinirten Junker! Sie glauben, es genüge, so einem guten Kerl von Doctor ein Versprechen ins Ohr zu raunen, um auch schon ihren Traum erfüllt zu sehen. Ist aber die Frucht reif, dann möchten sie sie allein verzehren. Mit Nichten, Herr von Solignac! Necken Sie mich nur mit dem Sensenmann! Die vier Zeilen, welche Talleyrand genügten, um einen Menschen an den Galgen zu bringen, Sie sollen sie bei mir nicht finden! Sie sind aber auch kein Talleyrand, Sie einfältiger Tropf von einem Bösewicht, Sie! — Hüh! Grete! fahr zu, du führst eine Million! Wart nur, mein Thierchen, ich lasse dir dann einen neuen Stall bauen, du sollst den besten Hafer bekommen; den Wagen lasse ich dir frisch lackiren. Und sollte mein Sohn dich etwas zu hart im Galopp finden, so sollst du ein schönes kleines Pferdchen zum Gefährten haben, und Louis kann dich vor Herrn

von Solignac's Nase herumtummeln. Armer Louis! wie wird mir der Junge erst lieb sein, wenn er mich nicht mehr so viel kosten wird! Wie sind doch die Kinder undankbar! Sie wissen nicht, was wir Alles für sie thun! Aber was für ein schönes, gemüthliches Leben wollen wir dann führen! Sie müssen mich zum Bezirksrath ernennen. Herr von Solignac wird wohl Deputirter werden wollen, dann mache ich ihm Opposition; ich werde seine Wahl verhindern und lasse, wenn ich will, meinen Jungen statt seiner wählen. Ich werde reich sein; er wird schäumen vor Wuth, dieser Solignac! So, du nennst mich Castaing? Geh nur, du Mörder! Ich werde wohl zuletzt lachen, und du wirst dir die Haare darüber ausraufen, daß du bei mir deine Zuflucht gesucht hast! Doch halt, vielleicht lag Jemand, auf platter Erde ausgestreckt, im Gebüsch versteckt, als er mit mir sprach. Oder es stellte sich Jemand ganz unbemerkt hinten auf den Wagen. O! dieser Solignac ist ein großer Bösewicht! Ich könnte das, was ich gesprochen, mit offner Stirne vor jedem Gerichtshof wiederholen. Aber er hat gesprochen; ja, ja, im Gegentheil, er hat gesprochen. Wie einfältig! als wenn man reden müßte, um sich zu verstehen. Hüh! Grete! vorwärts! und dabei peitschte er die Stute, aber mit so sanften Streichen, daß man geglaubt hätte, er wolle das Thier und die Peitsche zugleich schonen. Und dann mit leuchtenden Augen und die Lippen von teuflischem Lächeln umspielt, hob und bewegte er sich im Wagensitz auf und nieder.

Wenn der Mann eine einzige Liedstrophe gewußt hätte, wahrlich er hätte sie mit seiner Todtenstimme gesungen. Inzwischen tanzten seine Gedanken einen höllischen Reigen. Die Kiesel auf der Straße schienen ihm Goldstücke; auf seinem Kopfe fühlte er den Milchtopf feststehend auf sicherm Kissen, und weder Sturz noch Fehltritt fürchtend, entrollte er seine Träume, die zu beiden Seiten des Wagens in Staubwolken entwichen. Dieser bissige Mensch warf mitten durch seine Projecte Herrscherblicke auf die Natur. Er fühlte sich mächtig; und seine Kalesche, welche hochaufschnellend wieder mit Geklirr auf die Kiesel und in die Geleise zurückprallte, schien irgend einen höllischen Riesenbeutel, einen Sack mit Thalern und Todtenschädeln zu bergen, die mit furchtbarem Lärm an einander stießen und zerschellten. Dieses Höllengetöse war den Ohren des Doctors die lieblichste Musik. In diesem Gerassel seines alten Wagens vernahm er Hymnen auf sein Genie, seine Kraft und seinen Reichthum; und als er endlich, denkensmüde, den Geist ruhen ließ, folgte noch sein hageres blasses Haupt in matter Bewegung dem barbarischen Rhythmus, der ihn vollends einwiegte.

Als der Doctor heimkehrte, erblickte er seine alte Magd an der Thürschwelle stehend und ängstlich seiner Rückkehr harrend.

Gehen Sie doch gleich aufs Schloß! rief sie ihm zu, bevor er noch vom Wagen abgestiegen war. Dreimal schon hat die Frau Gräfin nach Ihnen geschickt.

Der Doctor antwortete nicht. Er fuhr mit seinem Wägelchen in den kleinen Hof ein, spannte selbst aus, band seine Stute mit Vorsicht an die Krippe und holte aus einem sorgfältig versperrten Koffer einen halben Scheffel Hafer, welchen er vor die schnaubenden Nüstern des armen, über diese Freigebigkeit entzückten Thieres ausschüttete. Nachdem er den Staub und einige die Würde seines Anzuges beeinträchtigende Strohhalme von sich abgestreift hatte, ging er in sein Studirzimmer, um die Arznei zu bereiten, die er seiner geliebten Patientin, der Frau Gräfin von Fouchy, zu bringen pflegte. Eine Viertelstunde nach dieser bei geschlossener Thüre vollzogenen Verrichtung schritt Herr Céret, den Hut sorgfältigst gebürstet, festen und ruhigen Schrittes dem Schlosse zu, wo seine Gegenwart so sehnsüchtig erwartet wurde.

II.

Ein Sonnenuntergang.

Ach, Doctor, Sie bringen mich um! rief mit schwacher Stimme und einem Lächeln Olympia von Fouchy, als Herr Céret in ihr Zimmer trat. Bei diesen Worten fuhr der Doctor innerlich zusammen, und seine Lippen zuckten, aller Selbstbeherrschung zum Trotz. Welch seltsamer Zufall liegt zuweilen in einem Wort! Man brauchte bloß das matte, sanfte Lächeln der Kranken weg-

zudenken, und ihre Neckerei gewann die furchtbare Gewalt einer Anklage. Herr Céret faßte die von der Gräfin ihm dargereichte Hand und sagte während des Pulsfühlens in väterlich scheltender Weise:

Niemals vernünftig! Immer nur böse Gedanken! Nun denn, was giebt es Neues?

Was es giebt? Daß ich gleich Angst bekomme, wenn Sie nicht hier sind, versetzte Olympia, indem sie den Kopf auf die Lehne ihres großen Fauteuils zurücksinken ließ; daß ich die Ohnmacht Ihrer Wissenschaft fühle und trotzdem das Bedürfniß habe, Sie zu sehen, Sie zu hören; endlich, daß, wenn Sie so selten kommen, Sie mich eines Tages todt finden werden!

Mit welchem Schauerroman sind Sie heute eingeschlafen? Nun, diese kleine Hand ist ja trotzdem recht frisch und recht ruhig! Nicht Ihr Herz leidet, sondern Ihr Kopf. Ich sehe, daß ich Sie wieder auszanken muß. — Während er so sprach, stellte der Doctor seinen Stock mit dem regelrecht darauf balancirenden Hut an die Ecke des Kamines und rollte sich einen Stuhl neben den der Kranken.

Ja, schelten Sie mich nur, sagen Sie mir, daß ich verrückt bin! Täuschen Sie mich, wenn es sein muß, aber ich beschwöre Sie, kommen Sie öfters! Ihre Gegenwart bringt mich wieder zur Vernunft. Ach, mein bester Doctor, verlassen Sie mich nicht! Sie sind mein einziger Freund. Wenn Sie nicht mehr hier sind, bilde

ich mir gleich ein, Sie seien nach dem Herrn Pfarrer gegangen und Alles sei zu Ende!

Erzählen Sie mir Ihren heutigen Tag; haben Sie sehr gelitten?

Ach, ich wollte viel lieber leiden! Im Schmerz ist Kampf, ist Leben; aber diese Schwäche, diese erdrückende Ruhe, das ist viel schrecklicher. Sagen Sie mir die Wahrheit, ich habe Muth, sie zu hören.

Die Wahrheit ist, daß Ihre Einbildung meine Mittel zu Schanden macht, und daß ich Nichts vermag, so lange Sie selbst nicht den Willen haben, zu genesen.

Aber ich verlange ja nichts Besseres! Glauben Sie denn, Sie erbarmungsloser Freund, ich sei darein ergeben, so langsam zu sterben? Ich bin erst zwanzig Jahre alt; ich habe nichts Böses auf der Welt gethan und glaube, es könnte noch Glück für mich geben. Ich wollte vorhin ausgehen, habe mich bis zum Garten geschleppt. Ich dachte, die Sonne würde mir wohlthun. Aber ich sah so viele Blätter fallen, die Natur erschien mir so schön und so traurig, daß ich in Thränen ohnmächtig hinsank und man mich ganz erstarrt wieder hier herein ans Kaminfeuer gebracht hat.

Sie dürfen nicht mehr ausgehen; die Tage werden schon kalt, wir hatten heute Nordwind.

Schon? Aber der Winter ist doch noch nicht da. Ich möchte mich noch an meinen Blumen freuen.

Es ist besser, Sie trennen sich jetzt etwas früher von Ihren Blumen, die ohnehin schon zu Ende gehen,

als Sie verspäten sich den Genuß des nächsten Frühlings.

Des Frühlings? werde ich den erleben? wo werde ich dann sein?

Wenn nicht in Italien, so hoffe ich doch, Sie werden hier sein, gesund und schön, und werden recht lange Spaziergänge mit mir machen.

Ach, Doctor, Sie haben viel Einbildungskraft, nicht ich.

Nein, ich habe nur Ruhe und etwas Erfahrung.

Sie glauben also, ich könnte genesen?

Ob ich es glaube! Wir Aerzte sind ein bischen Hexenmeister, wir sehen in die Zukunft, und ich lese in den Linien dieser kleinen Hand, daß Sie wieder heirathen und als Urgroßmutter hundert Jahre alt werden.

Oh, scherzen Sie nicht so, mein lieber Doctor! Und trotz ihrer Schwäche lächelte Olympia, der freundlich spottenden Autorität des Arztes nachgebend. Ihre bleichen Wangen färbten sich ein wenig. Sie war im Innern entzückt, sich widersprechen zu hören. Sie wollte noch mehr gescholten sein. Ihre von schwerer Traurigkeit bedrückte Seele regte sich und lebte auf. Mit der Lüsternheit eines Kindes verschlang sie all diese Schmeicheleien. Was den Doctor betrifft, so hatte er sich für diesen Besuch die Dauer einer Stunde festgesetzt; diese mußte gut benützt werden, und er ließ nun all seine Wasserkünste los; er drehte den Zapfen der süßen Worte, der väterlichen Schmeicheleien, der Galanterieen des alten

Herrn; er ließ auch die geringste seiner Redewellen sanft abperlen und brachte tropfenweise mit verbindlicher Wichtigkeit seine kindischen und einfältigen Tröstungen vor. All das Zuckerwerk hatte er unterwegs bereitet, und nun gab er es stückchenweise dem verwöhnten Kinde zu naschen, bis die Stunde zum Aufbruch herankam. Aber dieses Spiel verbreitete um Olympia eine balsamische Luft. Sie segnete den Mann, der sich herabließ, sie zum Besten zu haben, sie war oft versucht, ihm um den Hals zu fallen, an seiner Brust schluchzend zu weinen oder zu lachen; doch eine lähmende Schwäche hielt sie auf ihrem Lehnstuhle festgebannt, und so begnügte sie sich, diese tröstliche Unterredung, von der sie jedes Wort aufsog, durch schüchterne Einwürfe zu beleben. So spann sich das Gespräch gleichmäßig fort, drehte sich immer um dieselben Ideen, nahm dieselben Wendungen und unterhielt sich mit denselben Kleinigkeiten; und diese Stunde war für das Befinden der Kranken heilsamer, als alle Medicamente des Receptbuches. Und so ist es auch erklärlich, daß nach dieser erlösenden Unterbrechung die Einsamkeit ihr noch trauriger vorkommen mußte und sie sich nach des Doctors Fortgehen kränker und elender fühlte als zuvor.

Olympia von Fouchy war Wittwe und zwanzig Jahre alt. Verwais't und ohne Vermögen, war sie von Herrn von Fouchy erzogen worden, einem kränklichen alten Herrn, welcher sich bald an ihr sanftes Gesichtchen, an den frischen Hauch ihrer Jugend und Schönheit ge=

wöhnt hatte. Dem greisen Egoisten schienen die Interessen seiner Mündel mit den seinigen leicht zu vereinigen; er redete sich ein, Olympia dürfe ihn einer möglichen zweifelhaften Heirath halber nicht verlassen, sagte sich, seine Pflicht gebiete ihm vielmehr, diesen duftigen Lichtstrahl, aus welchem warmes Leben auf ihn einströmte, bei sich, in seinem Schatten zu behalten, um ihn auf diese Weise besser behüten zu können. Ohnehin konnte Olympia auf keine glänzende Partie Anspruch machen. War es dann nicht besser, er theilte seine Millionen mit ihr und verurtheilte sie als seine Gattin zu einigen Jahren klösterlichen Cölibates? Dieses Raisonnement wurde nicht in seiner vollen Nacktheit hingestellt; aber der Greis bat so väterlich, daß die Mündel in dieses Hinopfern ihrer Jugend willigte. Sie hatte Furcht vor der Welt; fühlte sie doch, wie zart und gebrechlich ihre Flügel waren! Das Leben an der Seite dieses Greises war bei aller Traurigkeit doch nicht unsanft. Was kümmerten sie, die über die Gegenwart nicht hinauszublicken wagte, die Träume und der Ehrgeiz der andern jungen Mädchen! Fühlte sie in der Tiefe ihres Herzens eine Versuchung erwachen, eine unbestimmte Sehnsucht nach Zärtlichkeit und junger lebendiger Liebe, so erdrückte die arme Waise dieses ungestüme Auflehnen ihrer unschuldigen Jugend mit allen Gewichten der Vernunft und des Gehorsams. Zitternd zog sie den Handschuh von ihrer kleinen weißen Hand, um sie dem greisen Vormund zu reichen. Gerührt, fast bis zur Reue und Beschämung ergriffen von diesem Act

der Ergebung, schwur Herr von Fouchy in seinem Herzen, Alles für Olympia's Glück vorzusorgen, und drückte den väterlichsten aller Küsse auf die Stirn seiner Frau. Das war die ganze Hochzeitsfreude. Olimpia war nun Gräfin. Allein dies änderte Nichts in ihrem Leben; sie behielt ihr kleines jungfräuliches Gemach, und ihr Gatte blieb stets ihr Vormund. Olympia war zart und blond im höchsten Grade. Ihr Haar, welches sie immer in breiten offenen Flechten aufgesteckt trug, hatte einen Goldglanz, der sich wie ein Lichtschein um ihre bleichen Wangen legte. Durch ihre feine Haut schimmerte das Geflecht der Adern. Ihre großen blauen Augen verriethen die Oede ihres Herzens; matt blickten sie umher, als wären sie gewiß, niemals dem dunkel erwarteten Glücke zu begegnen. Die erste Kleidung ihrer Kindheit war schwarz gewesen, und die äußerlich abgelegte Trauer blieb zurück in ihrem Innern. Herrn von Fouchy blieb diese Schwermuth, die wie Erschöpfung aussah, nicht verborgen; er versuchte mit seinem schwächlichen Athem diese Treibhauspflanze, die vor Allem Luft und Sonne bedurfte, blühen zu machen. Allein die weiche, warme Luft wahrer Liebe konnte er ihr nicht geben, und seine väterliche Galanterie, weit entfernt, zu erfrischen, verdichtete nur die melancholische Atmosphäre, welche die arme Olympia niederdrückte. Immerhin verstand es der alte Herr, seine Rolle als Ehemann taktvoll zu spielen. Er konnte recht gut noch einige Jahre leben, hatte jedoch den guten Einfall, ein Jahr nach dem Opfer-

fest seiner Vermählung zu sterben. Er hinterließ testamentarisch seiner Wittwe den Genuß seines ungeheuren Vermögens, welches erst nach dem Tode der Gräfin an seine Familie zurückfallen sollte. Kraft einer besondern Clausel jedoch sollte der Gräfin im Fall ihrer Wiederverheirathung der ganze Besitz vollständig zufallen. Herr von Fouchy wollte die Ansprüche seiner Familie mit seiner persönlichen Schuld versöhnen und meinte, die dankbare Erinnerung des künftigen jungen Gatten der Gräfin wäre wohl ein annehmbares Aequivalent für die Befriedigung seiner angestammten Erben. Ueberdies erblickte er in der Zukunft Olympia von hübschen Kinderköpfchen umringt und sagte sich, daß man vielleicht mit diesen kleinen lieben Engelchen zu seinem Grabe kommen würde, um dort zu weinen und für ihn, wie für einen Großvater, zu beten. Schließlich war dieser Egoist, wie man sieht, ein Weiser. Er hatte sich sein Theil bei Lebzeiten genommen und wollte, daß man ihm nach seinem Tode die wenigen Monate unverfänglicher Vertraulichkeit verzeihe, welche er der Zukunft seiner Mündel vorweg entzogen hatte.

Olympia beweinte ihn aufrichtig, wie einen Vater, und in der ersten Aufwallung eines kindlichen Schmerzes gedachte sie ihm treu zu bleiben. Sie zog sich in das Schloß ** zurück und widerstand den Zuvorkommenheiten einer Welt, welche die Tugenden des armen jungen Mädchens geringgeschätzt hatte und nun ganz bereit schien, der reichen Wittwe alle Thüren zu öffnen. Sie

kannte das Leben nicht, aber ihre Unschuld errieth es. Die wenigen Bücher, welche die Nahrung ihres jungen Geistes gewesen, hatten den Keim des Mißtrauens in sie gelegt. Sie hatte jetzt Angst vor den Huldigungen, die sie einst träumen mochte, und jene Liebe, an welche sie einst geglaubt, wenn auch ohne zu hoffen, sie fürchtete sie nun, ohne an sie zu glauben. So wurde ihre Einsamkeit immer vollständiger und düsterer; dem Schmerze angetraut, hatte sie ihr Schloß in eine Art von Kloster verwandelt, wo sie eine herbe Befriedigung darin fand, allein zu leiden und an der langsamen Abzehrung verschmachtender Seelen hinzusterben.

Herr von Solignac war der Haupterbe des Herrn von Fouchy. Seine Enttäuschung machte sich anfänglich in starken Schimpfreden Luft. Bei den Condolenzsoupers, welche die guten Freunde seines Clubs im Café de Paris ihm gaben, schwur er nichts Geringeres, als dieser gemeinen Person, welche so pfiffig war, sich erst von ihrem Vormund heirathen und dann die Nutznießung, möglichen Falles sogar den Vollbesitz seines Vermögens sich zusichern zu lassen, den Hals umzudrehen. Herr von Solignac hatte schon lange vorher auf den Todesfall seines reichen Verwandten Anleihen gemacht und befand sich in nicht geringer Verlegenheit über den schlimmen Streich, welchen der Selige ihm spielte. Da er Nichts war als ein schöner Mann, glaubte er an Nichts, wußte Nichts und liebte Nichts; vergeudete seine ganze Thatkraft in

gewöhnlichen Intriguen, benahm sich unverschämt gegen die Damen der großen Welt, welche er aus Rücksichten seiner Geburt nicht ganz vernachlässigen durfte, war hingegen galant bis zur Abgeschmacktheit gegen jene Portierstöchter, die etwas Seife und Atlas in elegante Damen verwandelt hatte, für den Bedarf der großen Oper und der französischen Cavalierherzen. Solignac war übrigens weder besser noch schlechter als der große Haufe armseliger Alcibiades-Affen, die täglich auf den Boulevards ihren Hunden den Schwanz abschneiden, um von sich reden zu machen, und die überall zahlreich sind, ausgenommen dort, wo sie mit einigem Recht wären, nämlich in den Räumen der Correctionspolizei.

Solignac gehörte zu jener Generation, die Gottlob an ihrer eignen Lächerlichkeit allmählich zu Grunde geht; einer Generation, die im Leben nur ein buntes Getümmel, eine Art Lanzknechtspiel erblickt und, von gedankenlosen Lehrern zu einem zwecklosen Dasein erzogen, ohne Glauben in die Welt tritt und Nichts achtet, als was ihre Eitelkeit oder Vergnügungssucht befriedigt. Eines Tages fand sich Solignac auf dem Pflaster der Boulevards mit einem angesehenen Namen, einem hübschen Aeußern und geringem Einkommen. Er war in der Politik unmittelbar in die Reihen der Conservativen getreten und hatte im Uebrigen dem Lande seine Schuld abgetragen, indem er magere Pferde rennen ließ und eben solche Tänzerinnen unterhielt. Ich weiß nicht genau, ob seine Familie von altem Adel war, ob dieser aus der Zeit König Johann's,

des Kaiserreiches oder der Restauration datirte; so viel ist gewiß, daß das Partikelchen vor seinem Namen ihm genügte, um ehrliche Leute zu verachten, und sein Wappen, um Briefpapiere und Petschafte damit zu zieren. Unbekannt mit Allem, was geschrieben ward, schlug er nur Bücher auf, die sein Kammerdiener ihm empfahl, und die seinen blasirten Geschmack mit den Denkwürdigkeiten einer vom Geschäft zurückgezogenen Schauspielerin oder mit den zweideutigen Bekenntnissen einer gefeierten Lorette unterhielten. Daneben hatte Herr Julius von Solignac, als Kind einer Epoche des Weltschmerzes, gleichfalls eine große Leere in seinem Herzen auszufüllen; allein er verwechselte das Herz mit dem Magen und aß und trank, anstatt zu träumen oder zu verzweifeln. Es wäre möglich, daß er kein Abkömmling der Kreuzritter war, denn niemals dachte er daran, Jerusalem zu erobern, auch schienen ihm die Juden schätzbare Geldverleiher, denen man eher Tempel errichten, als sie daraus verjagen sollte.

Als Herr von Fouchy starb, war der Vicomte von Solignac ein ruinirter Mann und in der mißlichen Lage, irgend eine reiche alte Frau heirathen zu müssen, um leben zu können, wenn er nicht allenfalls die Fähigkeit besaß, den Karten Vernunft beizubringen. Der Vicomte war in allen Spielen jederzeit zu kleinen Nachhülfen aufgelegt. Er wußte sehr wohl, daß seine besten Freunde an den grünen Tisch ein bequemes weites Gewissen mitbrachten; war es doch nichts Unerhörtes, daß Edelleute von 1830

sich beim betrügerischen Volteschlagen ertappen ließen. Kurz, Solignac war ein unverschämtes Kind seiner Zeit, er hatte kein anderes Vorurtheil als das: ohne Vorurtheil zu sein. Vor jedem Glauben, vor jedem Schein der Tugend hütete er sich wie vor einer Lächerlichkeit und war redlich bemüht, aus dem Taugenichts, der er war, einen Schuft zu machen.

Olympia zu heirathen und mit der allerliebsten Zugabe einer hübschen jungfräulichen Wittwe die Millionen des Oheims wieder zu erhaschen, dies war der erste Versuch einer Revanche in dieser von Solignac verlorenen Partie.

Aber Frau von Fouchy täuschte sich nicht über diese ihr so plötzlich entgegenkommende Galanterie. Willig hatte sie dem alten Vormund ihre Jugend als Almosen hingegeben, aber diesem eingebildeten, blasirten jungen Manne die Schatulle zu füllen, davor graute ihr. Die Liebe existirte nicht für das arme Kind; es wagte nicht daran zu denken, und hätte nicht ein geheimer Instinct in Olympia sich gegen Herrn von Solignac empört, sie wäre aus Lebensüberdruß darauf eingegangen, den getäuschten Erben zu befriedigen. Aber dieser geheime Widerwille rettete sie. Solignac war höflich, aber unerbittlich zurückgewiesen worden, als er mit Herrn Céret zusammentraf. Zwischen diesen nicht eben schwärmerischen Männern fand eine genaue Abschätzung der Chancen statt, welche die schwächliche Gesundheit der Gräfin dem

Vicomte offen hielt. Der Arzt versicherte, daß die junge Wittwe wahrscheinlich einer Herzkrankheit entgegengehe, die sie unfehlbar tödten würde. Der Erbe verhehlte nicht, wie erfreulich ein solches Ereigniß für ihn wäre, und hatte die Unverschämtheit, etwas wie eine halbe Million von dem ihm zufallenden großen Vermögen dem Arzt in Aussicht zu stellen, welcher taktvoll und verständig genug wäre, Frau von Fouchy auf ihrem Wege zum Grabe nicht aufzuhalten. Es ist immerhin unklug, ähnliche Wünsche vor einem Arzte laut werden zu lassen. Herr Céret bemerkte dies scherzend und forderte zur Strafe Herrn von Solignac auf, ihm eine auf eine Million lautende Anweisung auf die Verlassenschaft der Gräfin auszustellen. Solignac bemerkte augenblicklich, daß er es mit einem geschickten Partner zu thun habe. Er stellte die correcteste Verschreibung aus, und hiermit war Alles abgemacht zwischen diesen beiden Männern, die einander verstanden und hinreichend achteten, um sich nicht die Hand zu reichen.

Herr Céret begann die Behandlung der Gräfin; Herr von Solignac miethete ein kleines Häuschen und das Jagdrecht in der Umgebung, und wenn die beiden heimlich Verbündeten sich zufällig begegneten, so sagten sie sich Alles lediglich durch die Art, wie sie einander durch Hüteabnehmen grüßten. Der Verschwiegnere war unstreitig der Doctor. Er, der sich vor Nichts fürchtete, mißtraute Allem. Hauptsächlich empfand er eine entsetzliche Angst, Solignac zu begegnen. Dieser Geck hatte Ge-

schwätzigkeitsanfälle, welche den methodischen Arzt zur Verzweiflung brachten.

Der Mann rennt in sein Verderben, brummte Herr Céret, so oft der überzählige Erbe mit ihm die Erbschaftsangelegenheit besprechen wollte; und wir haben gesehen, mit welcher Zurückhaltung der Doctor die Herausforderungen seines Mitschuldigen über diesen Punkt aufzunehmen pflegte. Kurz, Olympia von Fouchy war auf beiden Seiten umgeben von zwei hartgestählten herzlosen Schurken; festgeklemmt in diesen Schraubstock, verschmachtete allmählich die arme Seele, ohne zu ahnen, daß täglich des Doctors Auge auf ihrer Stirne nach der wahrscheinlichen Todesstunde spähte, und daß unten Herr von Solignac pfeifend und Rebhühner jagend des Augenblickes harrte, wo für sie im Gottesacker ein wenig Erde aufgeschaufelt würde.

Olympia litt thatsächlich an einer Herzkrankheit. Ob nun diese ein organischer Fehler oder das Ergebniß ihrer in Traurigkeit erdrückten Jugend war, ist schwer zu entscheiden. Für das habgierige, schweigsame Paar, welches sie so unermüdlich bewachte, war das Wichtigste die zunehmende Erschöpfung der Patientin, der immer langsamere Pulsschlag, die bleierne Schwere, welche den Kopf auf die Stuhllehne sinken machte; lauter sichtbare Ankündigungen des furchtbaren Gastes, der uns nur einmal besucht und dann mit sich fortnimmt. Wie lange kann diese schwache Brust noch athmen? Das vermochte Solignac

nicht vom Doctor zu erfahren; dieser wollte, konnte es vielleicht nicht einmal sagen.

An dem Tage, an welchem unsere Erzählung beginnt, fühlte sich Olympia schwächer denn je. Sie schickte einigemale nach Herrn Céret; und nun, da er bei ihr saß, sanft scheltend ihr zusprach, mit jener väterlichen Autorität, welche sie froh war Jemandem einräumen zu können, litt sie weniger und lauschte einer schwachen, fernen Stimme in ihrem Herzen, die Hoffnungslieder sang. Der Besuch dauerte über eine Stunde. Ein Blick auf die Uhr belehrte den Doctor, daß sein Mittagsmahl daheim bereit stehe, er sperrte daher die Schleusen seiner Beredsamkeit ab, faßte den Inhalt in eine letzte, halb strenge, halb schmeichelnde Phrase zusammen, küßte der Gräfin mit respectvoller Zärtlichkeit die Hand, zog ein Fläschchen aus der Tasche und stellte dasselbe auf den Kamin.

Sie gehen schon? sagte seufzend Olympia.

Jetzt, da Sie wieder vernünftig sind, habe ich Nichts mehr hier zu thun, erwiederte der Doctor, seine Handschuhe anziehend.

Und wenn ich leide, sobald Sie fort sind?

Das hier soll mich ersetzen.

Immer nur Medizinfläschchen! immer nur Arzneien!

Ei! ich kann nichts Anderes geben, ich habe nichts Anderes, entgegnete etwas barsch Herr Céret; wenn Sie es mit Unterhaltung, mit Zerstreuungen versuchen wollen, müssen Sie sich an Andere wenden. Soll ich Ihnen

Ihren schönen Neffen, Herrn von Solignac herschicken? fragte der boshafte Alte und sah die Kranke mit seinen unerbittlichen Spötteraugen forschend an.

Nein, nein, da sind mir Ihre Arzeneien doch noch lieber.

Herr von Solignac ist aber doch ein sehr hübscher Cavalier! Ich bin überzeugt, er wüßte wirksamere Recepte, als ich.

Schweigen Sie, schweigen Sie still, böser Doctor! Gehen Sie nur schnell fort, rief die Kranke mit einem furchtsamen Lächeln. Der Doctor grüßte und faßte die Thürklinke.

Wie? So wollen Sie fortgehen? Kommen Sie, geben Sie mir Ihren Arm; ich will Sie wenigstens bis zur Vortreppe begleiten.

Herr Céret hielt seinen derben, knochigen Arm möglichst gerundet hin; Olympia stützte sich darauf, und nun gingen die Beiden gemessenen Schrittes bis an die Schwelle eines großen mit Marmor ausgelegten Vorsaales. Hier konnte Frau von Fouchy einen Ausruf nicht zurückhalten. Die Nacht kam heran. Die untergehende Sonne vergoldete die Bäume des Parks und zog lange dunkelrothe Streifen weithin die Schloßalleen entlang.

Sehen Sie nur, Doctor, den schönen Himmel!

Ja, wir werden morgen Wind haben.

O wie die Sonne wohl thut! Ja, ich fühle es, wenn wir immer Sommer hätten, würde ich genesen, würde leben! Aber der Winter macht mir Angst.

Und mir vollends! rief Herr Céret aus, indem er sich sanft vom Arme der Gräfin losmachte, die sich auf das Treppengeländer stützte; glauben Sie, ich sehe den Winter mit all dem Schnee und Koth gerne kommen? Was Sie betrifft, schöne Frau, so will ich es schon mit dem lieben Gott ausmachen, wenn Sie recht brav und vernünftig sein wollen, daß er Ihnen Rosen im Jänner und Flieder im December erblühen läßt; das verspreche ich Ihnen, denn ich stehe, durch die Vermittlung des Herrn Pfarrers, gar nicht schlecht mit unserm Herrgott.

Schweigen Sie still, Gottloser!

Ich? Gottlos? sagte der Doctor, den Stock hoch erhebend, mit einem sonderbaren Lächeln; wie kann man mich so verleumden! Ich glaube zu sehr an den Teufel, um nicht auch ein bischen an den lieben Herrgott zu glauben. Hiermit verneigte er sich tief und ging. Die Gräfin hatte ihm nicht mehr zugehört, sie war in tiefes Träumen versunken.

Olympia, auf das Gitter des Perrons gelehnt, pflückte gedankenlos die Blätter der bis zu ihr hinaufragenden Gebüsche und versenkte sich mit Aug' und Seele in das glühende Flammenmeer, das die untergehende Sonne vor ihr ausgegossen hatte.

Ach! sprach leise das arme Opfer aus der Tiefe des Herzens, könnte ich dort hinein fliegen, mich in das helle Lichtmeer stürzen und darin verbrennen und ver-

schwinden! Ach, du lieber Gott! wenn du dich uns in deiner Schöpfung so herrlich schön enthüllst, wie gern verlassen wir dann die Erde und wie sehnen wir uns nach deinem Himmel! Ja, du selbst bist es, der mich ansieht und mir zulächelt. O mein Gott, nimm die Verwais'te, nimm dein armes verlassenes Kind zu dir zurück! Liebt mich doch Niemand, hält mich doch Niemand auf dieser Welt fest! Ach, wo sind die Zeiten, da Gott seine Engel vom Himmel sandte, die Bekümmerten zu trösten! Da hätte auch ich hoffen können, es würden diese goldenen Wolken sich öffnen und ein Himmelsbote auf mich zukommen mit Worten des Friedens und der Liebe!

So sprach sie zu sich selbst in jener poetischen Exaltation, wie sie einsamen Gemüthern eigen ist. Da bemerkte sie ganz deutlich eine menschliche Gestalt sich von dem lichten Goldgrund abheben und ihr allmählich näher kommen. War es eine Täuschung? Hatte ihr phantastischer Sinn ihr den Blick getrübt? Bewegt, mit von Schreck und Freude klopfend gehobener Brust, verschlang sie den Raum, und der Schatten kam immer näher. Krampfhaft umklammerte die arme Frau das Eisengeländer, unbeweglich, im Zweifel, ob sie um Hilfe rufen oder sich still verhalten sollte, um den Traum nicht zu verscheuchen. Als die Erscheinung nur noch wenige Schritte entfernt war, blieb sie stehen, und die Gräfin unterschied einen jungen Mann von feiner Gestalt, der entblößten Hauptes sie ehrfurchtsvoll grüßte.

Wer ist da? lispelte die Kranke.

Ist Herr Doctor Céret noch im Schloß? fragte man statt aller Antwort.

Wie! Sie sind es, Herr Louis! Sie haben mich recht erschreckt.

Verzeihung, Frau Gräfin! ich bin soeben angekommen und kann es kaum erwarten, meinen Vater zu umarmen.

Er ist eben fortgegangen und wird sehr glücklich sein, Sie zu sehen. Ich wage es nicht, Sie aufzuhalten; aber Sie werden wiederkommen, nicht wahr? Sie sind mir Ihren Besuch schuldig und eine Entschuldigung für den Schrecken.

Louis Céret stotterte einige Worte.

Frau von Fouchy war verlegen und fühlte sich einer Ohnmacht nahe; sie grüßte ihn zum Abschied mit einer Bewegung, die bedeutsamer ausfiel, als sie es zu einer anderen Zeit sich gestattet hätte. Die Hand auf die Brust gelegt, trat sie ins Zimmer.

Bin ich doch thöricht! sprach sie zu sich, wie würde der gute Doctor höhnen, wenn er wüßte, daß ich seinen Sohn für eine himmlische Erscheinung gehalten habe!

Die Gräfin wollte über sich selbst lachen, allein sie hatte die Kraft nicht dazu. Viel aufgeregter, und doch weniger leidend als sonst, dachte sie vor dem Einschlafen noch lange an den schönen jungen Mann, dessen geistvoller Kopf ihr im Glanz des Abendlichts so verklärt erschienen war.

Der junge Arzt hingegen dachte, als er den Weg ins Dorf einschlug:

Wie sie verändert ist! Mein Vater sprach doch nie in seinen Briefen von ihrer Krankheit. Arme Frau! So schön, so reich und so unglücklich!

III.

Où peut-on être mieux?...

Bei seiner Heimkehr bemerkte Herr Céret alsbald, daß seine Küche vortrefflich bestellt sei, und seine Haushälterin ihn besonders festlich bewirthen wollte.

Was giebt es Neues? fragte er, mit dem Stock auf den Boden klopfend.

Daß wir einen Gast bekommen haben.

Des Doctors Stirn verfinsterte sich; er dachte an Solignac.

Ich erwarte Niemand.

Auch keinen Reisenden von Paris?

Oh! ist Louis hier?

Ja, Herr, und in seiner Ungeduld lief er aufs Schloß, Sie dort zu suchen.

Warum hat er sich das erlaubt? Ich will nicht, daß man mir zu meinen Patienten nachlaufe.

Nun, Sie können ihn selbst auszanken, denn da kommt er eben.

In der That kam Louis herbeigeeilt und stürzte in die Arme seines Vaters, den er innig an sich drückte.

Wie glücklich bin ich, Sie wieder zu seehn, Sie zu

umarmen, theuerster Vater! Mir wurde so bang in Paris! Sie antworteten kaum auf meine Briefe, ich wurde unruhig über Ihre Gesundheit und setzte mich lieber gleich selbst auf die Post.

Kind! sagte gerührt der Arzt, indem er sich bemühte, seine Würde zu behaupten, warum unterbrichst du deine Studien, deine Arbeiten, und giebst Geld aus? Aus dir wird ein schlechter Arzt, mein Junge; du bist zu weich.

Ach, sagen Sie das nicht, lieber Vater; je mehr ich studire, desto fester wird mein Glaube an die Wissenschaft und meine Liebe zu Ihnen. Mein Geist wird genährt, aber mein Herz bleibt hungrig.

Ei, Papperlapapp, was für thörichtes Geschwätz! Margareth! bring die Suppe! Louis hat zu lange gefastet, er redet irre.

Als man bei Tische saß, betrachtete Herr Céret seinen Sohn mit schlauer Miene.

Nun also, wirst du mir jetzt sagen, warum du Paris so plötzlich verlassen hast?

Ich habe es Ihnen ja gesagt, lieber Vater: der Wunsch, Sie zu sehen.

Hm! Ein curioser Wunsch!

Liebster Vater, wissen Sie denn nicht, daß ich keinen höheren Ehrgeiz habe, als mir Ihre Liebe zu erhalten?

Laß mich in Ruhe! Ist es zu glauben, daß man einen geizigen, brummigen Alten, wie ich, so liebt? Den

Geldbeutel liebt man und drückt ihn zuweilen recht fest an sich, aber nur um etwas herauszupressen.

Vater, Sie thun mir weh! Wie können Sie an meiner Liebe zweifeln?

Zweifeln! Ich zweifle nie, mein Sohn; ich glaube, oder ich glaube nicht.

Sie glauben also nicht, daß ich Sie liebe?

Doch, allerdings; aber ich glaube auch, daß du jung bist, obendrein ein hübscher Bursche ....

Eine Röthe stolzer Scham überzog die Wangen des jungen Arztes.

Ich schwöre Ihnen, Vater....

Daß du mir vielleicht keine Liebschaft mitzutheilen, keine Schulden einzugestehen hast, unterbrach ihn kopfschüttelnd der hartherzige Alte.

Bei dem Andenken meiner Mutter, erwiderte mit einiger Feierlichkeit Louis, betheuere ich, daß ich mir nichts vorzuwerfen habe; die Arbeit bewahrt mich vor Schulden und schlechter Gesellschaft.

Oho! Du scheinst mir häufiger in die Predigt als auf die Klinik zu gehen; so spricht Einer, der mehr in der Bibel als im Broussais lies't. So? du sorgst also für dein Seelenheil und strebst nach der Tugendpalme? Willst das Secirmesser führen, armer Tropf, und glaubst dabei an eine Seele?

Gerade deßhalb, lieber Vater, weil ich meinen Ehrgeiz darein setze, den Körper zu heilen, glaube ich an eine unsterbliche Vernunft. Ich sehe in dem armen

Kranken, den ich auf seinem Lager hebe und wende, etwas anderes als ein Bündel Muskeln und Knochen, und ich sage es mir stets vor: dies ist kein sterblicher Mensch, den ich behandle, dies ist ein Theil der Gottheit.

Reiche mir die Hand, sagte ironisch Vater Céret und fühlte seinem Sohn den Puls; nein, du hast kein Fieber. Also das sind die Aerzte von heutzutage! Ich danke schönstens dafür! Wahrscheinlich befaßt ihr euch mehr mit Teufelsaustreibungen, als mit Recepten, und curirt Beinbrüche mittelst Beschwörungsformeln.

Wir wenden auf den leidenden Körper dieselben Mittel an, wie Sie, lieber Vater, erwiderte lächelnd der junge Mann: Pflanzen- und Mineralstoffe; allein wir halten unser Werk nicht für vollständig und blicken mit einiger Eifersucht auf den Priester, dem das Mysterium der Beichte als Heilmittel zu Gebote steht.

Nun gut, so nimm die Kutte und den Weihwedel! Fürwahr, man macht schöne Streiche bei euch! Du hattest Recht, herzukommen, mein Sohn; bei mir sollst du nüchtern werden. Du sollst selbst sehen, ob unsern Bauern die Beichte oder ein Verband noththut, wenn sie sich beim Herabfallen vom Heuschober eine Rippe gebrochen haben. Und kannst du mir in all den Wunden, die du hier aufschneiden wirst, eine einzige Seele zeigen, so verpflichte ich mich, meine Kranken fortan von Somnambülen behandeln zu lassen und Consultationen nur mittelst Kartenaufschlagen zu ertheilen.

Lieber Vater, über diesen Punkt werden wir uns

niemals verständigen. Sprechen wir nicht weiter davon. Ihre Gelehrsamkeit, Ihre Kenntnisse stehen über jedem Zweifel; allein zur Zeit Ihrer Studien glaubte man nicht an den Geist. Die Außenwelt genügte Ihren Zeitgenossen, man hielt sich an die Materie. Auf den Schlachtfeldern Europa's lagen damals so viele menschliche Glieder zerstückelt, daß man nicht Charpie genug auftreiben konnte, und nothgedrungen nur an die Realität des Blutes und der Wunden glaubte. Allein wir, lieber Vater, wir leben in einer anderen Zeit und kämpfen andere Kämpfe. Die Wunden von heute liegen nicht offen und bluten nicht. Der Arzt, dessen Blick nicht tief unter die Haut eindringt, ist ein kurzsichtiger; das Uebel ist viel häufiger ein Fieber des Geistes als eine Entzündung der äußeren Gewebe. Das Evangelium sagt: das Wort ist Fleisch geworden, und wohl glaube ich das, denn ich fühle es täglich, daß im Einklang mit diesem Wunder nun auch das Fleisch zum Worte wird.

Und du, mein Sohn, du wirst auch völlig zum Worte. Stoß an, und lassen wir all die Schnurren bei Seite! Da du nur gekommen bist, um das Glück meines Anblicks zu genießen, wie du versicherst, so schau mich an nach Herzenslust. Nur muß ich dir ankündigen, mein Junge, daß du zuweilen allein bleiben wirst. Die Praxis ist hier sehr stark. Bei den „Seelen" in diesem Bezirk kommen häufige Brustkatarrhe vor, und da du sie schwerlich nach deiner Manier heilen wirst, so muß ich wohl allein dazu sehen. Botanisire indeß,

mache den Mädchen die Cour, und wenn du die Pflanzen, das Essen und deinen Herrn Vater satt hast, dann fahre nach Belieben wieder ab, nach jenem Fabelland, wo man dich so schöne Dinge lehrt.

Sie spotten, lieber Vater; aber ich hoffe, Sie zu überzeugen und zu meinen Ideen zu bekehren.

Zum Kukuk! das lasse dir nicht einfallen, rief Vater Céret, sein Weinglas mäßig nachfüllend; ich komme mit meiner eignen Laterne ganz gut zurecht; ich wünsche weder ein anderes Glas noch ein anderes Licht. Wenn sie raucht, so putze ich sie selbst; und ist sie einmal ausgegangen, so wäre es übel angebracht, wolltest du noch Oel nachgießen.

Eine Stille folgte auf dieses Gespräch. Louis lächelte traurig vor sich hin. Er fühlte an den Scherzen seines Vaters einen Keim der Entzweiung heraus. In einer Art kindlicher Angst hatte er Paris verlassen; er sagte sich, wie lange schon er den kalten und strengen Vater nicht umarmt habe, dessen Züge sich ihm in der Entfernung erweichten; es drängte ihn, sich von seinem Vater segnen und weihen zu lassen vor dem Antritt seines ernsten Berufs. In seinem kleinen Zimmerchen im Quartier latin erging er sich in jenen leidenschaftlichen Monologen, die dem unschuldigen Ehrgeiz eigen sind. Er träumte die Heilung der gesammten Welt. Er liebte die Wissenschaft mit jener ritterlichen, jungfräulichen Glut, die, erhaben und einfältig zugleich, geniale Männer hervorbringt oder Schwächlinge. In diesen Stunden der heftigsten Aufregung, der schönsten Hoffnungen und

des mächtigsten Eroberungstriebes flossen die letzten Jugendthränen über seine Wangen. Bei dem Gedanken an seinen Vater fühlte er sich schwach und ganz Kind; er floh aus Paris, um in herzlicher Hingebung und Vertraulichkeit einige Tage im Vaterhause zu verleben.

Louis Céret war eine edle Natur. Er liebte seinen Vater trotz Allem, und der Doctor konnte nur auf dem ganz speciellen Gebiete der Medicin in seinen Augen sinken. Allein es war dem jungen Manne schmerzlich, in dem Freunde seines ganzen Lebens nicht mehr jene geistige Ueberlegenheit zu finden, deren sein Gemüth bedurfte. Er erkannte, daß er mit seiner Art, die Wissenschaft zu lieben, allein bleiben würde. In einem Alter, wo der Kampf beginnt, in einer Laufbahn, deren Verantwortlichkeit so schwer drückt, sah sich Louis allein. Einen Schatz angesammelter vertraulicher Mittheilungen, Fragen, Zweifel und Ueberzeugungen hatte er mitgebracht; aber beim ersten Versuch lachte man ihm cynisch ins Gesicht, und der Mensch, den er vor Allen liebte, von dem er Ermuthigung und Rath erhoffte, zwang ihn zum Schweigen, zum Mißtrauen, zum Zurückdrängen aller Quellen des innersten Vertrauens. Louis schwieg eine Zeit lang. In aller Stille verband er die erste Wunde, die ihn mitten ins Herz getroffen; der Alte spielte den Gutmüthigen, zwinkerte und schielte mit prüfendem Blick nach seinem Sohne und war es wohl zufrieden, dessen stürmisches Wesen ein wenig abgekühlt zu haben; denn dies gehört auch zu jenen Mißverständnissen in der Familie, daß

das Haupt derselben einen falschen Schritt nur gutzumachen weiß durch Mißbrauch seiner geschädigten Autorität.

Woran denkst du, mein Junge? sagte nach einigen Augenblicken der alte Arzt, der dem Sohne das Vergnügen des Schmollens nicht gönnen wollte.

Louis konnte unmöglich gestehen, was ihn beschäftigte. Er antwortete, um zu antworten, beinahe ohne zu wissen, was er sprach:

Ich dachte an Frau von Fouchy, die ich recht blaß und matt gefunden. Sie behandeln sie, nicht wahr? Was ist ihre Krankheit?

Des Doctors Auge leuchtete plötzlich auf, erlosch aber sofort wie eine sorgfältig gehütete Flamme, die ein dreister Luftzug unversehens angefacht hat.

Hat sie dich consultirt, die reizende Gräfin, daß du mich so ausfragst? Willst du mir etwa Concurrenz machen? versetzte ironisch Herr Céret.

Ich möchte einfach wissen, was dieser armen Frau fehlt, die ich blühend und munter verlassen habe und nun blaß und erschöpft wiederfinde.

Oh! erschöpft! ja wohl, erschöpft, aber nicht so sehr als ich es wünschte, sagte kopfschüttelnd der Arzt.

Was wollen Sie damit sagen, lieber Vater?

Daß hier ein Fall von sehr ausgesprochener Hypertrophie vorliegt; daß die Herzkammern furchtbar ausgedehnt sind, und daß diese zarte Wittwe den Todeskeim in ihrer Lunge birgt, daß der Herzschlag sie mir tödten wird.

Seit wann hat die Krankheit diesen ernsten Charakter angenommen?

Beiläufig seit einem Jahr. Nur mit großer Mühe beruhige, beschwichtige ich dies stürmische Herz. Erst heute wieder hatte sie furchtbares Herzklopfen.

Und welche Behandlung wenden Sie an?

Ei wahrlich! Das ist ja ein Interrogatorium und ein Examen, dem du mich unterziehst! Louis, du bist ein Pedant. Es thut mir sehr leid, dir das sagen zu müssen. Nun sind wir eine ganze Stunde beisammen und du hast mir nur von Kranken und von Medicin gesprochen. Zum Kukuk, mein Sohn, Alles hat seine Zeit!

Louis hielt sich für geschlagen, und das Mittagmahl wurde schweigend beendet, ohne daß einer von Beiden hätte sagen können, warum Vater und Sohn das Vorgefühl eines möglichen Conflictes hatten. Louis hatte weniger Bitterkeit erwartet, hatte einen wärmeren Empfang, ein innigeres Anschließen gehofft. Vater Céret war verletzt von den Ideen, den Fragen und dem Ehrgeiz seines Sohnes. Verlegenheit und Zwang ließen ihre im Grunde doch so wahre Neigung verstummen und legten ihnen leere Worte in den Mund, die sie mechanisch hervorbrachten, nur um über die Stunden hinweg zu kommen, diese früher so süßen ersten Stunden nach der Rückkehr des vielgeliebten Kindes in das väterliche Haus.

Louis schützte Müdigkeit vor und zog sich in sein Zimmer zurück. Sobald er allein war und die Thür

geschlossen hatte, warf sich der arme Junge auf einen Stuhl und fing an zu weinen. Ach, die Thränen mit zwanzig Jahren! Die qualvollsten und süßesten zugleich! Der sie vergießt, schämt sich ihrer ob seines Alters und Verstandes, aber sie trösten ihn doch über den Abschied von der Kindheit und den Eintritt ins Mannesalter. Wie sind sie so glühend heiß, die Thränen mit zwanzig Jahren, diese schweren, zornerfüllten Tropfen, die man mit geballter Faust trocknet! Wer möchte sie nicht später wieder weinen, und noch einmal den edlen Kummer fühlen, den sie gestillt!

Louis war eine von jenen Naturen, die nichts davon abbringen kann zu lieben, und welche durchs ganze Leben ihre Illusionen, ihren Liebesdrang und das kindische Bedürfniß, ihre Zärtlichkeit zu zeigen, beibehalten.

Dem Anschein nach stolz und kalt, schmolz er beim ersten Lächeln geliebter Züge. Unempfindlich gegen die Beleidigungen des Pöbels, wurde er sofort weich, sobald in irgend einem Streite das Herz ins Spiel kam. Seine Hand hätte nicht gezittert bei einem gewöhnlichen Pistolenduell, aber die Härte eines Freundes entlockte ihm Thränen; als vernünftiger Arzt erwies er sich tapfer gegenüber den Schrecken der menschlichen Gebrechlichkeit, aber wenn sein Patient, nach angelegtem Verband ihm vertrauliche Mittheilungen machte, überließ er sich seiner Rührung und sann auf Heilmittel für das unsichtbare Seelenleiden. Er hätte Hymnen gedichtet, wenn er es

nicht als seine Lebensaufgabe erkannt hätte, Arzt zu sein. Weit entfernt seine Begeisterung abzukühlen, erfüllte ihn die Wissenschaft von Anfang an mit einem Enthusiasmus, der ihn nicht mehr verließ. Nachdem er seine Mutter — sie hatte ihm all ihre Tugenden vererbt — frühzeitig verloren, liebte er seinen Vater mit verdoppelter Neigung. Bis dahin war ihm derselbe Gegenstand einer zweifellosen Verehrung gewesen. Kein anderer Mensch wäre in den Augen des jungen Céret damals dem alten Landarzt an Gelehrsamkeit, an Gemüth und Redlichkeit überlegen erschienen. Diese Heimkehr des Sohnes änderte plötzlich Alles. Er fand im Vater nicht mehr einen nachsichtigen und unfehlbaren Meister, sondern einen aufgeblasenen, auf seine Geschicklichkeit stolzen Alten, der die Träume dieses schwärmerischen Gemüthes hart und lieblos verletzte und sich mit einer Verknöcherung brüstete, hinter welcher wohl etwas mehr stecken mochte als bloßes Spiel. Louis weinte bitterlich, und doch wäre es ihm sehr schwer geworden, den bestimmten Grund seines Kummer anzugeben. Es war der prophetische Blick kindlicher Liebe, der ihm einen Abgrund zeigte. Sonderbarer Weise mischte sich die Erinnerung an Olympia in seine Träume, und so wie er der Gräfin im Abendsonnenglanz erschienen war, so sah er nun sie als die Verkörperung hinwelkender Jugend und himmlischer Liebe, wie sie auf den Balkon gestützt mit dem fragenden Blick einer Verbannten zum Himmel empor schaute.

Was den Doctor anbelangt, der hatte keine Träume.

Vor dem Einschlafen stellte er sich zwei Fragen: Was hat Louis hier zu thun? und wie kann man ihn wieder fortbringen? — Nachdem er dieses Problem in seinem Kopf um und um gewendet hatte, ohne eine vollständig befriedigende Lösung zu finden, überließ er sich dem Genuß jener traumlosen Ruhe, welche für den Schlaf des Gerechten gilt; als wenn drei Viertheile der Menschheit an Schlaflosigkeit litten! Immerhin müssen wir jedoch bemerken, daß Herr Céret, aus welchem Grund immer, sich vor dem langen Wachbleiben sorgfältig hütete. Auch an jenem Abend bereitete er, wie er zu thun gewohnt war, einen gewissen Opiumtrank und sah dabei herzhaft in den Spiegel, mit seinem wahren Blick, ohne Furcht vor sich selbst und ohne Verstellung.

Solignac, sprach er zu sich selbst, Solignac auf der einen Seite, Louis auf der andern; dort Haß, hier Liebe; ich bin ein wenig genirt. Das sind zwei unbequeme Zeugen. Der Kukuk hole dies einfältige Kind, welches das Vergnügen mich zu umarmen nicht drei Monate lang hinausschieben kann! Armer Junge! er versteht Nichts vom Handwerk! Ein empfindsamer Arzt! Sonderbarer Träumer! Uebrigens, auch ich könnte träumen, und darum muß man sich vorsehen!

Mit diesen Worten leerte der Arzt auf Einen Zug seinen Nachttrunk, ging zu Bette und versank bald, gegen Alpdrücken und ängstliche Träume geschützt, in einen tiefen Schlaf.

IV.

Ueble Folgen, wenn Vater und Sohn den gleichen Beruf haben.

Am folgenden Morgen, als Herr Céret erwachte, nahm er seine durch den Schlaf unterbrochenen Reflexionen wieder auf, und das Resultat war folgendes:

Louis wird nicht mehr nach Paris zurückkehren wollen; geht er dennoch, so geht er mit einem Verdachte fort. Wenn er bleibt, so wird er das Schloß besuchen, und dann dürfte mein Herr Sohn sich einfallen lassen, die ärztlichen Vorschriften seines Vaters zu controliren. Da muß etwas gewagt werden, und zwar dürfen wir nicht einen Augenblick zögern!

Seinerseits fragte sich Louis, der mehr geträumt als geschlafen hatte, unter welchem Vorwand er zu Frau von Fouchy gehen könnte.

Das blasse Gesicht der Gräfin hatte ihm beständig vorgeschwebt, und seine ärztliche Neugierde war mit im Spiel. So waren denn Vater und Sohn mit demselben Gegenstande beschäftigt, und sobald der Doctor seinem Sohn die Hand gedrückt, beeilte er sich, während er sich zum Rasiren zurecht setzte, zu sagen:

Weißt du, mein Junge, daß du der Gräfin Fouchy einen Besuch schuldig bist?

Ich dachte eben daran, lieber Vater, erwiderte Louis erröthend.

Wie das zutrifft! So wollen wir zusammen hingehen!

Bis zum Frühstück erging sich Louis schweigend in dem kleinen Garten seines Vaters. Mit einer unerklärlichen Beharrlichkeit dachte er beständig an die Gräfin; er fühlte sich berufen sie herzustellen, zu retten, und ging mit lebhaftem Eifer ans Werk; er gab die arme, bemitleidenswerthe Frau dem Leben wieder, den rosigen Träumen, den Genüssen des Reichthums und vielleicht auch den Hoffnungen der Liebe. Louis kannte Frau von Fouchy seit ihrer Kindheit; zuerst hatte er mit ihr gespielt, später war er sich der durch Alter und socialen Abstand gebotenen Zurückhaltung bewußt geworden. Er glaubte sich daher zu größerem Interesse an der Patientin seines Vaters berechtigt, als wenn es sich um eine gewöhnliche Bekanntschaft gehandelt hätte; und wenn wir dem jungen Arzte bis auf den Grund seines Herzens blicken wollen, so verbarg sich hier der Gedanke, gegen seinen Vater Recht zu behalten und seinen spiritualistischen Theorieen durch thatsächlichen Beweis zum Triumph zu verhelfen. Ein ihm doppelt theuerer Gegenstand bot sich hier zu seinen medicinischen Versuchen. Und sind nicht auch gerade die jungen Gelehrten, die erst kürzlich ihr zwanzigstes Jahr überschritten haben, die natürlichen Beichtväter aller zwanzigjährigen leidenden Seelen? Wäre nicht Romeo, als Doctor der Medicin, Juliens ärztliche Vorsehung geworden?

Louis erwartete also mit einer durch tausend dunkle Empfindungen genährten Ungeduld die Stunde des Besuches auf dem Schlosse. Als er mit seinem Vater fort-

ging, nahm dieser seine feierlichste Miene an, um ihm zu sagen:

Louis, ich empfehle dir, Frau von Fouchy auf das Aufmerksamste zu beobachten. Wenn sie es erlaubt, wirst du so wie ich ihr Herz, das mich so sehr besorgt macht, unter deiner Hand pochen fühlen. Aber wohlgemerkt: kein Wort, keine Bewegung, die dich verrathen könnte. Geh an deine Mission! Sei stumm und undurchdringlich. Wir werden stets von unsern Schutzbefohlenen belauert, und ein einziger unvorsichtiger Blick kann zuweilen die Wirkung all unserer Arzneien vereiteln.

Fürchten Sie Nichts, lieber Vater, ich kenne meine Pflicht.

Olympia war überzeugt, daß Herr Céret mit seinem Sohne kommen würde. Obwohl kein Wort darüber gewechselt worden war, fühlte sie, daß die Schicklichkeit ihnen diesen Doppelbesuch gebieten würde, und erwartete ihn mit fieberhafter Ungeduld. Etwas verlegen über ihre lyrische Stimmung vom verflossenen Abend, welcher ihr den Sohn des Doctors als Seraph erscheinen ließ, sagte sie sich, daß sie nothwendigerweise diesen sonderbaren Empfang entschuldigen müsse. Sie verbarg es sich jedoch nicht, mit welch herzlichem Vergnügen sie den ersten Gefährten ihrer Jugend empfangen würde. In diesem öden, traurigen Schlosse war der Anblick eines jugendlichen Besuches eine köstliche Zerstreuung, und das arme Kind wartete im Salon, dem fortrückenden Zeiger ihrer Pendeluhr folgend und horchend, ob nicht

durch das halbgeöffnete Fenster Schritte auf dem knisternden Sand des Gartens zu vernehmen seien. Endlich wurde der Doctor angemeldet. Er trat ein, gefolgt von seinem Sohne. Die Gräfin versuchte sich im Lehnsessel zu erheben. Eine plötzliche Röthe überflog ihre Wangen. Die Schwäche nöthigte sie wieder zum Niedersitzen, und sie konnte den Ankömmlingen nur mit einer Handbewegung Stühle anbieten. Nach einem stummen Austausch von Grüßen erkundigte sich Herr Céret nach der verflossenen Nacht und der Wirkung der Arznei.

Ich habe schlecht geschlafen, Doctor, und fühle mich immer schwächer. Fürchten Sie nicht, daß ich blind werde? Ich versichere Sie, daß ich kaum etwas sehe, und gestern habe ich Herrn Louis anfangs gar nicht erkannt.

Das ist alles Nichts! versetzte der Arzt.

Verzweifeln, ist das Nichts? Sie sind ein entsetzlicher Mensch. Ach, Herr Louis, sagte mit wahrhaft kindlicher Anmuth die arme Frau, ihre kleine Hand dem Doctor entziehend, kommen Sie mir zu Hülfe und sagen Sie Ihrem Herrn Vater, daß er sich irrt!

Und sie erhob ihren matten Arm, den Louis Céret hastig ergriff.

Ah so, Sie wollen sich meinen Sohn zum Verbündeten machen, ihn zur wissenschaftlichen Insubordination gegen mich verleiten!

Indessen fühlte Louis den Puls der Gräfin unter seinen Fingern klopfen, und sein eignes Herz schlug

heftig in seiner Brust. Mit ernster Sammlung fragte er sich, ob dies wohl eine schreckliche immerwährende Drohung sei, dies heftige Pulsiren der feinen Adern, die zu springen schienen vor dem Andrang des Blutes. Er befragte seine klinischen Erinnerungen, seine Studien, die Lehren seiner Professoren; er wollte den Fall, der seinem Vater so verzweifelt vorkam, nur auf dem Wege der Wissenschaft prüfen; allein, wie er so in die umflorten Augen der Gräfin blickte, ihrem Athem lauschte, fiel es ihm ganz gegen seinen Willen ein, daß Olympia zwanzig Jahre alt, daß sie schön und verständig und daß ihr Leben bisher ohne Liebe dahin gegangen sei. Während er die Pulsschläge mit allem Ernst des Arztes zählte, schien er mit der stummen Angst eines Freundes, eines Bruders diese gedrückte Seele zu erforschen. Seine Aufgabe war nun eine doppelte. Unbeweglich blieben seine Züge, wie die eines Richters, der den Buchstaben des Gesetzes überlegt, um das Urtheil zu sprechen, aber im Innersten gerührt und von Mitleid erfüllt, schwur er sich, Diejenige zu retten, die sein Verstand verurtheilte.

Vater Céret's Blick wich keinen Moment von seinem Sohne. Seine kleinen Augen verschlangen dies schöne, edle Antlitz und drangen bis in dessen kleinste Falten. Nach einigen Minuten Schweigens fragte der alte Arzt in spöttisch herausforderndem Tone, ob die Diagnose seines jungen Collegen mit der seinigen übereinstimme? Louis warf seinem Vater einen schmerzlichen Blick zu, der einem Geständnisse gleichkam, und sagte:

Ich glaube, wie Sie, mein Vater, daß eine außerordentliche Erregung des Blutes vorhanden ist, und daß Stille, viel Ruhe, Eis und Aderlässe....

O! Die Henker! rief Olympia mit schwacher Stimme, indem sie eine Bewegung machte, um die Hand, welche Louis in der seinigen hielt, zurückzuziehen; auch er verordnet mir Ruhe und fügt noch Eis hinzu, damit es schneller aus sei! Aber errathen denn auch Sie nicht, daß ich eben an Ruhe und Stille, kurz an Langerweile leide und daran sterbe?

Louis erbebte. In der Stimme der Kranken lag ein Ton schneidender Wahrheit. Der Arzt schüttelte den Kopf und schien zu sagen:

Das hab' ich erwartet! Nun ist es Zeit, unsern Vorrath von Trostsprüchen auszukramen! — Und sogleich begann er das Kapitel der väterlichen Rathschläge und kleinen Scheltreden.

Louis ließ seinen Vater reden. Sein Lächeln drückte Beistimmung aus; aber eigentlich dachte er, daß diese Frau ein blühendes, lachendes Kind war, mit dem er einst im Park gespielt. Er hörte das helle Lachen von ehedem, und zu des Doctors eintöniger Psalmodie fügte er im Geiste die ganze Poesie des Frühlings und der Jugend. Dann und wann prüfte er den Puls der Kranken. Plötzlich erwachte er aus seinem Traume. Etwas Unerwartetes weckte ihn aus seinem Sinnen. Der heftige, ungleichmäßige Puls hatte sich nach und nach in seiner Hand beruhigt, so daß die Schläge nun kaum mehr

fühlbar waren. Vater Céret argwöhnte etwas dergleichen und fand es räthlich, die Sitzung aufzuheben. Mit einer bezeichnenden Bewegung schob er seinen Stuhl zurück, allein Louis sah und hörte Nichts. Er betrachtete die schmächtige, abgemagerte Hand der Gräfin, er schien die Linien dieses Gewebes um das Geheimniß zu befragen, das ihm anderwärts entschlüpfte.

Wohlan, sagte der Doctor, mit dem Stock leicht auf das Parquet stoßend, willst du etwa den Arm der gnädigen Frau mitfortnehmen, um zu Hause bequemer die Pulsschläge zu studiren?

Olympia erröthete und zog ihre Hand zurück. Louis, zu sehr vertieft, um Verlegenheit zu empfinden, grüßte ernsthaft die Kranke.

Also Sie gehen schon? fragte Frau von Fouchy.

Mein Tagewerk beginnt, erwiderte der Arzt.

Aber .... und die Gräfin zögerte.

Was wollen Sie sagen?

Herr Céret, hier sind wir nicht in Paris, versetzte Olympia mit einer Art eigensinniger Entschlossenheit; darum giebt es hier auch keine Etiquette, keine angeblichen Schicklichkeiten, die uns absperren und quälen. Ich will Ihnen etwas vorschlagen: gehen Sie zu Ihren Kranken und lassen Herrn Louis hier.

Ein tête-à-tête! rief der alte Arzt, durch diesen Vorschlag aufgeregt.

Warum nicht? erwiderte unbefangen Frau von Fouchy, ohne die Augen niederzuschlagen. Herr Louis

kommt nicht aufs Land um zu studiren. Ich fürchte mich allein zu sein. Wir werden plaudern, spazieren gehen, von der Vergangenheit reden, denn wir sind sehr alte Kameraden, und wenn ich mich in Ihrer Abwesenheit schlechter fühle, so werde ich doch eine Stütze, einen Rath, einen Gelehrten haben, nein etwas Besseres: einen Freund!

Der Doctor verzog das Gesicht. Er that, als fände er die Einladung unpassend, während er in Wirklichkeit sie nur gefährlich fand für sich selbst.

Hm, hm, glaubte er kopfschüttelnd brummen zu müssen, das ist nicht so unbedenklich.

O, schlagen Sie mir's nicht ab! entgegnete Olympia, und Sie, Herr Louis, sagen Sie doch, daß Sie noch nicht Zeit finden konnten, sich eine Meinung über meinen Zustand zu bilden. Ich bin sehr krank, viel kränker als Sie Beide glauben. Also es ist abgemacht; Sie bleiben. Was Sie anbelangt, garstiger Doctor, der Sie mich allein und einsam möchten sterben lassen, gehen Sie nur schnell fort, aber kommen Sie zur Tischstunde wieder!

Sie sind grausam, sagte zerknirscht Vater Céret, allein ich sehe wohl, ich muß nachgeben. Vor Allem aber, keine Thorheiten! wenig herumgehen und wenig sprechen! Louis, fügte er hinzu und blickte seinen Sohn mit so gebieterischen Augen an, daß der junge Mann betroffen ward — ich mache dich für Alles verantwortlich. Du bist kein Kind mehr.

Fürchten Sie Nichts, lieber Vater, erwiderte Louis mit ehrerbietiger Festigkeit.

Herr Céret vergaß, der Gräfin die Hand zu küssen, und öffnete barsch die Thüre. Auf der Schwelle wendete er sich um:

Um dreiviertel auf sechs werde ich hier sein, sagte er, als wenn er eine Drohung ausgesprochen hätte.

Olympia und Louis hatten einen ganzen schönen Herbsttag vor sich; sie, um die letzten Blumendüfte einzuathmen, er, um seine Kranke zu studiren.

Man glaube nicht, daß dieses Alleinsein der beiden unbewußt von einander angezogenen Zwanzigjährigen schon hinreichte, um ihr Gespräch zu verwirren und ihre keusch in einander verschlungenen Arme erzittern zu machen. Für Olympia war Louis Céret nur ein junger Arzt mit offenem Blick und ehrlichem Lächeln, dazu der Sohn eines Mannes, den sie mit einer Art zärtlicher Furcht liebte. Vielleicht ließ ein Aberglaube, dessen Gefährlichkeit sie nicht einsah, sie in diesem liebenswürdigen Jünger der Wissenschaft jenen Himmelsboten sehen, den sie beim Anblick des glühenden Himmels geträumt hatte. An Louis haftete noch etwas von jenem Lichtglanz, womit an jenem Abend die Sonne seine Stirn umgeben. Nebenbei erinnerte sie sich ihrer einstigen kindlichen Vertraulichkeit, und so rein wie mit zwanzig Jahren, wie in ihrer ersten Kindheit, ohne Berechnung und Koketterie, lehnte sich Olympia vertrauensvoll auf Louis' Arm, nur von der Sehnsucht erfüllt, das Bußgewand der Schmerzen

und der Traurigkeit endlich abwerfen zu können. Ihre schmeichelnde Stimme flehte, er möge sie retten, gesund machen, durch seine Freundschaft wie durch seine Kunst. Was Louis Céret betrifft, so fühlte er sich ganz eigentlich als Seelsorger; auf seiner Stirn und in seinen Augen leuchtete das heilige Feuer des Helden, der zum erstenmal dem Feinde, oder des Priesters, der seinem ersten Beichtkinde gegenüber steht. Unmöglich konnte der eifrige junge Arzt seine Patientin kaltblütig betrachten, ohne daß sofort die Erinnerungen der Schule, die Vorträge seiner Professoren und die Ergebnisse seiner eigenen Studien sich ihm aufdrängten, auf einen verhängnißvollen Ausgang deutend. Von leidenschaftlichstem Mitgefühle für menschliches Elend erfüllt, berührte unser jugendlicher Arzt mit der reinsten Empfindung die ihm dargereichte Hand. Näherte er sein Ohr ihrem Herzen, so erblaßte er und weinte gleichsam nach innen die Thränen, welche die Pflicht in seinen Augen trocknet. Wenn so das junge schöne Paar langsam und traurig die Freitreppe des Schlosses herabsteigt und die welkenden Parkalleen entlang geht, so ist es durchaus nicht ein unsichtbarer Amor, der sie zu einander zieht. Olympia will nicht sterben und möchte ihre Rettung dem Jugendfreunde danken, einem jungen Manne, der Recht behalten sollte gegen einen Greis. Louis will, daß seine erste Kur eine glänzende sei; er studirt und forscht, und verhört die Gräfin mit neugierigem Ernst; über alle Leiden und geheimen Thränen der armen Frau fordert er Rechen-

schaft. Ein bohrender Verdacht hat Louis ins Herz getroffen und verläßt ihn nicht mehr. Sein Vater ist ein ganz geschickter Arzt, allein sein Materialismus, seine Verachtung aller geistig vermittelnden Einflüsse, seine frevelhafte Ironie haben in des Sohnes Gemüth einen heiligen Zorn angefacht, welcher nach der ersten Gelegenheit einer Genugthuung trachtet. Der alte Doctor hat in den Leiden der jungen Frau nichts Anderes entdeckt als einen Aneurysmus, der das Blut zu heftig im Kreise jagt und eines Tages den Herzschlag plötzlich hemmen wird. Louis hingegen sieht in den Störungen des Organismus nur die Rückwirkung eines moralischen Leidens. Aengstlich belauscht er die Klagen der gefangenen Seele, die, wie in einem durchsichtigen Gefängniß, von diesem zarten Körper eingeschlossen ist. Bei jedem Symptom sagt er sich immer wieder, daß das Herz nur deßhalb unregelmäßig schlage, weil es gegen dies unthätige, abgesperrte Leben sich auflehnt; weil es in Freude und Freiheit schlagen will. Von diesem Gedanken ausgehend, untersucht Louis alle Anzeichen aus dem Gesichtspunkt einer moralischen Abzehrung. Wenn er mit Olympia von ihrer Kindheit spricht, von ihren ersten Spielen, und sie durch die Erinnerung an ihre unschuldigen Thorheiten sanft erröthen macht, so will er damit nur sie beim offnen Ausbruch der Verzweiflung ertappen, ihr den Schmerzensschrei entlocken, der ihn vollends aufklären soll. Sein eigenes Herz schlägt nur in dem edlen Gefühle einer schwer zu erfüllenden, aber heiligen Pflicht.

So verging der Tag. Für Frau von Fouchy war es eine sanfte Ermüdung; für Louis Céret eine Einweihung voll Schmerz und Reiz. Der arme junge Mann war so weit gekommen, sich zu fragen, ob nicht schon die Beseitigung aller Arzneien genügen würde, um Olympia zu retten. Er fürchtete die gewaltsamen Mittel seines Vaters, der darauf bestand zu calmiren, während es im Gegentheil Noth that zu beleben, die Lebensthätigkeiten zu reizen, aufzuregen und zu beschleunigen. Im ersten Anfang erschreckt, bemerkte doch Louis schließlich, daß sich der Puls der Kranken nach und nach beruhigte, und daß die junge Frau, die er bei einer ersten oberflächlichen Auscultation sicher aufgegeben hätte, durch diesen in traulichem Gespräch verbrachten Tag vollkommen heiter geworden war. Dieses Ergebniß hatte der geschickte Doctor nicht vorausgesehen. Wenn er den Nachforschungen seiner Pariser Collegen Trotz bot, hielt er sich an die äußerlichen Eindrücke nnd die augenscheinliche Wirkung seiner Behandlung. Hätte er jemals ahnen können, daß eine wunderbare Intuition, eine Art von Offenbarung seinem eigenen Sohn so tiefverborgene Geheimnisse plötzlich enthüllen würde? In Bezug auf das Befühlen des Pulses glaubte er sich hinreichend gesichert; jedoch den vertraulichen Mittheilungen und der Anziehung der Gemüther hatte er nicht vorbauen können. Er hatte sein ganzes Genie aufgeboten, um die Spuren seines Wirkens zu verdecken, allein durch eine schlagende Fügung der Vorsehung, die allen menschlichen Hochmuth zu Schanden

macht, reichten einige Stunden traulichen Beisammenseins der beiden jungen Leute hin, um ihn des Irrthums, der Unwissenheit und des Eigensinnes zu verdächtigen. Louis fühlte, wie diese Anschuldigung in ihm feste Gestalt annahm. Die hohe Meinung von seinem Vater nahm ab und ließ in dem Sohne eine traurige Leere zurück. Nicht nur eine Meinungsverschiedenheit, einen ernsten Kampf sah er voraus. Und doch konnte er noch nicht ahnen, bis zu welchem Punkte der Heroismus des Ungehorsams ihn treiben würde.

Um sechs Uhr öffnete der Doctor die Salonthüre. Louis und Olympia waren heimgekehrt. Das Auge des jungen Doctors strahlte von dem Licht, welches Hingebung und Ueberzeugung in seinem Herzen entzündet hatten.

Frau von Fouchy, etwas weniger blaß als sonst, lag in ihrem Fauteuil ausgestreckt und ruhte lächelnd aus. Der Alte begriff, was vorgegangen war; aber keine Spur seines furchtbaren Zornes kam zum Vorschein. Er war etwas ironischer als sonst; das war Alles. Man ging zu Tische, und in Schweigen verstrich der erste Theil der Mahlzeit. Louis bemerkte, daß man der Gräfin auf seines Vaters strenges Geheiß nur schleimige Getränke und die vom antiphlogistischen Régime vorgeschriebenen geschmacklosen Speisen vorsetzte. Ohne sich mit dem alten Doctor in offnen Kampf, namentlich in Gegenwart Olympia's, einlassen zu wollen, bemühte sich der junge Mann, die abscheulichen Getränke zu beseitigen. Nachdem er die auf seinen Geist drückende Schüchternheit ab=

gestreift hatte, versuchte er die Kranke zu zerstreuen und begann mit einem Mal von seinem Leben, seinen Studien und Vergnügungen zu erzählen. Vater Céret ließ sich nicht täuschen. Er sah es wohl, wie sein Sohn heimlich und mit bebender Hand wie ein Giftmischer das Glas der Gräfin mit Wein füllte. Auch entging ihm das Kunststück nicht, wie sein Sohn auf den stets leeren Teller der Gräfin zuweilen einen kräftigen Bissen zu practiciren wußte. Louis unternahm eine förmliche Belagerung gegen die so streng vorgeschriebene Diät; die Gräfin hörte ihm mit Entzücken zu und überschritt, ohne daran zu denken, alle Gesetze, denen sie sich so lange unterworfen hatte.

Der alte Céret fürchtete sich loszubrechen; er zitterte vor seinem eignen Zorn. Als er sich des Tones seiner Stimme und der Unbeweglichkeit seines Gesichtes vollkommen mächtig fühlte, fand er für gut, nicht mehr als der Gefoppte zu erscheinen.

Was soll denn das bedeuten? rief er aus. Sie essen! Sie trinken! Guten Appetit, Madame, gehorsamer Diener, wenn Sie so meine Vorschriften halten!

Olympia erröthete und schob hastig ihren Teller und das Glas zurück:

Ach, verzeihen Sie, lieber Doctor, es geschah aus Vergeßlichkeit; ich werde es nicht mehr thun.

Und mit ihren schönen, schmachtenden Augen bat sie um Vergebung für dieses unwillkürliche Haschen nach Leben und Gesundheit.

Mein Herr Sohn hat da etwas Schönes angerichtet!

Darin also besteht die moderne Wissenschaft: essen und trinken! Nur immer zu, mag daraus werden was will. O! die Materialisten! — Nun, für heute mag's hingehen, ich will ein Auge zudrücken, bis Sie fertig geworden sind mit all dem, was Louis auf Ihrem Teller aufgehäuft hat. (Olympia wollte eben ein winziges Flügelchen eines Rebhuhns zerlegen.) Aber wenn man morgen leidet und klagt, dann werde ich das Recht haben, ganz nach Belieben zu zanken; und ich werde mir's nicht nehmen lassen, hören Sie wohl?

Ich übernehme die Verantwortung für meine Handlungen, sagte Louis Céret ganz heiter; ich stehe gut für meine Behandlung, und wenn die gnädige Frau morgen leidend ist, so möge man mich in die Cur nehmen.

Ah so, du machst dich über deinen Vater lustig? versetzte der Doctor, indem er mit seinen schnellsten und schärfsten Blicken das lächelnde Antlitz des Sohnes geißelte.

Und nun gratulire ich auch Ihnen, Frau Gräfin! Sie haben ihm während dieser langen Berathung wohl recht viel Schlimmes von mir gesagt?

Gehen Sie, Doctor, werden Sie nicht böse! Ich war unbesonnen, aber, falls Sie mir nicht gar zu sehr zürnen, ich kann es nicht bereuen; denn wahrhaftig, ich komme mir wohler, kräftiger vor. Der Spaziergang hat mir Eßlust verschafft; und endlich, ich war doch nicht so allein! es thut gar so wohl, wenn man einen Freund wiedergefunden hat!

Ich wußte es wohl, rief Louis stolz und strahlend.

Was wußtest du? unterbrach ihn der Doctor, den Ausbruch seiner Wuth bekämpfend.

Ich wußte, liebster Vater, entgegnete Louis mit gewandter Verstellung, daß Ihre einsichtsvolle Behandlung der Frau Gräfin diesen Zustand natürlicher Ruhe bewirken würde, dessen wir uns heute erfreuen. Der schöne Tag, den wir soeben verlebten, ist Ihr Werk, und nur aus Bescheidenheit wollen Sie den Erfolg nicht zugeben.

So? Ist das dein ganzes Wissen? erwiderte der Alte, fieberhaft auf seinem Teller trommelnd. Sehr guter Einfall, mein Junge!

Ja, ich errathe oft Vieles.

Oh! was hättest du denn noch errathen?

Nun denn, zum Beispiel, daß unser Streit die Gräfin ermüden könnte.

Ei, sieh da! was du für ein Doctor bist! Du setzest einen Streit voraus? Glaubst du etwa, ich sei im Handwerk ergraut, um auf meine alten Tage mein kahles Haupt deinem eitlen Lockenkopf gegenüber vertheidigen zu müssen? Du bist ein Säugling in der Wissenschaft und noch lange nicht entwöhnt; geh, mein Sohn, sauge noch weiter!

Mein verehrter Freund, sagte in einschmeichelndem Ton Frau von Fouchy, welche an dem Streite, der sich über ihre Gesundheit entsponnen hatte, Vergnügen fand, ich weiß zwar nicht, ob Herr Louis ein Gelehrter ist, oder ob er nöthig hat, zu seiner Amme nach Paris zurückzukehren, aber so viel weiß ich, daß er Ihrer würdig

ist und Ihren Ernst, Ihren Scharfblick geerbt hat. Machen Sie ihn ohneweiters zum Mitschuldigen an meiner schlechten Behandlung, und wenn dieser junge Säugling der Facultät getauft werden soll, wohlan, so will ich seine Pathin sein.

Schon recht so, versetzte mit nervöser Lustigkeit der alte Arzt, seinen Sohn mit den wildesten Blicken durchbohrend, — da ist das Taufbecken, und dieser Bordeaux soll als Weihwasser dienen. Neige dein Haupt, Sicambrier!

Doctor, Doctor, Sie sind ein Gotteslästerer, lispelte Olympia.

Soll ich die Recepte verbrennen, die ich geträumt habe, und die andern, die ich verbrennen möchte, wieder hervorsuchen? fragte mühsam lächelnd und traurigen Herzens Louis Céret.

Sieh da, Chlodwig der Eroberer! warf der Doctor hin, indem er eine übermäßige Heiterkeit zur Schau trug und mit lebhafter Geberde und großem Gelächter all seine Possen begleitete. — So ging das Gespräch eine Weile fort, spöttisch und herausfordernd. Louis fühlte sich aufgeregt bei dem Gedanken an den Kampf, der ihm bevorstand gegen seines Vaters Gewandtheit; allein sein Glaube war so mächtig, daß er ihn stählte und zum Kampf begeisterte. Er wiederholte sich im Stillen die feierlichsten Redewendungen und wappnete sich mit seiner ganzen Rechtlichkeit. Nichtsdestoweniger lachte er und gestattete sich Scherze, die ihm bei jeder andern Gelegen-

heit kläglich erschienen wären; und während er äußerlich Freude und Lebhaftigkeit zur Schau trug, fühlte er sich im Innersten geängstigt.

Vater Céret befand sich in der heftigsten und zugleich kältesten Verzweiflung. Alle seine Berechnungen waren gestört, alle so klug angelegten Entwürfe von seinem Sohne zunicht gemacht. Es war schwer, Louis zu seiner angeblichen Lehre zu bekehren; ihn zu überzeugen, daß das Frau von Fouchy auferlegte Regime von der Vernunft und Erfahrung geboten sei; endlich diesen jungen spiritualistischen Arzt von seinen verhängnißvollen Eingebungen abzuwenden; hingegen sich durch die bloße Autorität in roher Weise aus der Schlinge zu ziehen, war doch zu gewagt. Der Vater erkannte in seinem Sohne eine Festigkeit, die zur Auflehnung werden konnte. Er wußte sich zärtlich geliebt, aber zugleich beargwöhnt, überwacht und ausgeforscht, und stöhnte innerlich ob dieser zärtlichen Bande, die er nicht zu zerreißen wagte und welchen er sich doch unbemerkt entwinden mußte. Inzwischen träumte Olympia einen schönen Traum. Das arme junge Weib glaubte an das Leben; in ihrer Brust und in ihren Blicken schien etwas von dem Sonnenschein dieses Tages zurückgeblieben; ohne sich von dem empfangenen Eindruck Rechenschaft zu geben, wurde sie wieder jung und fröhlich, gegenüber dem fröhlichen jungen Manne. Die Gesundheit, durch die hohlen Augen und strengen Vorschriften des Doctors betrachtet, hatte ihr bisher nur Angst gemacht; nun aber kam sie

ihr schön und lockend vor. Es war nicht mehr das blasse Gespenst in langen Gewändern, welches sie schweigend in den Alleen des Parkes herumführte; es war eine tolle, frohe Schaar rosenstreuender Engelchen, die sie unter ein kühles Laubdach zogen, um sie dort dem Glücke zu vermählen. Sie überließ sich auch ganz dem Gefühl der Dankbarkeit und ruhte darin aus; auf ihren blassen Lippen leuchteten Hoffnungsstrahlen, welche zwar zeitweilig durch des Doctors Murren getrübt wurden, aber immer wieder auftauchten durch die Kraft der Jugend und die Sehnsucht nach Auferstehung.

Nach Tische blieb man nicht länger beisammen. Ein Jeder fühlte das Bedürfniß allein zu sein. Frau von Fouchy, um sich von dem ersten Hoffnungsschauer zu erholen, Louis, um an seine Patientin zu denken, und Vater Céret, um neue Plane auszusinnen. Bevor jedoch Frau von Fouchy ihre Gäste entließ, reichte sie ihnen beide Hände, eine dem Vater, die andere dem Sohn.

Auf Wiedersehen, meine Herren, sagte sie; Sie kommen morgen Beide wieder. Sie wissen, Herr Louis, daß sich im Schloß eine recht schöne Bibliothek befindet; verschmähen Sie es nicht, darin herumzustöbern.

So recht, er soll sich also hier förmlich einnisten, unterbrach sie der Doctor brüsk; was wird man in der Nachbarschaft dazu sagen?

Olympia erröthete nicht bei diesem groben Ausfall.

Was Sie anbelangt, mein alter Freund, erwiderte sie, wenn Sie mir böse sind und mich verlassen, so

zerbreche ich Ihre Fläschchen und werfe Ihre Recepte ins Feuer.

Thun Sie das nur, entgegnete der Doctor, possierlich mit seinem Stocke drohend, dann überlasse ich Sie sogleich der Behandlung dieses Baders.

Ein maliciöser, herausfordernder Gedanke flog verstohlen durch Olympia's Kopf.

Ich hätte nicht übel Lust, Sie beim Wort zu nehmen.

Da thun Sie Unrecht, Madame, entgegnete ernsthaft Louis Céret, welcher die Unfehlbarkeit seines Vaters selbst im Scherz nicht von Fremden wollte angezweifelt sehen, wenngleich sie ihm selbst nicht mehr unzweifelhaft erschien.

Und warum Unrecht?

Weil ich noch Niemand zu heilen im Stande bin; ich muß noch lernen und studiren.

Wohl gesprochen, mein Junge, versetzte Vater Céret, dem diese Antwort geeignet schien, den Rückzug zu decken.

Mit diesen Worten trennte man sich, und Olympia erhielt das Versprechen eines Doppelbesuches für den nächsten Tag.

Louis und sein Vater gingen schweigend zum Dorf hinab. Nicht ein Wort wurde gewechselt. Der junge Mann blickte nach den Sternen und schien in deren Betrachtung vertieft. Der Doctor pfiff, wähend er mit dem Stocke auf die Kiesel des Weges schlug. Vor dem Eintreten ins Haus wagte Louis, der einige Male auf dem Punkt stand sich zu verrathen, die Frage: Sind

Sie dessen gewiß, lieber Vater, daß Frau von Fouchy an einem Herzübel leidet?

Der alte Céret, gefaßt auf diese Frage, zuckte die Achseln und sah seinen Sohn an, indem er seine beiden Hände über dem Stocke kreuzte.

Und du, was glaubst du, gelehrter Doctor?

Ich, ich glaube, lieber Vater, daß die Gräfin nur an unbefriedigter Jugend und Langerweile krankt.

So? nun dann bin ich ein Esel!

Nicht doch, liebster Vater, Sie urtheilen lediglich mit der Wissenschaft und sehen nur die augenscheinlichen Störungen.

Ich sehe was zu sehen ist, und du bist ein Tollkopf. Noch einige Tage wie der heutige, und du hast mir tüchtig Arbeit verschafft.

Sie bestehen also auf dieser strengen Lebensweise und dieser unbarmherzigen Diät?

Lieber wollte ich meinen Namen verlieren!

Gott ist mein Zeuge, theuerster Vater, daß ich Sie nicht beleidigen wollte, aber warum haben Sie mir die Mittel gegeben, zu lernen und selbstständig zu urtheilen, wenn Sie meinen Fragen Nichts als den Respect und schuldigen Gehorsam entgegensetzen?

Du hast Recht. Ich habe da eine rechte Dummheit gemacht, dich studiren zu lassen!

Ich hoffe dessenungeachtet, Ihnen niemals Veranlassung zu geben, es zu bereuen.

Nach Belieben! Aber lasse dir nicht einfallen, gegen

meine Vorschriften zu handeln! Du bist nicht zur Consultation hieher gekommen. Schlafe, lies, gehe spazieren, aber mich laß in Ruhe!

Inzwischen waren sie angelangt. Zum ersten Mal in ihrem Leben trennten sich diese beiden einander zärtlich liebenden Männer, ohne sich zu umarmen, sogar ohne sich die Hand zu reichen.

Louis ging in sein Zimmer und verbrachte einen Theil der Nacht in furchtbarster Aufregung. Erst gegen Morgen schlief er vor Müdigkeit ein über seinem medicinischen Lehrbuch, das zwei schwere Thränen aufgesogen hatte.

Der Doctor war in einer entsetzlichen Laune beim Schlafengehen; er fluchte und lästerte; während der Bereitung des allabendlichen, seine Einbildungskraft beruhigenden Schlaftrunkes, rief er mit lauter Stimme:

Welch unseliger Einfall, Louis Arzt werden zu lassen! Gleichviel, der Junge ist nicht dumm, und seine Beobachtungen würden mich sehr unterhalten, wenn sie mich nicht so wüthend machten! Der Unglückselige, er wird Alles verderben!

V.

Sein oder Nichtsein.

Ein Kampf zwischen Vater und Sohn drohte hereinzubrechen. Schon am nächsten Tage begann derselbe, zwar nicht heftig und unverhohlen, aber dumpf, versteckt

und behutsam; der Doctor, sonst so zurückhaltend mit seinen Vorschriften, fand nun ein pedantisches Vergnügen darin, sie schriftlich aufzusetzen. Er war sorgfältig darauf bedacht, Alles auszudrücken, Alles zu erklären; aber er bestand auf dem Regime, und die Gaben von Digitalis wurden keineswegs vermindert, sondern eher vermehrt. Louis litt furchtbare Qualen. In den ersten Tagen hatte er noch gezweifelt. Seine kindliche Liebe und die Gewohnheit, sich dem väterlichen Urtheil blind zu unterwerfen, hielten ihn von einer Untersuchung ab, die ihm andrerseits von seinem Gewissen auferlegt wurde. Seine Bücher vermehrten nur noch die Zweifel. Er machte sich auf den Weg, um Frau von Fouchy zu besuchen, lief stundenlang im Freien herum mit der Fieberglut eines René, die unerbittliche Natur befragend, die das Geheimniß Gottes ihm nicht verrathen wollte. Ein hoher Ehrgeiz stachelte ihn Tag und Nacht. Seinen Vater vom Festhalten an tödtlichem Irrthum abzubringen, die liebenswürdige junge Frau der Unvernunft eines unheilvollen Regimes zu entziehen und endlich vor seinem eigenen Gewissen die Würde der Wissenschaft und seines Vaters Ehre zu retten, dies war seine Aufgabe und sein Martyrium. Wenn er siegte, so sollte Niemand von seinem Triumph erfahren, nur vor sich allein und vor Gott hegte er diesen Ehrgeiz. Für sich allein und ganz insgeheim wollte er das Te Deum der Freude anstimmen; aber im Fall des Mißlingens wollte er auch allein leiden und, so dachte er, ewig an seinem Schmerze tragen. Als

ein naives Gemüth, eine selbst in der Bedrängniß beneidenswerthe Gelehrtenseele, besaß er jenen köstlichen Glauben, welcher beim Künstler zum Streben nach dem Ideale wird. Wie viele berühmte Männer gab es unter seinen Lehrern, die in Irrthümern befangen gewesen, doch nie daran dachten, sie später zu berichtigen. Wie viele Morde sind vom Dünkel und der Unwissenheit verübt worden, unter den Augen gescheidter Praktiker, welche diese Morde weder verhindert noch angezeigt haben!

Louis Céret war auf die großen Entdeckungen vorbereitet, deren Morgenröthe wir erwarten und die uns neben und über dieser stofflichen, greifbaren Welt eine geistige enthüllen sollen. Ohne seine ernsten physiologischen Studien wäre Louis Céret's religiöses und liebebedürftiges Gemüth dem Taumel des Mysticismus verfallen. Allein die Ueberzeugung eines ewigen Lebens begleitete ihn bei jeder Leichenschau; mit den medicinischen Regeln hoffte er gegen unbesiegtes, aber nicht für immer unbesiegbares Uebel anzukämpfen. Und wenn nun vollends die Umstände ihn mit einer jungen, anmuthigen und liebenswürdigen Kranken zusammenführten, in der er eine Jugendgespielin wiederfand, so wird man den Wissensdrang und den fieberhaften Eifer begreifen, womit er seine Forschungen betrieb. Allein er hatte nicht bloß sie zu retten; sein Instinct wie seine Beobachtung entdeckten ihm einen Feind gerade in dem Manne, der sein Verbündeter hätte sein sollen und der damit betraut war, dieses zarte Leben dem Tode abzuringen. Und

diesem Manne, den er so sehr geliebt und gläubig verehrt hatte, dem mußte er nun als einem verblendeten, halsstarrigen Ignoranten mißtrauen!

Ach! rief er zuweilen aus, mit der Faust in den Haaren wühlend, warum mußte ich studiren? heranwachsen? Habe ich Recht? Habe ich Unrecht? Welcher von uns Beiden bringt die arme Frau um? bin ich es, der diese matten, erschlaffenden Getränke fortschafft? ist er es, indem er sie nicht zum Leben erwachen läßt? Und Niemand diesen Zweifel anvertrauen können, nicht fragen dürfen! Und wenn mein Vater sich irrt, . . . wie oft hat er sich dann schon geirrt?

Louis kam so weit, daß er in seinem Vater den verderblichen Dämon des Landes erblickte. Sein überspanntes Feingefühl trieb ihn in Allem zum Aeußersten, so daß er sich scheute, am Friedhof vorüber zu gehen, aus Furcht, gar zu viele frische Gräber dort erblicken zu müssen.

Täglich ging er aufs Schloß. Olympia empfing ihn stets mit unbefangener Freude, als hätte sie verstanden, was in ihm vorging. Wenn sie ihn begrüßte, schien sie sagen zu wollen: Ich bin jung wie du; bei deiner Jugend beschwöre ich dich, die meine zu beschützen. Mach mich gesund und führe mich weit weg von hier! Und Louis, von so viel Anmuth zugleich schmerzlich gerührt und entzückt, gebrauchte tausend Kriegslisten, um die Kranke vom Wege des allzustrengen Gehorsams gegen seinen

Vater abzulenken. Er hütete sich jedoch, ihren Verdacht zu wecken. Seine Pflicht als Sohn, wie seine Pflicht als Arzt gaben ihm die unerhörtesten Ausflüchte ein. Wie zufällig kam er immer zu den Stunden des Einnehmens und wußte geschickt die Arznei durch Erzählen oder Vorlesen zu ersetzen. Während der Besuche seines Vaters hielt er sich im Park versteckt, und sobald jener das Schloß verlassen hatte, trat er unter dem Vorwande ein, die Ausführung der väterlichen Verordnung zu überwachen. Er forderte zu weiten Spaziergängen auf und unterhielt lange Gespräche, womit die Zeit todtgeschlagen und Arzt wie Arznei vergessen wurde.

Der Doctor verschluckte seinen Zorn. Er fühlte sich versucht, seinem Sohne die Thüre des Schlosses zu verbieten. Er wußte sich beargwöhnt, und so fühllos er auch sonst war, hier fühlte er sich schmerzlich in dem einzig verwundbaren Punkt getroffen: in der väterlichen Liebe. Schweigsam, ironisch, in seinen geringfügigsten Aeußerungen verletzend, war er ebenso aufgelegt, seinen Sohn zu prügeln als ihn zu umarmen; allein durch all diese Widersprüche hindurch arbeitete er an seinem Werke fort. Mit gleichmäßigem Schritt ging er, furchtbar wie das Verhängniß, auf sein Ziel los, und niemals zitterte seine Hand, wenn er allabendlich der Gräfin die Phiole reichte, welche den Termin des von Solignac unterschriebenen Scheines um einen Tag vorrückte. Wie Louis XI. vor der heiligen Jungfrau, so betete dieser alte Ungläubige vor der heiligen Million und weihte ihr

sein Verbrechen, das ihm durch die Größe des Gewinnes hinreichend gerechtfertigt erschien.

Wenn ich fertig bin, murmelte der Alte, mag Louis nach Belieben disputiren, dann kann ich dem lieben Jungen mit Vergnügen Recht geben.

Eines Tages kam Louis mit etwas weniger traurigen Gedanken aufs Schloß. Er hatte berechnet, daß die Widerstandskraft der scheinbar so schwächlichen Natur der Gräfin doch ausreiche, um über das unheilbare Vorurtheil seines Vaters zu siegen. Denn da die Gräfin dem übertriebenen Gebrauch der calmirenden Mittel bis jetzt nicht erlag, so mußte sie offenbar daran gewöhnt sein und trotz der Unwissenheit ihres Arztes wieder zum Leben erwachen. Sein Vater müßte der einfältigste Charlatan, der verrückteste Empiriker sein, um schließlich noch länger die augenscheinliche Thatsache zu läugnen, und es würde ein Moment kommen, vielleicht war er sogar nahe, wo der alte Céret die Kurzsichtigkeit seiner Vorschriften erkennen würde. Unter dem belebenden Einfluß dieser seltsamen Hoffnung betrat Louis das Schloß.

Olympia's Anblick entsetzte ihn. Unweit des Salonfensters lag sie mit herabhängenden Armen und feuchter Stirn im Fauteuil ausgestreckt, die bleichen Lippen halb geöffnet, mit irrend umnachtetem Blick; er hielt sie für sterbend. Wie glühendes Eisen durchzuckte bittere Reue die Brust des jungen Mannes. Er sank zu ihren Füßen nieder und erfaßte ihre Hände mit dem Ausdruck innigster Hingebung.

Verzeihung! Verzeihung! flüsterte er leise.

Olympia erzitterte, als sie den lebendigen Hauch der Liebe und Jugend so nahe fühlte.

Ah! Sind Sie es? Herr Louis, sagte sie ihm, konnte aber nicht weiter sprechen. Louis klingelte heftig, ließ alle erdenklichen herzstärkenden Mittel herbeischaffen und bot eine halbe Stunde lang sein ganzes Wissen auf, um diesen reizenden, beinahe erstarrten Körper wieder zu beleben, und die nur noch auf den Lippen der Kranken flatternde Seele zurückzurufen. Es lag in der Energie, die er entfaltete, um dem Tode sein Opfer zu entreißen, ebenso viel Grimm und heiliger Zorn als Mitleid. Wie ein Mord erschien ihm jetzt die Lauheit, mit der er gegen seinen Vater gekämpft.

Ich bin ein Feigling, sagte er jedesmal zu sich selbst, wenn er Olympia's Fauteuil verließ. Was ist die Wahrung der Ehrfurcht und des Familienglückes gegen das Bewußtsein erfüllter Pflicht? Und ganz begeistert von dieser edlen Empörung, holte er die Tags zuvor von seinem Vater gebrachten Fläschchen, zerbrach und verschüttete sie und bereitete nunmehr eigenhändig den Trank, den er nachher zitternd der Gräfin zum Munde führte. Endlich rötheten sich allmählich die Lippen der Kranken; dies war ein gutes Zeichen. Das Herz begann gleichmäßiger zu schlagen, die Krise nahte ihrem Ende. Louis war vor Olympia auf die Kniee gesunken und harrte ängstlich auf ihr Erwachen.

Gerettet! gerettet! rief er wie außer sich, als es ihm

klar ward, daß er wenigstens für dieses Mal das Uebel besiegt hatte.

Olympia hörte oder vielmehr errieth ihn. Sanft drückte sie ihm die Hand und sprach, indem sie ihn mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit ansah:

Ich wußte es wohl, daß Gott Sie gesandt hat, mich zu retten; Sie sind der Engel des Lichtes, den ich erwartete.

Louis winkte ihr, ruhig zu bleiben, in der Meinung, Frau von Fouchy sei aus der gefährlichen Starrheit nur halb erwacht und spräche zu ihm im Traume oder in Hallucination. Es folgten einige Augenblicke lautlosen Anschauens; unbeschreibliche, gefährliche Momente! Olympia betrachtete den schönen ernst jungen Mann, dessen schwermüthiges Antlitz von einer unsterblichen Hoffnung verklärt war. Er war es ja, der die eisigen Schatten bannte, die so schwer auf ihr gelastet. Er, der Verkünder des Heiles; der Freund der Kindheit, welcher die einst mit ihm entflohene Freude und Jugend wieder aufs Schloß zurückbrachte. Nie hatte sie Louis' tiefen Blick so wohl verstanden; noch nie hatte sie seine Herzensgüte, seinen Muth und sein Genie auf dieser offnen Stirn, diesen wohlgeformten Lippen und der ganzen Harmonie des Gesichtes so deutlich gelesen. Was den jungen Arzt betrifft, so glaubte er sich ganz bei seiner Mission; er betrachtete Olympia mit dem Gefühl eines eifersüchtigen Künstlers, der nicht zugiebt, daß eine profane Hand das Werk seines eignen Meißels

fortsetze. Ich habe diese Wangen wieder geröthet, dies Lächeln auf den erblaßten Lippen wieder wach gerufen; diese ganze zartbeseelte Anmuth ist mein Werk und gehört mir allein. Die Muse der Heilkunde hatte sich ihm bis dahin noch nicht geoffenbart; nun erkannte er mit Entzücken, daß sie weit schöner und lieblicher sei, als er jemals geträumt hatte, und glaubte sich durch dies Erlebniß beim Beginne seiner Laufbahn von der Hand einer gottgesandten Freundin ganz besonders geweiht. Glücklicher Aberglaube! Die beiden jungen Menschen waren so ahnungslos, ihrer Liebe so unbewußt, und doch hätte der Eine, aus zärtlichem Mitleid, in aller Unschuld die reizende Patientin an sein Herz, an seine Lippen gedrückt, wenn er es nur gewagt hätte, — und die Andere, dankerfüllt, wie sie war, würde sich auf einen Wink in die Arme des himmlischen Freundes geworfen haben, an den sie im Herzen Dankgebete richtete, die nur Gott allein gebühren. Der leise Klang der Uhr weckte die Beiden plötzlich aus ihrer Entzückung auf.

Jetzt wird der Doctor kommen, bemerkte lächelnd mit leuchtenden Zügen und innig gerührt die Genesende. Wie wird er Ihnen danken, daß Sie ihn so gut vertreten haben!

Louis zuckte zusammen, allein er fühlte sich wie von einer diamantnen Rüstung umgeben. Des nahen Kampfes eingedenk, verbarg er sorgfältig seine Erregung. Dann verließ er, unter dem Vorwand, seinem Vater entgegen zu eilen, den Salon.

Es war hohe Zeit. Der alte Céret zog trällernd an der Glocke des Gitters, als Louis den Fuß auf die erste Stufe der Vortreppe setzte.

Vorwärts! rief der Doctor beim Anblick seines Sohnes, „mein Freund Pierrot", *) öffne mir das Thor, — im Namen der Facultät!

Louis, ernst und blaß, öffnete hastig und legte dann seine Hand auf den Arm des alten Doctors, der sich dem Schloß zuwandte.

Wollten Sie die Güte haben, mein Vater, mich zwei Minuten lang anzuhören?

Auch drei sogar, wenn du willst, aber nicht mehr, denn ich habe es heute sehr eilig.

Sie gingen einige Schritte nach einer Seitenallee, die zu einer Fontäne führte.

Lieber Vater, hob Louis Céret mit etwas gepreßter Stimme an, indem er gewaltsam seine Aufregung zu bemeistern suchte, beharren Sie immer noch bei dem Glauben, daß Frau von Fouchy an einem Aneurysmus leide?

Schon wieder! Wirst du denn niemals aufhören?

Ich glaube eben, daß Sie sich irren, lieber Vater, und es ist meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen.

Es ist deine Pflicht, zu schweigen und mich in Ruhe

---

*) Au clair de la lune,
Mon ami Pierrot, etc.

zu lassen. Ich weiß, was ich thue; aber ich gestehe, daß ich es nicht immer gewußt habe; an dem Tage zum Beispiel nicht, wo ich dich nach Paris brachte, um Medicin zu studiren.

An jenem Tag hatten Sie eine glückliche Eingebung. Mein Wissen ist sicher ein sehr geringes, aber meine Studien haben mir die Wichtigkeit des Berufes, dem ich mich widme, geoffenbart und die Verantwortlichkeit, die der Arzt vor Gott und Menschen auf sich nimmt.

Und du meinst, ich hätte gegen Gott und meine Patientin gesündigt?

Ich bin überzeugt, lieber Vater, daß, im Eifer für eine Kranke, die Ihnen lieb ist, Sie das Uebel und in Folge dessen auch die Behandlung übertrieben haben.

Ei, sieh doch! Du verzuckerst die Pille keineswegs; auf diese Weise bin ich ein Ignorant!

Wir sind alle fehlbar, sprach Louis leise, von dem wachsenden Zorn seines Vaters eingeschüchtert, aber nicht entwaffnet.

Nun denn, so sollst du erfahren, daß ich es nicht bin! entgegnete sehr energisch der alte Doctor; ich sehe, was ich sehen soll, und kenne zur guten Hälfte die Geheimnisse des Schicksals.

Also, mein Vater, Sie haben die Ueberzeugung, daß hier eine Hypertrophie des Herzens vorliegt, und um diese herabzustimmen, verordnen Sie eine so unerbittlich strenge Diät?

Ah, du stellst ja ein förmliches Examen mit mir an!

Gut denn! sagte ironisch der alte Arzt. So laß uns die Sache durchsprechen, College, da du schon im vollen Zuge der Pedanterei bist. Ich setze voraus, daß du nicht um einen Vorwand verlegen warst, die Brust der Gräfin mit der Hand zu berühren; hast du dabei nicht ein heftiges Pochen gefühlt, armer Tropf? Ist deine Schülerhand nicht durch einen kräftigen Stoß erschüttert worden? Nun gut, so nenne mir doch ein anderes Mittel, diesen Aufruhr zu dämpfen, als Aderlässe, strenge Diät, Eis, gänzliche Unbeweglichkeit und marmorgleiche Ruhe? Hatte ich Unrecht, Digitalis in steigenden Dosen zu geben, bis dieses unbändige Herz endlich auf dreißig oder vierzig Schläge in der Minute herabgebracht war? Aber das ist noch nicht Alles; ich bringe heute zum Ueberfluß einige Körnchen Opium mit, und du wirst sehen, ob diese nervöse Organisation sich nicht endlich doch beruhigt.

Liebster Vater, warum ziehen Sie immer nur die äußern Merkmale in Betracht? Wenn das Herz so heftig unter der Hand pocht, ist dies nicht bei allen Schwächezuständen ebenso? Bei der Anämie, der Chlorose? Schlägt dieses arme Herz nicht eben darum so stark, weil es den darbenden Organen eine belebende Blutspende zuführen will? Dieses Hämmern ist nervös; kein organischer Fehler liegt vor. Wenn man das Ohr hinhält, vernimmt man nicht das feilende oder sägende Geräusch, wie bei der Verengerung der Herzkammer, sondern man hört nur einen Hauch, ohne schrillen Ton, und dies ist das

Symptom der Blutarmuth. Sie nennen mich einen Pedanten, Vater? Meinetwegen. Ich will Sie durch Vernunftgründe überzeugen, nicht durch den Glauben. Beobachten wir bei den Hauptpulsadern nicht jenes säuselnde Geräusch, das die Folge der Bleichsucht, aber nicht eines wirklichen Herzleidens ist? Schlägt denn der Puls unregelmäßig? aussetzend? Deutet er auf ein Hinderniß in der Circulation? Ist die Lunge verstopft wie bei schweren Herzfehlern? Fahren Sie in dieser Weise fort, lieber Vater, so werden Sie eine Krankheit entwickeln, die bei entgegengesetzter Behandlung in wenig Tagen gehoben wäre.

Mit spöttischer Aufmerksamkeit hörte Vater Céret seinem Sohne zu. Tiefe Bosheit und väterliche Befriedigung sprachen gleichzeitig aus seinen Augen. Die junge Weisheit seines theuren Louis erfüllte ihn mit Stolz, und was er auch immer für geheime Gründe haben mochte, seine Behandlung einer eingehenden Prüfung zu entziehen, so war er doch zu sehr Arzt, um nicht ein wenig der Versuchung des Discutirens zu unterliegen. Weit entfernt, dem Streite auszuweichen, gefiel er sich darin, ihn fortzusetzen.

Das sind die Früchte der neuen Schule! rief er aus. Man will über die sichtbare Erscheinung hinaussehen, und je schlagender sich Etwas unseren Sinnen darthut, desto weniger wollen wir daran glauben! Ich habe gesagt und bleibe dabei, daß die antiphlogistischen Mittel als: verdünnte Milch, schleimige Getränke, Ader=

lässe und die wunderbare Digitalis keineswegs zu stark sind bei dieser Ueberfülle des Herzens. Wie! du kannst wirklich noch an einem Aneurismus zweifeln?

Ich zweifle nicht, lieber Vater, entgegnete lebhaft der Sohn, daß Sie mit diesem System es dahin bringen werden, die Krankheit, die Sie zu heilen vorgeben, wirklich hervorzurufen. Es ist nichts als ein einfaches Nervenleiden; Sie werden ein Herzleiden daraus machen. Sie haben Recht, aber zu früh; das ist Alles.

Ah so, du hältst mich für einen Dorfbader?

Nein, lieber Vater, ich vertraue auf Ihre Wissenschaft, aber ich fürchte die Doctrin. Lassen wir die Erörterungen und gehen wir hinein. Ich habe Frau von Fouchy in einem Zustande gefunden, der Sie entsetzt hätte. Ich habe es gewagt, Ihre Verbote zu überschreiten, und herzstärkende Mittel haben ihr...

Was hast du gethan, Unglückseliger! rief der Doctor aus, dessen Gesicht todtenbleich wurde und der sich gar nicht mehr zu fassen wußte.

Meine Pflicht.

Deine Pflicht ist Gehorsam und Respect gegen mich!

Meine Pflicht ist, Diejenigen zu retten, die in Todesgefahr schweben!

Gefahr? du rufst sie herbei. Die Gräfin ist verloren. Sie muß an einem Herzleiden sterben . . . und wird auch daran sterben.

Vater Céret war in einer furchtbaren Aufregung und nicht mehr Herr seiner selbst. Der Widerspruch,

die Schande, gerade in den Augen des einzigen Zeugen, auf den es ihm ankam, für einen Ignoranten zu gelten, brachte unwillkürlich das Geheimniß über seine Lippen. Er war auf dem Punkte, Alles zu gestehen; denn lieber wollte er noch gefürchtet, als bemitleidet werden.

Die Haltung seines Sohnes beschwichtigte ihn plötzlich.

Louis, der einen solchen Eigensinn auf wissenschaftlichem Gebiet gar nicht begreifen konnte, fühlte sich von einem unbestimmten, seltsamen Verdacht erfaßt. Er betrachtete diesen Greis, den er bisher mit einer so heiligen und innigen Neigung geliebt hatte, und fühlte etwas wie ein Gespenst sich zwischen ihn und seinen Vater drängen. Der feste, entschlossene Blick des Doctors erschreckte ihn. Es lag mehr als Fanatismus in diesem Zorn, und die Argumente des alten Céret waren zu augenscheinlich unhaltbar, um einem so gelehrten Practicus genügen zu können. Es graute Louis vor seinem eigenen Gefühl. Das Blut drängte sich ihm zum Herzen, er erblaßte, schwankte und wäre beinahe ohnmächtig geworden. Vater Céret verstand Alles, und der Schauer, welcher ihn jetzt kalt durchrieselte, war doch noch eine menschliche Regung. Zum ersten Male ward dieser gottlose Mann in seinem Innern erschüttert; das Gefühl, dem einzigen Wesen, das er auf der Welt liebte, verdächtig zu sein, erweckte in ihm eine dunkle Vorstellung von Gott und Gewissen.

Louis, mein Junge, was ist dir denn? fragte er ihn.

Nichts, nichts, lieber Vater, erwiderte Louis, zurückweichend, als fürchtete er, die ihm entgegengestreckte Hand zu berühren.

Armes Kind, du taugst nicht zu langen Discussionen, sagte der alte Arzt, indem er zu lachen versuchte. Du hast nicht gemerkt, daß ich mir einen Spaß mit dir machte und deine junge Logik auf die Probe stellte.

Louis sah statt aller Antwort seinem Vater eine Secunde lang fest in die Augen. Céret erröthete wie ein auf der That ertappter Schulknabe. Der Mann, dessen Selbstbeherrschung einem gewöhnlichen Zeugen gegenüber unerschütterlich war, der Herrn von Solignac mit solcher Unverschämtheit behandelt hatte, fühlte sich jetzt wehrlos und verwundbar vor seinem Sohne. Ihm war unbehaglich zu Muth, und er fand kein spottendes Wort, das seine Verlegenheit verbergen konnte. Er machte eine Bewegung, um sich gegen das Schloß zu wenden.

Gehen Sie nicht hin! gehen Sie nicht hin! rief Louis beinahe unwillkürlich.

Vater Céret runzelte die Augenbrauen und biß sich die Lippen. Sein Versehen war nicht wieder gut zu machen. Von nun an hatte er einen Richter an seiner Seite.

Du hast zu viel Eigenliebe, mein Junge, sagte er mit einem sonderbaren Lächeln; du fürchtest, ich gehe dir heute ins Gehege. Wie du willst! Ich will ein

loyaler College sein. Frau von Fouchy geht es gut, das ist die Hauptsache; so laß uns nach Hause gehen.

Und indem er etwas gewaltsam den Arm seines Sohnes unter den seinigen nahm, zog er ihn, der fortwährend schwankte und strauchelte, nach Hause. Kaum angelangt, machte sich Louis mit einer Hast los, die geradezu Abscheu verrieth.

Du fieberst, mein guter Louis; ich lasse dich nicht allein zu Bett gehen, sagte der alte Céret mit süßlicher Stimme. Ich werde dich führen.

Und er entkleidete seinen Sohn und brachte ihn selbst zu Bett; dieser ließ Alles mit sich anfangen und schien kaum mehr zu leben. Den ganzen Tag, den Abend und einen Theil der Nacht wachte der Alte bei ihm; Louis lag im Delirium. Der Doctor schüttelte den Kopf; aber gegen Mitternacht befühlte er den Puls und die Stirn.

Es wird Nichts sein, brummte er, die Krisis ist vorüber.

Dann ging er hinunter und zu Bette. Sobald er allein war, schämte er sich seiner Schwachheit.

Ich hätte vielleicht besser gethan, Niemand zu schonen, aber dieser Teufelsjunge mit seinen Mädchenaugen brachte mich ganz außer Fassung. Es ist keine Zeit zu verlieren!

Einige Minuten später löschte er das Licht aus, wobei er die passende philosophische Bemerkung machte, wie ärgerlich es sei, daß man das menschliche Leben nicht eben so ausblasen könne wie ein Licht.

VI.

Das Gegengift.

Es war kein Wunder, wenn Louis sich unwiderstehlich zu einem schrecklichen Verdacht hingezogen fühlte. Seit seiner Rückkehr hatte der junge Arzt die Krankheit der Gräfin so häufig beobachtet und studirt; er war in dieser Hinsicht zu einer so vollständigen, unerschütterlichen Ueberzeugung gelangt, daß ihm nur die Alternative blieb, seinen Vater für verrückt oder für schuldig zu halten. Nun war aber der cynische Geist des alten Céret niemals rühriger und lebhafter gewesen, und vermöge eines psychologischen Phänomens, das bei leidenschaftlichen Naturen nicht ungewöhnlich ist, fühlte sich Louis in seiner Bestürzung über den crassen Materialismus und die grausame Fühllosigkeit seines Vaters geneigt, demselben jede moralische Gesunkenheit zuzutrauen. Des alten Céret Zorn, sein Benehmen und gewissermaßen eine innere Offenbarung brachten ihn auf die Spur; allein sobald er den Fuß auf diesen Schmerzensweg gesetzt hatte, schreckte er doch wieder zurück, und qualvolle Zweifel bemächtigten sich seiner. Nicht genug, daß die wissen-

schaftliche Autorität seines Vaters in Frage gestellt war, er mußte auch in seinem einzigen Freunde einen Verbrecher erblicken, einen Frevler an Recht und Sittlichkeit. Welch tiefer Sturz! Welch unheilbare Wunde! Allein sobald Louis nach dem Beweggrunde dieses Verbrechens forschte, verlor er sich in Vermuthungen. Als er am Morgen nach jener Scene im Park, nach einer fieberhaften Nacht die Augen öffnete, glaubte er noch einen Augenblick, all dies nur geträumt zu haben. Er wollte für den vatermörderischen Verdacht um Verzeihung bitten; allein dieser Betrug seines eignen Herzens verschwand sehr rasch, und die beängstigende Wirklichkeit mit all ihren Kämpfen erfaßte ihn noch heftiger, als Tags zuvor. Was war zu thun? Den Vater einschüchtern und ihn zum Rückzug zwingen, war sein erster Gedanke. Es gehörte Heldenmuth zu diesem Entschluß, aber gerade dies reizte ihn.

Er wagt es nicht, sobald er sieht, daß ich Alles weiß, sagte er sich beim Ankleiden. Er verachtet die Welt, aber von mir möchte er nicht verachtet sein.

So trat er denn blaß, aber unerschütterlich entschlossen vor seinen Vater, welcher eben sein Wägelchen besteigen wollte, um seine tägliche Runde zu machen.

Ich wünsche mit Ihnen zu sprechen, Vater, begann er feierlich.

Ah, fangen die medicinischen Erörterungen schon wieder an? fragte der Doctor grinsend.

Louis antwortete nicht. Er folgte seinem Vater

in dessen Cabinet, mit der klaren Erkenntniß, wie schwer seine Aufgabe sei und daß er schwerlich die nöthige Kraft haben würde, diesen unbeugsamen Alten niederzuzwingen. Aber trotzdem sagte er, sobald sie allein waren:

Vater, es sind Dinge zwischen uns vorgefallen, über welche ich nicht richten will, die mir aber eine ernste Pflicht auferlegen. Wir sind verschiedener Meinung in einer Frage über Leben und Tod. Sie werden es billigen, daß ich, um geistige Freiheit und Sammlung zu finden, dieses Haus verlasse. Ich hätte Sie gern überzeugt, es gelang mir nicht; so bleibt mir nur noch übrig, Sie zu retten, indem ich Frau von Fouchy rette. Ihr Wissen hat sie verurtheilt (und Louis legte besondern Nachdruck auf dieses Wort), mein Gewissen will sie retten. Darum wundern Sie sich nicht, mich Ihnen im Wege zu finden.

Was soll diese Einmischung heißen? Wer hat dich dazu beauftragt? Ich habe dir bewiesen, daß meine Behandlung...

Halten Sie ein, lieber Vater, wir wollen den gestrigen Streit nicht wieder aufnehmen, er könnte uns Beide verrathen!

Was willst du damit sagen?

Daß ich meine Geheimnisse habe, wie Sie die Ihrigen, und daß wir wünschen müssen, dieselben für uns zu behalten.

Also du erklärst mir offen den Krieg?... Geh,

laß mich machen; kehre nach Paris zurück und verlange nicht zu wissen, was ein Mann, der dich liebt und dein Glück will, für dich träumen oder unternehmen könnte.

Sprechen Sie mir nicht von Ihrer Liebe, mein Vater; lassen Sie einen Stillstand in unserem Leben eintreten. Lassen Sie uns einige Zeit fremd für einander sein, oder besser, wie Sie spottend gesagt haben, Collegen. An dem Tage meines Sieges werde ich Sie kniefällig um die Freundschaft und Liebe bitten, deren ich so sehr bedarf. Bis dahin mögen Sie mir verzeihen, wenn ich meine Pflicht über meinen Gehorsam stelle.

Louis brachte diese Worte nur mühsam heraus; der alte Céret sah ihn mit einem Gemisch von Aerger und zärtlicher Bewunderung an. Dieser fürchterliche Mensch war stolz auf einen so edlen, makellosen, gefühlvollen Gegner und bereute bitter die schwache Viertelstunde, welche den Kampf zwischen seinem Sohn und ihm unvermeidlich gemacht hatte.

Wenn deine Auflehnung nicht zugleich ein Vatermord wäre, könnte ich dich dafür küssen, du armer Thor, entgegnete Vater Céret, denn das Rebelliren steht dir wirklich ganz reizend. Aber nun ist's genug der Kindereien. Ich bin dein Vater, dein Herr, dein Vorgesetzter; halte Schritt, wenn du mir folgen willst, oder reiße aus und begieb dich wieder in deine Schule.

O Mutter! Mutter! rief Louis aus, ein Schluchzen unterdrückend.

Es handelt sich nicht um deine Mutter, sondern um deinen Vater, den du zum Märchen der Umgegend machen willst... Ich weiß nicht, was für Ideen du dir in den Kopf gesetzt hast; es ist überhaupt nicht gut mit dir spaßen; von jetzt an spreche ich denn auch im vollen Ernst. Ich verantworte meine Kranken vor ihrer Familie und vor meinem Gewissen. Du bist weder die eine noch das andere; laß also dahin gestellt sein, was du nicht weißt, und fasse dich in Geduld.

Aber wenn ich nun nicht warte! Wenn ich aus Abscheu vor mir selbst in mir den Sohn strafe, den Sohn eines... wenn ich mich tödte!

Damit hast du dann nur bewiesen, daß es unter den Medicinern Selbstmörder giebt; aber niemals, daß ich Unrecht hatte, Frau von Fouchy als herzleidend zu behandeln. Unsinniger! Bildest du dir ein, das letzte Wort der Wissenschaft zu kennen? Woher weißt du denn, daß ich im Irrthum war? Mit welchem Recht, du neugebackener Schüler, willst du mich richten? Gieb dich zufrieden, Rekrut, und überlaß das Weitere deinem General.

O sprechen Sie nicht von der Wissenschaft!

Ich habe jetzt keine Zeit zum Plaudern, mein Junge; wenn du Lust hast, können wir das Gespräch heute Abend fortsetzen.

Wohin gehen Sie, lieber Vater?

Zu meinen Kranken, und übers Schloß kehre ich zurück.

Sie werden mich dort finden.

Das verbiete ich dir. Die Gräfin würde sich nur vor deinem aufgeregten Aussehen fürchten. Du würdest mir die Praxis bald genug ruiniren, wenn ich dich gehen ließe.

Hören Sie, mein Vater, erwiderte Louis, der Entschluß und Kraft in sich sinken fühlte, ich erbitte mir nur Eine Gunst. Gewähren Sie mir diesen einzigen Tag... nur einen Tag Aufschub! Setzen Sie keinen Fuß ins Schloß; einen Tag, einen einzigen Tag nur Frist! Ich werde nachdenken... heute Abend werde ich gewiß vernünftiger sein.

Es liegt dir also sehr viel daran? Ich bin wieder zu nachgiebig! aber gut also! ich werde nicht aufs Schloß gehen.

Sie schwören mir's?

Was! du mißtraust mir?

Indem Vater Céret so sprach, nahm er eine majestätische, traurig groteske Haltung an.

Nein, ich glaube und danke Ihnen, sprach Louis gedrückt.

Vater Céret setzte sich in Bewegung.

Einige Augenblicke nachher fuhr der Wagen aus dem Hof, und der alte Doctor beugte sich, als er an den Fenstern seines Arbeitszimmers vorüberfuhr, noch einmal hinaus, um seinen Sohn zu erblicken und ihm freundlich zuzuwinken.

Als sich Louis allein befand, betrachtete er mit Grauen die Wände dieses Hauses, das er so sehr ge=

liebt, so oft in der Erinnerung gesegnet hatte. All die trauten Gegenstände, die Möbel, diese alten Freunde seiner Kindheit, nahmen Theil am Verbrechen seines Vaters und waren mit ihm entehrt. Ein tiefer Abscheu ergriff ihn. Die Selbstmorddrohung, welche er als Argument in den Wortwechsel geschleudert hatte, erhob sich wieder vor seinem Geiste mit verführerischer Gewalt. Sterben! Das hieße ja nur Gott und seiner Mutter eine Liebe unentweiht zurückbringen, die der Lästerung zu verfallen drohte. Sterben! Das hieße, vor dem Greise, der ihm einst heilig war, fliehen, ohne ihm zu fluchen; bewahren, was ihm an Illusionen noch geblieben war; der Muse der Wissenschaft, die ihm so hohe und edle Freuden verheißen, keusch und unentweiht Valet sagen! Das hieße der Schande entrinnen, vielleicht ein Verbrechen vereiteln! Würde der Arzt, der seinen Sohn so sehr liebte, nicht in dessen Tod die strafende Hand Gottes erkennen? Würde er den gräßlichen Muth zu seiner Frevelthat behalten? Ach! der Sohn kannte seinen Vater gar wohl. Dieser Mann, der so kalt war wie Erz, so exact wie eine Ziffer, hatte sich nie hinreißen lassen. Er war weder Spieler noch Wüstling, und dieser eisige Wahnsinn entsprang aus keiner plötzlichen Erregung. Wäre Louis todt, so würde der Alte über seine Leiche hinwegschreiten, um sein Ziel zu erreichen. Nutzlos, würde der Selbstmord zur Feigheit. Das hieße Olympia verlassen, um sich selbst den Qualen des Kampfes zu entziehen. Nein, er mußte leben, seine Thränen ver-

winden und gleichfalls Stoiker werden, um offen und unerbittlich diesem abscheulichen Plan entgegen zu treten. Aber in der Ausführung häuften sich erst recht die unüberwindlichsten Schwierigkeiten.

Oh! dachte er mit heiligem Ingrimm, weder sterben noch tödten können! Keine Waffen haben und nicht einmal den Muth, sich welche zu wünschen! Ich bin wie ein durch das Beichtgeheimniß geknebelter Priester. Wenn ich schweige, werde ich Mitschuldiger; wenn ich rede, handle ich gottlos und frevelhaft gegen meinen Vater! Wer sagt mir, ob ich zum Ungeheuer werde oder zum Helden, wenn ich die kindliche Liebe dem Menschenwohl opfere und eine Fremde rette, indem ich meinen Vater preisgebe?

Louis hielt es daheim nicht aus. Er ging fort; aber wohin sollte er gehen? Von fern erblickte er die Bäume des Parks, welche den Horizont begrenzten. Dort hätte er hineilen mögen, sich vor das Schloß stellen, das Gefängniß bewachen, dessen schuldloses Opfer vielleicht eben seiner gedachte und sich über sein Wegbleiben wunderte. Da erscholl die Dorfglocke; man läutete zur Messe. Louis erbebte; diese Stimme schlug an sein Herz. In Paris hatte er sich der allgemeinen Regel, nämlich dem religiösen Indifferentismus gefügt; es war lange her, daß er nicht auf den Knieen gelegen und mit sich über den Rest seines Glaubens zu Rathe gegangen war. Diese Glocke jedoch erklang plötzlich wie ein guter Rath, wie eine letzte schmerzliche Ermahnung.

Louis fühlte eine brünstige Andacht in seinem Herzen und ging zur Kirche hinan. An der Schwelle fiel es ihm ein, daß er dieses feuchte, bemoos'te Gemäuer seit dem Tode seiner Mutter nicht betreten hatte. Er erinnerte sich der Thränen, mit welchen er damals diese Stufen überschritten; noch sah er im Geiste die Todtengräber, wie sie mit dem Sarge auf den Achseln langsam vorwärts schritten. Damals war er mit verzweiflungsvollem Herzen dem Sarg gefolgt; heute hätte er es als Erleichterung empfunden, hinter einem zweiten herzugehen. Die Kirche war fast leer. Einige alte Weiber schleiften mit ihren Holzschuhen über die lockeren Steinplatten hin. Der Pfarrer trat an den Altar und murmelte den Introïtus. Des Sacristans tonlose Stimme antwortete. Louis beneidete diesen bescheidenen Gehülfen um seine Function. Er hätte gewünscht, an der heiligen Handlung Theil zu nehmen, selbst zu ministriren. Mit Eifersucht betrachtete er den alten Priester, der so friedlich und ruhig den Kelch zurecht stellte und sich anschickte, die Hostie zu brechen. Seine Lippen lechzten nach dem heiligen Brode; er fühlte das Verlangen, Gott in sich aufzunehmen. Hinter einem Pfeiler auf beide Kniee niedersinkend, erleichterte Louis sein Herz, indem er lange betete; es fielen ihm die Gebete wieder ein, die seine Mutter ihn gelehrt hatte; er mußte sich zuweilen auf die Worte erst besinnen. Dann zerstreuten ihn düstere Vorstellungen. So oft ein schwacher Sonnenstrahl beim Oeffnen der Thüre in das Kirchenschiff einfiel, wendete

er sich erschrocken um, ob nicht eine Bahre hereingetragen und der Todtengesang angestimmt würde. Er hätte seinen Vater mit magnetischer Seelenkraft herbeiziehen mögen, daß er reuig und betend neben ihm auf diesen feuchten Steinen niederkniete. Nach beendeter Messe trat der Priester in die Sacristei. Louis war versucht, ihm nachzueilen mit der Bitte, seine Beichte zu hören; ein Scrupel jedoch hielt ihn zurück. Sollte er einem Andern — selbst unter der Gewähr unverbrüchlicher Verschwiegenheit — das entsetzliche Geheimniß anvertrauen, das ihm nicht angehörte? Nein, er mußte diese Qual allein tragen; jeder Versuch, seine Pein zu erleichtern, war Verrath an seinem Vater. Louis neigte, wie wir bereits erwähnt, zu mystischer Schwärmerei. Derselbe innere Trieb, der ihn in die Kirche gezogen hatte, steigerte seine Stimmung zu immer größerer Erhebung. Fast eine Stunde lang verharrte er so in Leid und Andacht versunken, Gott das Sühnopfer seiner heißen Thränen darbringend und trotz aller Leiden mehr und mehr innerlich gehoben und gestärkt. Diese Kirche, kahl und kalt wie ein Grab, vermehrte nur noch die Glut seiner Seele, und er schwang sich über die geborstenen Wölbungen hinaus zu jenem Himmel der Gläubigen, wo Engelschaaren ihn empfingen, ermuthigten und belohnten.

Dieser zwanzigjährige Gerechte wandelte seinen Kreuzesweg und genoß von der Höhe seines Calvarienberges die herben Freuden des Opfers. Indem er zu

Gott flehte, ihn auf seinem schweren Gang zu erleuchten und zu stützen, gelobte er sich der Kirche, falls ihm der Sieg über seinen Vater gelingen sollte; er wollte dann im Priestergewand den Freuden der Welt absterben. Ein rührend kindliches Gelübde, wenn es auch nicht ganz aufrichtig war, und eigentlich den Herrn, dem es Bedingungen vorschrieb, hätte beleidigen können.

Als Louis aus der Kirche trat, lag das Dorf von den letzten Strahlen der milden Abendsonne vergoldet da; herbstlicher Duft stieg von den gemähten Wiesen, den gelb gewordenen Bäumen kräftig empor. Die Häuser glühten im Abendschein, und aus den Ställen erscholl das Gebrülle der Rinder, das Louis wie ein wohllautender Gesang vorkam. Die lächelnde Heiterkeit der Natur schien ihm eine Antwort Gottes. Die Todesträume und düstern Bilder flatterten aufgescheucht davon, den Vogelschaaren nach, die den blauen Luftraum kreuzten.

Nein, ein solches Verbrechen kann nicht gelingen, wenn Gott unendlich gut und groß ist! flüsterte Louis; und er ging hinab, wenn auch nicht getröstet, doch beruhigt und gestärkt. Sein Sinnen richtete sich nun auf Frau von Fouchy. Jetzt athmet sie wohl in ihrem schönen Park den Duft des Lebens und der Gesundheit ein; vielleicht steht sie über die Terrasse geneigt und pflückt die letzten, zu ihr aufrankenden Blumen. — Arme Frau! Wie allein und verlassen sie ist! Ach, wenn doch wenigstens Jemand sie liebte! Wenn er, der Sohn des unglückseligen Arztes, das Recht hätte, die theure Kranke

immer zu umgeben, sie offen zu beschützen! Aber würde sie denn sein reines, uneigennütziges Mitgefühl verstehen, würde er Etwas damit ausrichten können?

Bei diesem Punkt angelangt, gerieth Louis' Einbildung etwas auf Abwege, und als er zu seinem Vater heimkehrte, hatte die heftige Aufregung des Morgens einer eigenthümlichen Heiterkeit Platz gemacht. Der alte Céret, der auf ein Gespräch voll stürmischer Bitten gefaßt war, stieg gerüstet und gepanzert aus dem Wagen; diesmal gedachte er sein Spiel besser zu verdecken. Aber als er seinen Sohn so viel ruhiger wiederfand, rief er, wenn gleich nicht ganz frei von Verdacht, ihm zu:

Nun, ist dein großer Zorn jetzt verraucht?

Ich habe über die Sache nachgedacht.

Darf man das Resultat deiner ernsten Ueberlegung wissen?

Louis erröthete wie Jemand, der im Begriff ist zu lügen.

Sie haben mir oft gesagt, lieber Vater, der Gedanke an mein Glück sei stets Ihr liebster Traum gewesen.

Ja, gewiß; das habe ich gesagt und wiederhole es: ich liebe dich rasend, mein Junge, weißt du das?

Ich weiß es; deßhalb will ich Ihnen auch von meinem Glücke sprechen.... Als ich Sie so dringend um die Erlaubniß bat, Frau von Fouchy behandeln zu dürfen, so geschah es, weil...

Louis zögerte.

Nun, sprich weiter, du Hasenfuß, rief mit possierlichem Ton Vater Céret, den Blick fest auf die Augen seines Sohnes gerichtet.

Weil ich sie liebe und von ihr geliebt sein möchte, sagte Louis einfach mit fester Stimme, indem er gewaltsam das heftige Pochen seines Herzens niederkämpfte.

Ei, was willst du mir da aufbinden? versetzte der Doctor spottend und seinen Sohn scharf musternd.

Ich vertraue Ihnen ein Geheimniß an, das ich gestern selbst noch nicht kannte, das mir aber heute durch meine große Angst zum Bewußtsein gekommen ist.

Warum nicht gar! Du willst mich zum Besten haben!

Vater Céret argwöhnte eine Kriegslist; Louis' Argument war geschickt gewählt.

Nicht wahr, ergriff dieser lebhaft wieder das Wort, Sie würden mich Frau von Fouchy behandeln lassen, wenn Sie die Hoffnung hätten, sie Tochter zu nennen?

Du willst sie heirathen? rief Vater Céret und wich einen Schritt zurück.

Halten Sie für möglich, daß ich sie verführen wollte?

Hm, dann wäre es mir allerdings so lieber, brummte der Alte, dem es zu dämmern begann. Doch nein, du willst mir nur eine Falle stellen. Sieh dich nach einem Andern dafür um!

Wie? Sie glauben nicht, daß ich diese anbetungs-

würdige Frau lieben könnte, die obendrein so sanft, so klug und so unglücklich ist?

Du, verliebt? Ach, geh doch!

Ich versichere Sie feierlich, rief Louis und faltete die Hände. Der arme Junge fürchtete wahrscheinlich, nicht genug zu lügen, obgleich er doch mit großer Naturwahrheit den Begeisterten spielte.

Und wenn du Frau von Fouchy liebtest, was ginge mich das an? Zu einer Heirath gehören Zwei.

Aber wenn ich Ihnen sage, daß ich sie liebe, so weiß ich eben, daß auch sie mich lieben wird.

Hat sie dir's gesagt?

Nein, aber ihr armes, trauriges, einsames Herz fühlt das Bedürfniß, verstanden und beschützt zu werden. Ja, gewiß, sie wird mich lieben, seien Sie dessen versichert.

Teufel! Teufel! Das wundert mich! Und der finstere Mann rieb sich die Hände. Wenn das nicht wahr ist, überlegte er, so könnte es doch mit etwas Geschicklichkeit wahr gemacht werden; und diese Aussicht, durch welche Solignac als Mitschuldiger überflüssig würde, erleichterte ihm das Spiel und verbürgte ein günstiges Resultat.

Louis glaubte, der Vater zögere noch.

Oh, mein Vater, fuhr er lebhaft fort, indem er all seinen Muth zusammen nahm, um die Komödie glücklich zu Ende zu spielen, wenn Sie mir Ihre Hülfe leihen

wollen, so heirathe ich die Gräfin, und Ihre Wünsche sind erfüllt.

Die heutige Jugend kennt keine Zweifel! Also gut, ich bin dabei. Mache, daß du geliebt wirst, liefere mir Beweise dafür, und ich übergebe dir meine Patientin zur Behandlung.

Oh, Sie sollen sehen! Sie sollen sehen, mein Vater!

Ja, ja, ich werde sehen; ich werde dich überwachen und dir im Nothfall beistehen. Nun komm, mein Junge, und laß uns Frieden schließen! Ich zerreiße meine Recepte! Weg mit den Fläschchen! Es lebe die Gesundheit, der Frohsinn und die Liebe! Und vorwärts mit der Hochzeit!

Indem der Alte, der schon die Millionen klingen hörte, so sprach, erhitzte er sich immer mehr und wurde fürchterlich in seiner Freude. Er streckte seinem Sohn die Hand hin, dieser näherte die seine.

Topp! Schlag ein, mein Junge, das ist nun abgemacht. Du hast einen Monat Zeit. In dreißig Tagen, um diese Stunde, mache ich den Antrag für dich. Nimm dich zusammen, daß ich keinen Korb bekomme, denn ich wäre untröstlich über eine solche Schlappe und im Stande...

In einem Monat; ich bin es zufrieden, murmelte Louis, der um jeden Preis Zeit gewinnen wollte und von diesem Aufschub Alles hoffte.

Ich hole eine Flasche Kometenwein, versetzte der Doctor; die wollen wir diesen Abend auf den glücklichen Erfolg leeren und auch auf deine Heimkehr, die wir noch

gar nicht gefeiert haben. Und leichtfüßig, wie ein junger Mann, lief der alte Doctor in den Keller, während der Sohn tief bewegt zurückblieb, erschüttert von einem Gespräch, dessen Folgen er mit ruhiger Ueberlegung gar nicht auszudenken wagte.

VII.

Die Liebe.

Wir wollen uns der Versuchung erwehren, die Nebenumstände dieser Geschichte ausführlich zu erzählen, und daher über die Einzelheiten der jetzt für Louis und Olympia anbrechenden glücklichen Tage kurz hinweggehen. Es wäre sonst leicht, die beiden unschuldigen jungen Leute zu belauschen, wie sie im Park umherschweifen oder im dämmernden Salon zusammensitzen. Er glaubt aus Humanität Liebe zu heucheln, und *sie* bildet sich ein, nur dem Gefühle der Dankbarkeit nachzugeben. Der Herbst naht seinem Ende; der Wald wird lichter, des Morgens liegt weißer Nebel auf der Landschaft; noch läßt man die Fenster offen, und noch sind nicht alle Blumen verwelkt; allein im Salon zündet man gern ein knisterndes, prasselndes Feuer an, welches hauptsächlich Aug und Ohren erfreut. Jeden Morgen kommt Louis, um die Gräfin zu begrüßen. Olympia, nunmehr der Aengstlichkeit entledigt, welche die zahlreichen Medicamente stets in ihr unterhalten hatten, befolgte gar kein ärztliches Regime mehr,

sondern überläßt sich furchtlos jeder Lust und Laune. Sie fühlt sich allmählich wie neugeboren und vertauscht gerne die Verklärung des Todes mit den Reizen des Lebens.

Wie die Prinzessin im Märchen wartet sie in ihrem Schlosse Tag für Tag auf den treuen Freund, der ihr Lust und Freiheit bringen soll. Es werden hundert Projecte zu Spaziergängen gemacht, man benützt den schwächsten Sonnenstrahl, man läßt sich nicht Eine Viertelstunde Duft und Sonnenschein entgehen. Lachend und plaudernd durchschreitet man die Alleen und überläßt sich ganz und gar dem Lustgefühl, was hundertmal mehr werth ist, als langes Schweigen und Nachsinnen. Giebt es noch eine äußere Welt? Man weiß es nicht. Und doch müssen jenseits des Schlosses noch andere Geschöpfe existiren, da man mitunter kleine Ausflüge zu Zwecken der Wohlthätigkeit unternimmt. Allein man kümmert sich kaum um diese Fremden; man lebt, träumt und hofft; bisweilen zittert man vor einem unbestimmten Vorgefühl, einem Verdacht oder einem noch nicht ausgesprochenen Wort. Man wagt auch keinen Ausblick in die Zukunft; gestern war sie noch so traurig, daß es heute vermessen wäre, an dauerndes Glück zu glauben. Man freut sich des Tages, genießt den Augenblick und giebt sich beseligt jenem harmlosen Egoismus hin, welcher Niemanden verletzt.

Das hinderte freilich nicht, daß Louis Céret im Grunde seines Herzens die furchtbarsten Aufregungen empfand. Nach dem Abschluß des Waffenstillstandes

zwischen ihm und seinem Vater war er zitternd aufs Schloß zurückgekehrt, voll Entsetzen über die Lüge, mit welcher er Frau von Fouchy's Gesundheit für einen Monat erkauft hatte. Rechtschaffen und ehrlich wie er war, hatte er keiner Regung von Eitelkeit oder Ehrgeïz nachgegeben, als er diese Ausflucht erfand. Er war sich bewußt, daß man Zeit gewinnen müsse, und er hatte einen Monat gewonnen. Das war viel. Es war Nichts, falls die Gräfin nicht hinreichende Kräfte gewann, um einem indirecten Rath zur Flucht oder zu einer Reise folgen zu können. Es war Alles, wenn Olympia, der Gesundheit völlig wiedergegeben, dem Doctor trotzen, oder noch besser, ihn verabschieden konnte. Aber welch ein Unternehmen! Wenn es nach Ablauf dieses verhängnißvollen Monats Louis nicht gelungen war, Olympia zu entfernen, wenn sie darauf bestand, zu bleiben und sich vom alten Céret behandeln zu lassen, konnte er ihr dann auch noch auf Schritt und Tritt folgen und immer gerüstet sein zu ihrer Rettung aus neuen, unbekannten Gefahren? Wie viele Nächte verbrachte der junge Arzt in Nachdenken und Gebet! Welch Entsetzen erfaßte ihn, wenn er die Tage zählte! Mit welcher Angst pflegte und umgab er die theure Genesende! Sein Vater schützte zahlreiche Patienten vor, welche ihn abhielten zu kommen. Er hielt treulich Wort; nur wollte er rechtzeitig interveniren, wann es galt, die neue ersehnte Entwicklung zu beschleunigen.

Düster und aufgeregt, wenn er allein war, wurde Louis plötzlich heiter in Olympia's Gegenwart. Unauf-

hörlich lächelte er ihr zu und beruhigte sie, indem er sich selbst beruhigte. Er vergaß, daß er eine Rolle spielte. Und indem er auf die unschuldigste Weise sprach und angehört wurde, fand er Gegenliebe. Von Zeit zu Zeit prüfte er sein Gewissen; allein da er die Wichtigkeit seiner Doctorsrolle überschätzte, war er himmelweit entfernt, seine eigne verführerische Macht zu ahnen, oder gar zu glauben, daß er selbst die Gräfin liebe. Seiner Ueberzeugung nach betrog er seinen Vater und handelte nur von reinem Mitgefühl bewegt, allein der Unselige belog nur sich selbst und ergriff die Hand der Gräfin, nicht um das Fieber zu beobachten, sondern um sie in der seinen zu fühlen und zu halten.

Was Olympia betrifft, so gab sie sich keinerlei Rechenschaft und fragte nach Nichts. Sie dankte Gott für den jungen schönen Vermittler; sie gedachte seiner beim Erwachen und wiederholte sich beim Einschlafen all die zärtlichen und ernsten Worte ihres jungen Beichtvaters. Sie war glücklich und verlangte nicht zu wissen, um welchen Preis. Freie Herrin ihrer Handlungen, brauchte sie weder üble Nachrede noch Verläumdung zu fürchten und ließ sich von Herzen gerne retten. Unter dem Hauch dieser reinen Liebe beruhigte sich ihr Herzschlag, und ihre Wangen wurden wieder frisch und voll. Ihre so lange gelähmten Kräfte gewannen neuen Schwung; sie wagte zu lachen und versuchte zu singen. Es war ein herrlicher Monat! Man bemerkte weder das Fallen der Blätter, noch die ungesunden Nebel. Die Sommerkleider

wurden nicht abgelegt, und die Herzen waren voll Duft; es herrschte ein ewiger Frühling wie auf Calypso's Insel. Wer könnte dieses Feenmärchen schildern, das viel zu wahr ist, um erzählt zu werden? Versetze dich, lieber Leser, in die Einsamkeit eines reizenden Schlosses, folge am Wiesenrand durch schattige Alleen den Schritten eines jungen, schönen Paares, das sich liebt ohne es zu wissen; fasse allen Wohllaut, alle Anmuth und Liebenswürdigkeit zusammen — und verlange nicht, daß wir auch nur Ein Wörtchen von jenen kindlich erhabenen Gesprächen der beiden Liebenden wiederholen oder die kleinste Skizze entwerfen von diesem lichtumflossenen Bilde!

Inzwischen hatte Vater Céret seine Zeit nicht verloren; er lachte und rieb sich die Hände, als wollte er die Haut zerreiben. Er lauerte auf den Tag und die Stunde, an welchen der Termin ablief, und ohne seinen ausweichenden Sohn je mit der kleinsten Frage zu behelligen, beobachtete er die Fortschritte einer Liebe, welche in der Einsamkeit ganz unmerklich bis zur Unheilbarkeit großgewachsen war. Wenn man ihm von seinem Sohne sprach, so seufzte er und schien die Faulheit des jungen Mannes zu beklagen, der die schönste Zeit seines Studienlebens in diesen fast kindischen Plaudereien vertändle. So streute er kleine Verläumdungen aus, welche sein scharfes Lächeln den Hörern einprägte, und das ganze Land, das heißt acht bis zehn sogenannte bürgerliche Familien des Cantons, sprach von dem Liebesverhältniß der Gräfin Fouchy mit dem jungen

Céret. Auf diese Art sicherte der alte Doctor sich zahlreiche Mitschuldige.

Eines Tages gelangte ein Echo dieses Geredes zu Solignac. Diesem Herrn ward überdies die Zeit lang. Die Rebhühner wurden immer seltener, hingegen hatten seine Gläubiger in Paris seine Adresse erfahren und belästigten ihn; vergebens hatte er einige Mal beim Doctor vorgesprochen, ohne ihn zu finden. Er paßte ihm auf den Straßen auf; allein der schlaue Alte schien ihn zu fliehen und schlug durch einen tückischen Zufall allemal gerade die Wege ein, auf welchen sich der ungeduldige Erbe nicht befand. Eines Abends jedoch, als Herr Céret von seinen Fahrten heimkehrte, fand er den Jäger in seiner Küche am Feuer installirt und seiner wartend; dies schien ihm nicht im Mindesten unangenehm zu sein. Mit einem Lächeln auf den Lippen erkundigte er sich nach dem Anlaß dieses Besuches.

Ich bin leidend, sehr leidend, Doctor, antwortete Solignac; ich fürchte, ich habe die Krankheit meiner armen Cousine.

Oh, warum nicht gar! Sie werden an keinem Herzleiden sterben!

Wie können Sie das wissen? entgegnete Solignac grinsend, aber mit wilden Blicken.

Ich irre mich nie, versetzte Vater Céret trocken.

Und doch haben Sie sich einmal geirrt, als Sie mir ein Unglück vorhersagten, welches, Gott sei Dank,

nicht eingetroffen ist! Dabei erhob Solignac seine Augen voll Zerknirschung zu dem Tragbalken der Küchendecke.

Ich habe Nichts vorausgesagt; ich constatirte nur die Wahrscheinlichkeit.

Und ist diese Wahrscheinlichkeit noch immer dieselbe?

Immer.

Solignac wurde hochroth vor Zorn; seine Hände zitterten, als wenn die Versuchung zu einer Ohrfeige sie in Bewegung setzte; er biß sich in den Schnurrbart, um eine Verwünschung oder einen Vorwurf zu unterdrücken. Die Gegenwart der alten Haushälterin, welche vor dem Herd ab und zu ging, schüchterte ihn ein wenig ein.

Wollen wir nicht in Ihr Cabinet eintreten, lieber Doctor?

Recht gern, antwortete Vater Céret gleichmüthig.

Als sie sich allein befanden, verschränkte Solignac die Arme und sagte, mit seinem Gesicht ganz nahe an das des Doctors herankommend:

Sie sind ein niederträchtiger Schuft, verstehen Sie?

Ich glaube, Sie haben nicht den gebührenden Respect vor meinen weißen Haaren, erwiderte mit vollkommener Heiterkeit und einem leichten Lächeln der alte Céret.

Das wäre auch der Mühe werth! Du hast mich bestohlen, hörst du? Aber ich bringe dich dafür um!

Da müssen Sie wohl Acht geben, nicht krank zu werden, denn ich würde dann Ihre Behandlung übernehmen. — Und der Doctor sagte das, mit den Augen

blinzelnd, als wenn er die harmloseste kleine Bosheit gesagt hätte.

Was habe ich hören müssen? versetzte Solignac: daß dein Sohn sich im Schlosse eingenistet hat, daß er meine Cousine gar nicht verläßt; da soll's Spaziergänge, Serenaden, ein Girren ohne Ende geben! Das war nicht ausgemacht.

Was wollen Sie? warf der Doctor ein; ich werde alt und brauche eine Stütze. Louis versteht soviel wie ich. Ich habe ihm die Gesundheit Ihrer lieben Verwandten anvertraut und garantire Ihnen, daß er sie gut behandelt.

Er behandelt sie nur zu gut. Das ist eine Schändlichkeit ohne Gleichen! schrie Solignac mit der Entrüstung eines ehrlichen Mannes. Dein Sohn soll also meine Cousine heirathen?

Nun, was wär's, wenn ich diesen großen Ehrgeiz hätte? entgegnete ruhig der alte Doctor, der, froh, daß diese Scene ihm einen Vorwand bot, ein Ende zu machen, seinen Mitschuldigen mit den Blicken durchbohrte.

Was? das wärst du im Stande? stammelte Solignac, vor Wuth schäumend.

Warum nicht? Die kleine Wittwe hat Verstand und Geschmack. Wenn sie findet, daß Louis mit seiner Redlichkeit und seinem Talent einen Edelmann ohne Geist und ohne Ehre aufwiegt, so sehe ich nicht ein, was es für ein Unglück wäre, wenn sie diesem Einfall nachgäbe.

Aber das ist ein Raub an mir!

So treten Sie als Mitbewerber auf!

Oh! Ich werde dieses höllische Complot zu hintertreiben wissen, versetzte Solignac, dessen Wuth aus den blutunterlaufenen Augen leuchtete. Was dich betrifft, elender Giftmischer...

Bei diesen Worten erhob er den Arm, um dem alten Céret, der mit keiner Muskel zuckte, ins Gesicht zu schlagen. Bevor jedoch seine Hand auf das Antlitz des Alten niederfiel, ward Solignac heftig bei der Faust gepackt und einige Schritte weit zurückgeschleudert. Es war Louis, der zugehört hatte und nun bleich, aber in furchtbarem Zorn eintrat.

Sie beschimpfen meinen Vater; hinaus! sagte er mit bebender Stimme.

Solignac wollte lachen.

Ah! Zum Teufel! Die Komödie ist vollständig!

Schweigen Sie! schweigen Sie! wiederholte Louis mit dem Fuße stampfend und seinen Kopf schüttelnd, als ob er von vorn herein die entsetzlichen Beschuldigungen abwehren wollte, die er kommen sah.

Und wenn ich nun nicht schweigen will, ehrfurchtsvoller Sohn?

Dann werde ich Sie tödten; denn das, was Sie wagen würden mir zu sagen, dürfen Sie außerhalb dieser vier Wände nicht wiederholen.

Dieses Haus ist eine Mördergrube, heulte Solignac, hier herrscht eine wahre Mordwuth! Der junge Wolf fletscht auch schon seine Zähne.

Ja, mein Herr, ich werde Sie tödten! rief Louis, der ihn nicht wollte reden lassen.

Der arme Junge war von Sinnen, er verschluckte seine Thränen und ballte die Fäuste. Solignac war nicht feige in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes; aber was blieb ihm zu thun? Er dachte auf einen geschickten Rückzug, öffnete die Thüre und stellte sich auf die Schwelle:

Auf Wiedersehen, meine Herren; und gut Glück! zischte er durch die Zähne; ich gehe morgen aufs Schloß und erwarte Sie dort.

Nun, so können wir ja die Gräfin zur Schiedsrichterin wählen, entgegnete mit unbekümmerter Miene der alte Céret, den diese Scene gar nicht angegriffen hatte.

Sie! im Schloß! rief Louis, dem nun erst der stürmische Aufruhr seiner Seele klar machte, mit welch glühender, ungeahnter Zärtlichkeit er Olympia liebe, — Sie, im Schloß!

Warum nicht? Gehen Sie doch auch hin! Ich werde wenigstens mit leeren Händen hingehen.

Nun ist's genug, mein Herr, versetzte Louis, dem Ersticken nahe. Das Maß der Beschimpfung ist voll, und wenn Sie keine Memme sind, so werden Sie mir Genugthuung geben!

Mit Pillen vielleicht? Danke! Das werde ich nicht!

Elender!... und Louis wollte auf ihn losstürzen. Die dürre Hand seines Vaters hielt ihn am Arm zurück,

während Solignac mit solcher Gewalt die Thüre vor ihm zuschlug, daß das ganze Haus zitterte. Louis' Kraft war zu Ende. Er bedeckte sein Gesicht und schluchzte laut auf, um nicht zu ersticken. Der Arzt, mit dem Ellbogen auf den Kamin gestützt, blieb eben so ungerührt wie bei dem physischen Schmerz eines Patienten; er sah ihn an und erwartete das Ende der Krisis.

O mein Vater! mein Vater! rief Louis, ist es denn möglich, daß man Sie so behandeln darf?

Allerdings, mein Junge, Vieles ist möglich; aber du bist auch zu rasch. In was mengst du dich? Dieser Solignac ist ein Narr; du hast ihn gehindert, mich zu schlagen, nun wird er auf ein anderes Rachemittel sinnen.... Man muß seine Feinde niemals in den Fall bringen, Ideen zu bekommen. Pah! An einem Faustschlag stirbt man nicht! Ein ander Mal überlasse mir die Sorge um mein Ansehen.

Wie! Ich sollte zusehen, wie man Sie beschimpft!... und Sie könnten eine solche Schmach ertragen! Sie! Sie, mein Vater!

Ein fahler Schein überflog des Doctors Augen. Ein Lächeln voll grauenhaft furchtbarer Ironie vervollständigte die Bedeutung dieses Aufblitzens. Louis fürchtete sich vor dieser scheinbaren Feigheit. Sein Vater verbarg ihm das Geheimniß seiner Wiedervergeltung.

Was willst du, mein Junge? nahm gutmüthig der alte Céret das Wort. Er war in seinem Recht, dieser Solignac. Er ist mir in die Falle gegangen. Nun hätte ich

ihm gern diesen Abend eine kleine Befriedigung seines Rachegefühls gegönnt. Damit hätte er sich zufrieden gegeben. Du kommst immer zur unrechten Zeit.

O Mutter, Mutter! lispelte Louis, der Lehren kindlicher Ehrerbietung gedenkend, welche ihm die Mutter so oft in der Kindheit eingeprägt hatte.

Nun, wie steht denn deine Angelegenheit, verliebter Jüngling? Morgen geht unser Waffenstillstand zu Ende, und du hast gehört, daß Solignac uns auf dem Schlosse erwarten will. Soll ich den Heirathsantrag machen?

Dieser Mann hatte Recht, mein Vater; warum bin ich aufs Schloß gegangen! Warum hat Gott sie nicht von der Erde genommen, diese schöne, edle Frau! Vor einem Monat sagte ich Ihnen, daß ich sie liebe; damals habe ich gelogen. Jetzt erst liebe ich sie, und möchte leiden und sterben, um sie zu retten.

Nun also, Trompeten und Pauken herbei und den Notar geholt! Und die Gräfin?

Oh! Sie ist ein Engel an Güte, sie schauderte nicht vor mir zurück, als ich mich ihr zu Füßen warf, sie hieß mich nicht fortgehen, sie hat geweint, und gelächelt, und verziehen.... Oh, wenn sie wüßte!

Gerade das wird ihr Solignac sagen. Deßhalb muß man ihm zuvorkommen und vor ihm auf dem Schlosse sein.

Solignac!... aber sie würde mich hassen, würde glauben, ich sei mit in diesem abscheulichen Complot gewesen.

Kind! Sie wird nur dir glauben, da sie nur dich liebt!

Sie liebt mich! O mein Gott! Das ist entsetzlich!

Sprich keinen Unsinn, mein Sohn; laß uns schlafen gehen.

Louis, den ein tiefer Gedanke seit einigen Minuten lebhaft beschäftigte, sagte dem Vater gute Nacht, zündete die Kerze an und stieg mechanisch die Treppe zu seinem Zimmer hinauf; man hätte ihn für einen Nachtwandler halten können. Seine Augen starrten, ohne zu sehen, vor sich hin, und der gemessene Schritt stach seltsam gegen die heftige Gemüthsbewegung ab, welche die eben geschilderte Scene in ihm hervorrufen mußte.

Vater Céret legte sich indessen trällernd nieder, trank seinen Thee und erwartete den Schlaf. Er hörte Louis in seinem Zimmer auf- und abgehen.

Armer Junge! sagte er vor sich hin, worüber mag er grübeln? Schlafe in Frieden, mein Kind, du sollst reich und glücklich werden!

Louis überlegte in der That. Es war eine feierliche Stunde. Er mußte die Gräfin zugleich vor Solignac's Project und vor den Absichten seines Vaters retten, und zwar, ohne den Handel zu verwirklichen, welchen er nur der väterlichen Habgier als Lockspeise hingeworfen hatte. Die Ueberlegung war lang und schmerzlich; als er sie beendet hatte, erhob er sich mit völligem Frieden im Herzen, nur seine Augen leuchteten. Er horchte, ob Alles still im Hause sei, ob sein Vater schliefe, dann

verließ er das Zimmer, schlich leise die Treppe hinab und sprang aus einem Parterrezimmer in den Hof. Hier wandte er sich dem Stall zu, führte die alte Stute heraus, und nachdem er das Gitter, das in den Angeln ein wenig knarrte, langsam geöffnet hatte, ritt er im Galopp davon und schlug die große Straße nach der nächsten Stadt ein.

VIII.

Der Tod.

Der Doctor begann sein Tagewerk regelmäßig mit einem Besuch bei seiner alten Stute. Das war die einzige Patientin, welche er mit Vergnügen behandelte, und Gott weiß, ob er sie jemals krank werden ließ. Er trat daher, wie gewöhnlich, am Morgen nach jenem stürmischen Tage in den Stall; aber der Halfter hing an der Krippe, Zaum und Sattel waren verschwunden.

Oho! Was soll das bedeuten? brummte der unerschütterliche Philosoph, der nicht an Diebe glaubte. Er sah sich um und gewahrte das halbgeöffnete Fenster. Louis ist zeitig ausgeritten; wo kann er sein? Im Schlosse? Ueber Land? Das ist ein sonderbarer Spazierritt.

Und zum ersten Mal seit dem Beginn dieses Drama's fühlte sich der eiserne Mann bewegt. Er war für Gewissensbisse zu verhärtet, um sich zu sagen, daß die Hand Gottes Louis allmählich in das finstere Räderwerk dieser

Begebenheit hineingezogen habe, und daß die allzulang verhöhnte ewige Gerechtigkeit nunmehr das Glück, vielleicht das Leben seines Kindes als Lösegeld einfordere. Nein, solche Sentimentalitäten kamen an diesen praktischen Stoiker nicht heran. Er fürchtete, Louis könne abermals etwas an seinen Plänen verrückt haben; ganz unbestimmt dachte er auch an die Möglichkeit eines Selbstmordes. So vergingen zwei Stunden der Ungeduld. Louis kam nicht zurück. Wo sollte man ihn suchen? Bei wem ihn erfragen? Endlich hielt Vater Céret es nicht mehr aus; er nahm seinen Stock, um zu Frau von Fouchy zu gehen, da hörte er, zusammenfahrend, ein wohlbekanntes Wiehern. Seine Stute kam in starkem Trabe heran.

Da bist du ja, Herumstreicher! Nachtwandler! rief er dem in den Hof einreitenden Louis von der Hausthürschwelle entgegen. Aber mehr konnte er nicht sagen, so befremdend erschien ihm das Aussehen seines Sohnes. Bleich, doch mit stolzem, sicherem Blick, mit triefendem Haar und festgeschlossener Lippe sah Louis zugleich entgeistert und doch befriedigt aus. Es war, als hätte der Schrecken seinen Ritt beschleunigt, und doch schien er eine gute Kunde zu bringen. Sein Vater, der ihm schweigend absteigen half, bemerkte, daß die Stute mit Schweiß bedeckt war; zum ersten Mal trieb er das arme Thier in den Stall, ohne daran zu denken, ihm Hafer vorzuwerfen.

Vater und Sohn traten ins Haus.

Willst du mir wohl sagen, was das bedeutet? fragte der alte Céret. Woher kommst du?

Mein Vater, antwortete Louis weich, indem er aber noch blässer wurde, ich bringe Ihnen Ruh und Ehre wieder.

Wo hast du sie aufgelesen?

Ein Mann hat Sie beschimpft; ich habe ihn gefordert, mich mit ihm geschlagen und ihn getödtet. Und Louis sah seinem Vater stolz in die Augen.

Dummkopf! rief dieser aus, du machst nichts als Ungeschicklichkeiten; du kommst immer zu früh.

Wäre er am Leben geblieben, so hätte ich mich tödten müssen, sagte Louis mit großem Ernst.

Oh, die Kinder! Die Kinder! murmelte der Alte.

Wir müssen zu vergessen suchen, mein Vater; Sie Ihre hochfahrenden finstern Träume; ich die Vision von Glück und Liebe, deren ich nicht würdig war.

So hast du uns also zu Grunde gerichtet!

Klagen Sie nicht darum, ich habe Sie gerettet! Und wenn Sie für sich selbst keine Freude empfinden, so freuen Sie sich für mich, den Ihre unglückselige Liebe dem Tode so nahe gebracht hatte!

Aber wie konnte Solignac so dumm sein, sich zu schlagen?

Heute Nacht eilte ich zur Stadt und holte von dort zwei Freunde, zwei Studiengenossen. Diesen habe ich, ohne Sie zu verrathen, den erlittenen Schimpf erzählt und ihnen gesagt, was für eine Genugthuung ich wünsche, und heute Morgen pochten wir mit Tagesanbruch an Herrn von Solignac's Thüre. Er wollte

wieder anfangen mit seinen Schmähungen; ich befahl ihm zu schweigen. Da kannte seine Wuth keine Grenzen mehr, er entriß uns einen der mitgebrachten Degen, und eine Viertelstunde später haben zwei Dorfbewohner, die dem Vicomte als Zeugen gedient, ihn bluttriefend fortgetragen. Mein Degen war wie ein rächender Blitzstrahl. Ich weiß nicht, wie es geschah, aber ich habe ihn ins Herz getroffen.

Nun, wahrhaftig! rief Vater Céret vergnügt aus, er hatte Recht gestern Abend. Er sollte am Herzen sterben. Alles wohl erwogen, ist es besser so, wie es gekommen ist. Dieser Solignac war sehr unbequem. Du weißt dich deiner Nebenbuhler nicht übel zu entledigen!

Um Gotteswillen, scherzen Sie nicht! erwiderte Louis, auf einen Stuhl hinsinkend, ich werde noch lange dieses bleiche Gesicht mit den bläulichen Lippen voll blutigen Schaumes vor mir sehen.

Fürchtest du dich gar vor Gespenstern? Das fehlte gerade noch, um dich vollends als einen verunglückten Mediciner hinzustellen.

Ich glaube an Gott, mein Vater, das genügt mir. Ist es Ihnen recht, so verlassen wir diese Gegend, und Sie kommen nach Paris. Dort werde ich vielleicht in angestrengter Arbeit das Vorgefallene vergessen können. Aber in jedem Fall werde ich mir auf ehrenhafte Weise eine Stellung erringen, wie sie Ihrem Ehrgeiz für mich entsprechen kann.

Und die Gräfin?

Oh! Reden Sie mir nicht von ihr!... Sie wird mich anklagen. Das ist eben das Opfer, das ich Gott darbringe. Ich wäre seiner Güte nicht werth gewesen, wenn ich nicht mein gebrochenes Herz in völliger Entsagung zu seinen Füßen gelegt hätte.

Du liebst sie also nicht, die reizende kleine Frau? warf der alte Céret süßlich hin, da er hoffte, diese letzte Saite nicht umsonst zu berühren.

Ob ich sie liebe! und Louis ergriff die beiden Hände seines Vaters, um sich besser ins Gesicht sehen zu lassen; sehen Sie denn Nichts? Ist Ihnen denn das menschliche Antlitz nichts als ein Bündel Muskeln ohne Empfindung? Ob ich sie liebe! Sprechen meine Thränen und mein Ritt von heute Nacht und das Duell nicht laut genug? Eben weil ich sie liebe, möchte ich ihre Liebe nicht noch steigern. Ich wollte Sie täuschen; ich kannte mein eigenes Herz nicht und glaubte Anfangs, Liebe zu heucheln, um Zeit zu gewinnen zu ihrer Rettung. Der Himmel hat mich gestraft, oder vielmehr nein, er hat mich gesegnet. Zum Lohn für diese aufopfernde Lüge hat er mir die wahre unsterbliche Liebe gesandt; ich genieße nicht nur die Wonne, die selige Qual einer ächten Leidenschaft zu fühlen, ich bin auch geliebt worden! Und dies muß mir genügen. Ich werde ihrer würdig sein, indem ich ihr die Schmach erspare, mich ihren Gatten, Sie ihren Vater zu nennen!

Also bin ich es, der dir im Wege steht! Nun gut, ich werde dir aus dem Wege gehen.

Sie haben mich nicht verstanden. Ich habe eine andere Pflicht zu erfüllen. Ihr Glück, erlauben Sie mir hinzuzufügen, Ihre Reue — das ist fortan meine Aufgabe; und ich werde mich ihr ohne Hintergedanken widmen.

Du bist zu gütig; meine Reue ist meine Sache; und ein anderes Glück, als das deine, habe ich nicht.

So erhalten Sie es sich, Vater, indem Sie nie mehr von einer Heirath sprechen, die unmöglich ist. Ich bin fest entschlossen abzureisen.

Ist das dein letztes Wort?

Mein letztes.

So gehe, Eigensinniger! Aber wenn die Gräfin stirbt?

Die Gräfin ist jetzt gerettet. Wenn mein Fortgehen ihr Kummer verursacht, so wird selbst dieser Schmerz zu einem erregenden Element in ihrem Leben werden. Die Leiden ohne Grund haben sie krank gemacht, die Wirklichkeit kann ihr nur zu Statten kommen.

Alle Wetter! Ein herrlicher Schluß! Was für ein pedantischer Liebhaber du bist!

Lieber Vater, ich muß in die Stadt, um mich dem Gerichte zu stellen. Der Lärm von meinem Duell wird bald dahin gelangt sein; erlauben Sie mir Ihren Wagen zu nehmen, um hinzufahren; aber vorher habe ich noch einige Briefe zu schreiben.

Und Louis, den der Schmerz, die Schande, und was ihm an Illusionen und Wünschen noch übrig geblieben,

tief niederdrückten, eilte in sein Zimmer und schloß sich dort ein. Als Vater Céret allein war, dachte er einige Minuten nach, nahm dann seinen Hut, bürstete ihn sorgfältig, wählte tadellose Handschuhe und begab sich auf den Weg zum Schloß. Ein kühner Gedanke war ihm durch den Kopf gefahren. Es handelte sich darum, sein Genie zu bethätigen und durch einen gewagten Zug die Lösung herbeizuführen, der Prüderie seines Sohnes zum Trotz. Eine Viertelstunde nachher zog er triumphirend die Glocke am Gitter.

Olympia war sehr verändert. Das war nicht mehr jene luftige Traumgestalt, die wir zu schildern versucht haben, das glänzende Blond der Haare bildete gleichsam einen Goldgrund für das regelmäßige Oval des Gesichtes. Die Augen hatten ihren vollen Glanz wiedergewonnen, und um die halbgeöffneten Lippen schwebte ein reizendes Lächeln. Gesundheit und Jugend strahlten jetzt vereint mit dem Glanz des Liebesglückes aus ihrem Wesen; Alles in ihr athmete Freude, Erwartung, Poesie; es war von dem Druck der langen Krankheit Nichts zurückgeblieben, als eine wunderbare Zartheit der Empfindung und eine fast wollüstige Weichheit, die in Wahrheit einer keuschen Wehmuth und poetischen Andacht entsprang. Mit überströmender Herzlichkeit empfing sie den Doctor; allein dieser hatte beim Eintreten sein Gesicht in väterlich kummervolle Falten gelegt, worüber die Gräfin stutzte.

Was ist Ihnen? sagte sie, des Alten Beklommenheit bemerkend.

Ach, gnädige Frau, heute bin ich herzkrank und suche Rath und Heilung bei Ihnen!

Sprechen Sie, was giebt es? entgegnete Olympia lebhaft, den Doctor zu einem Sessel drängend.

Er ließ sich wie vernichtet hineinfallen und schüttelte den Kopf.

Was es giebt? Daß der Tag, an dem mein Kind dieses Haus wieder betrat, ein sehr verhängnißvoller war, und dennoch hatte Gott seine Absichten, als er ihn hieher sandte!

Frau von Fouchy war betroffen, den Namen Gottes zum ersten Male von des Doctors Lippen zu vernehmen, und doch stimmte der Gedanke zu ihren eigenen Träumereien.

Hören Sie mich, gnädige Frau, fuhr der alte Céret fort. Wir glauben uns in diesem Dorfe weit von der Welt und ihrer Verläumdung; wir handeln unschuldig nach unserm besten Wissen, und währenddem lauern uns doch die Leute auf, beobachten uns, und es scheint, daß über Louis' häufige Besuche im Schloß viel geredet wird.

Was liegt daran? sagte Olympia erröthend, steht mir nicht die freie Wahl meiner Freunde zu?

Es scheint nicht, daß dies die Meinung eines Ihrer Verwandten, des Herrn von Solignac war.

Mit welchem Recht wagt es Herr von Solignac...

Er wird es nicht mehr wagen, Madame.

Was wollen Sie damit sagen?

Louis, dessen ritterlichen Eifer ich nie im Stande sein werde zu dämpfen, wollte diesem unglücklichen Sitten=

richter den Mund stopfen. Das war nicht leicht. Herr von Solignac war ein Duellant, mein armer Sohn versteht nur die Lanzette zu führen.

Sie ängstigen mich! rief Olympia erbleichend aus.

Beruhigen Sie sich. Louis hatte in dieser ersten Operation eine glückliche Hand; Herr von Solignac ist todt.

Und er? Ist er verwundet? fragte Frau von Fouchy, deren Herz sich dem durchdringenden Blicke des Alten mehr und mehr enthüllte.

Er ist unversehrt; aber moralisch fühlt er sich nur um so unwohler. Er will sich sogar dem Gericht ausliefern!

Mein Gott! Kann man ihn denn richten? Ihn verurtheilen? Wir müssen ihn verbergen, Doctor. Er muß fort, weit, weit von hier!

Ja wohl! Fliehen! Uns verlassen, uns nie wiedersehen! Das wünscht er allerdings selbst am dringendsten, der Undankbare!

Wie? stotterte Olympia, ich verstehe Sie nicht.

Es ist doch sehr einfach. Louis ist ein Ehrenmann. Er hat Herrn von Solignac gezüchtigt; aber nun will er sich selbst ebenfalls züchtigen. Als er herkam, Sie zu retten, eine Krankheit zu bekämpfen, in welcher ich mich — ehrlich gestanden — ein wenig verwickelt hatte, dachte er nicht entfernt daran, daß man ihm eines Tages aus seiner Aufopferung ein Verbrechen machen würde. Aber, zum Kukuk, warum haben die Patientinnen auch solche

Augen? Louis entfernt sich nun, um sie nie mehr zu sehen, diese schlimmen Augen, in die er zu seinem Unglück allzu tief geblickt hat!

Olympia senkte rasch die Wimpern. Eine Minute lang herrschte Stille. Der alte Céret, der sich ganz in den Ton eines sentimentalen Schauspielvaters hineingeredet hatte, beobachtete mit blinzelnden Augen die Wirkung dieses kleinen Manoeuvres.

Aber wird er nicht wenigstens kommen, mir Lebewohl zu sagen? entgegnete mit Anstrengung und zögernd Frau von Fouchy.

Vater Céret verzog das Gesicht. Er fand, daß die Gräfin sich gar zu leicht in die Abreise seines Sohnes ergab.

Jetzt gilt es den Hauptstreich, sagte er zu sich; zünden wir die Lunte an und lassen dieses Herz in die Luft springen.

Ich glaube nicht, gnädige Frau, fuhr er mit lauter Stimme fort, daß Louis jemals wieder den Fuß in dieses Haus setzt. Zwischen ihm und Herrn von Solignac sind entsetzliche Worte gewechselt worden. Das Echo hat sie aufgefangen und brauchte sie nur hier zu wiederholen, um mein armes, so reines und aufopferndes Kind mit Tod und Schande zu treffen.

Was für Worte? Erklären Sie sich.

Das ist sehr schwer, gnädige Frau; o ich zögere nicht meinetwegen. Auf dem Punkt, einen so guten, edlen, hochherzigen Sohn für immer herzugeben, einen

Helden, der seltner Weise zugleich ein Gelehrter ist, — kann ich nichts weiter thun, als mein Haupt allen Demüthigungen beugen. Aber Louis würde mir diese Mittheilung nie verzeihen, die seine Bescheidenheit verletzen muß, indem sie ihn in seiner ganzen Hoheit zeigt.

Doctor, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir Alles, was vorgefallen ist; Sie quälen mich entsetzlich mit Ihrer Zurückhaltung. Ich wäre undankbar gegen Sie, gegen... Ihre Familie, wenn ich nicht mein Theil an Ihrem Kummer forderte.

Es ist wahr, Sie verdanken ihm das Leben, sagte Vater Céret mit gut gespielter Unbefangenheit.

Ja, ich verdanke ihm die glücklichsten Tage, die süßesten, die Gott mir je beschert hat, entgegnete Olympia mit aufleuchtender Begeisterung. Um dieser Schuld willen, die ich nie zu tilgen im Stande sein werde, beschwöre ich Sie, mir Alles zu sagen!

Die Lunte brennt, dachte der Doctor, nun vorwärts mit dem Pulverfaß. Er nahm eine demüthige und zerknirschte Haltung an und sagte:

Es scheint, daß Herr von Solignac sich nicht damit begnügte, Louis die Vertraulichkeit mit Ihnen, Frau Gräfin, vorzuwerfen. Wir sind arm und Sie sind reich, sehr reich. Man weiß, daß ich geizig bin; man dachte, Louis könnte es auch sein und in seinem wahrscheinlich sehr wohl berechneten Eifer nichts Geringeres beabsichtigen, als...

Wie! vor dieser Infamie ist Herr Louis zurück-

gewichen? Und wenn ich schließlich selbst wünsche, meines Vermögens halber geliebt zu werden, wer hat das Recht, sich darüber aufzuhalten? Und auf Olympia's Lippen spielte ein eigensinniges Lächeln voll Jugendübermuth.

Louis denkt nicht so, Frau Gräfin. Seine Redlichkeit sträubt sich gegen den bloßen Schatten eines Verdachtes; überdies hat der arme Junge eine Wunde, die noch mehr blutet. Dieser Herr von Solignac — er war zu Allem fähig — wagte sogar zu behaupten, ich hätte früher versprochen, Sie in seinem und meinem Interesse zu behandeln....

Das verstehe ich nicht, warf Olympia ein, den Blick unverwandt auf den alten Arzt geheftet.

Es ist sehr einfach, entgegnete ruhig der Doctor; das Interesse Herrn von Solignac's und Ihre Genesung standen sich schroff entgegen; er hätte Sie beerbt und konnte sich dann gegen den Arzt großmüthig bezeigen...

Welche Abscheulichkeit! rief Frau von Fouchy aus und verbarg das Gesicht in ihren beiden Händen.

Nicht wahr? Es ist entsetzlich, so etwas anzuhören. Nun, es zu glauben, war noch entsetzlicher, und Louis hat dieser Anklage geglaubt.

Aber Sie haben sich doch vertheidigt?

Ich habe mich vertheidigen wollen... es scheint, daß ich mich schlecht vertheidigt habe...

Diese Worte wurden langsam gesprochen. Der teuflische Diplomat wollte verstanden werden. Er wollte durch sein Geständniß und auf die Gefahr hin, selbst

recht erbärmlich zu erscheinen, Louis möglichst interessant und heldenhaft hinstellen. Frau von Fouchy wagte es, diesen Mann, der sich ihr zum ersten Mal aufschloß, zu betrachten. Allein ihr Abscheu war schwächer als das Mitleid und die Zärtlichkeit, welche sie plötzlich bei dem Gedanken an Louis erfaßte. Sie durchschaute das Märtyrthum ihres Freundes. Für sie hatte er mehr als den Tod ausgestanden. Zu fragen wagte sie nicht, aber sie wartete. Vater Céret erkannte, daß der schmerzhafteste Theil der Operation vollzogen sei; das Messer stak in der Wunde und mußte nun herausgezogen werden.

Jetzt wissen Sie Alles, gnädige Frau; Louis wollte gleichzeitig meine Ehre retten und Ihr Leben, das ihm tausendmal theurer ist. Er war es, der mich zwang, ihm den Platz abzutreten; er war es, der Sie beschützt und gerettet hat; aber er ist es auch, der sie liebte und sich nun nach vollbrachtem Werk siegreich und verzweifelnd zurückzieht, nachdem er sein Leben aufs Spiel gesetzt hat. Er behält Nichts als bitteren Schmerz und das Gespenst meiner Schuld vor Augen. Oh! Die Heiligen, zu welchen Sie beten, haben sich den Himmel leichter verdient.

Olympia hatte sich erhoben. Ihre Augen funkelten. Der Doctor war geblendet und wollte seinen Sieg vollständig machen.

Was mich anbelangt, gnädigste Frau, so ist mein Entschluß gefaßt. Ich werde meinem Sohn keine Gemeinschaft auferlegen, die ihm verhaßt sein müßte. Ich

habe ihm heute für immer Lebewohl gesagt. Für ihn ist vollständige Einsamkeit besser als meine Gegenwart, und wenn er stirbt, so kann er in der Ferne mir wenigstens verzeihen.

Olympia hörte nicht mehr zu; ihr Entschluß stand fest; sie hatte geschellt und ließ sich Hut und Shawl bringen, die sie eiligst anlegte.

Dank, Doctor, Dank für Alles, was Sie mir mitgetheilt haben, warf sie in hartem, abgebrochenem Tone hin und ließ Vater Céret mitten im Salon stehen. Eine Minute später hörte man das Gitter sich öffnen und klirrend wieder zufallen.

Ah! endlich! rief triumphirend der alte Arzt, aus voller Brust tief aufathmend. Das hat Anstrengung gekostet! Wie sie ihn liebt! Mit welcher Kraft sie die Thüre aufreißt! Geh, du wärst recht herzlos, wenn du ihr widerstehen könntest, mein armer Louis! Nun, fuhr er, gegen die Thüre schreitend, fort, ist meine Rolle ausgespielt; ich kann gehen... Es ist einerlei, fügte nach einer Pause dieser ungewöhnliche Mann schwermüthig hinzu, aber freilich hätte ich gern meine Enkel gesehen! Immerhin! Louis wird reich und glücklich... Was könnte ich mehr wollen? — Und so gleichmüthig wie sonst ging der Doctor fort, um einige Besuche in der Nachbarschaft zu machen.

Louis befand sich in seinem Zimmer; die kleinen Vorbereitungen zur Reise waren vollendet. Er schrieb und ließ in dem Briefe, der nicht bestimmt war, in seiner

Gegenwart gelesen zu werden, seinem Herzen freien Lauf. Plötzlich hörte er Schritte auf der Treppe. In der Angst, sein Vater könnte diese letzte bittersüße Stunde im Elternhause stören, springt er auf, um den Riegel vorzuschieben; aber die Thüre geht weit auf, und Olympia, erhitzt, athemlos, erschöpft von Müdigkeit, Aufregung und Liebe, erscheint auf der Schwelle.

Sie hier! rief Louis. — Seine Kniee zitterten, er fürchtete wahnsinnig zu werden oder zu sterben.

Ja, ich; ich komme Ihnen zu sagen, daß ich mit Ihnen gehe, wenn Sie fortgehen, daß Sie mich aber nicht so verlassen können.

Aber wer konnte Sie benachrichtigen?

Gleichviel. Hören Sie, Louis, es ist nicht mehr die Kranke, nein, eine Freundin, eine Schwester, Ihre... (oh! verweigern Sie mir den Namen nicht) Ihre Gattin ist es, die Sie beschwört, zu bleiben und sie zu hören.

Was sagen Sie da? Es ist unmöglich! entgegnete Louis wankend. Wenn Sie wüßten!

Ich weiß Alles, mein Freund.

Oh! nein, nein, Sie können nicht Alles wissen!

Ich weiß, daß Sie meine Feinde besiegt haben, daß Sie edelmüthig sind und fliehen wollen aus Furcht, Rechte auf meine Dankbarkeit, auf mein Herz zu haben. Ich weiß, daß wir Beide Waisen sind und daß die Trauer um Ihre Mutter nicht Ihr herbster Kummer ist. Ihr Vater verließ mich soeben, er hat mir Alles ge-

standen. Ich habe ihm verziehen. Verzeihen auch Sie ihm, indem Sie in Ihr eignes Glück willigen.

Nein, nein, ich will sühnen; ich kann nicht vergessen, es ist unmöglich!

So wollen Sie mich lieber der Verlassenheit, dem Tode preisgeben, als gegen Ihre Scrupel ankämpfen? O warum haben Sie mich gerettet!

Sie zeigen mir den Himmel offen; diese Seligkeit hätte ich nie zu träumen gewagt!

Louis, im Namen Ihrer Mutter, verurtheilen Sie uns nicht; wir Zwei allein sind unschuldig; warum wollen Sie uns strafen? Ich reiche Ihnen die Hand, geben Sie mir die Ihre.

Oh! — seien Sie gesegnet! rief Louis und sank beseligt zu den Füßen der Gräfin nieder.

Eine Stunde später kehrten Frau von Fouchy und der junge Arzt Hand in Hand zum Schlosse zurück. Stille, ernste Glückseligkeit leuchtete auf ihrer Stirne wie in ihren Seelen. Olympia fürchtete, ihr Freund könnte ihr entschlüpfen, und schmiegte sich an ihn. Louis hingegen ließ sich leiten und dachte an Nichts und suchte Nichts in seinem Herzen als seine Liebe.

Vater Céret, der das Dorf nicht verlassen hatte, sah sie von Weitem vorübergehen; er versteckte sich, um nicht bemerkt zu werden.

Vorwärts! sagte er, ich habe hier Nichts mehr zu thun; sie werden meinen Segen nicht vermissen. — Der Doctor kehrte düster und nachdenklich heim. Er, der zu

triumphiren gedacht hatte, fühlte sich tief im Innern besiegt. Er war ans Ziel gelangt, aber belastet mit seiner eignen Strafe und mit der Verachtung seines Sohnes. Er fühlte sich beinahe geneigt, an das zu glauben, was die andern Menschen Gewissensbisse nannten. Eine unbestimmte Furcht vor der Ewigkeit machte ihn ein wenig zittern. Seine Maske, die ihm das Blut in den Adern gerinnen ließ und nur noch an einem Faden hing, ermöglichte es ihm trotzdem, mit einem Anschein von Ruhe und Stoïcismus seine letzten Anordnungen zu treffen. Er spannte sein Wägelchen an, gab vor, eine Rundfahrt zu machen, und peitschte trällernd die arme Stute, welche sich noch kaum von dem langen nächtlichen Ritt erholt hatte. Auf der Anhöhe angelangt, die das Dorf beherrscht, wendete Vater Céret seinen Wagen und betrachtete einige Augenblicke das Schloß.

Ich hätte mich doch gut ausgenommen auf dieser Herrschaft, sagte er leise. Pah! Es ist nicht zu viel für Louis und seine Kinder. Ei, sieh mal! Was ist das? fügte er hinzu, als er einen Tropfen über seine Wange herabrollen fühlte, ich glaube gar, ich weine! Und eine Minute lang besah er diese erste Thräne. Ob er sie Gott geweiht? Wer kann es wissen. Er entkorkte ein Fläschchen, das er vorsorglich mitgenommen hatte, und leerte es auf Einen Zug.

Als Louis das Schloß verließ, brach die Nacht herein; er zögerte, nach Hause zu gehen; er sollte nun Aug' in Auge seinem Vater gegenüberstehen. Was

sollte er ihm sagen? Zweifel und Unschlüssigkeit erfaßten ihn wieder. Er bemerkte einen Zusammenlauf vor dem Thor. Da soll ich arretirt werden, dachte er sogleich, da das Duell ihm wieder einfiel, das er seit dem Morgen vergessen hatte. Allein die Ursache dieses Auflaufes war der Wagen des Doctors; die Stute hatte ihn allein zurückgebracht; darin befand sich nur noch eine Leiche. Man lief Louis entgegen, um ihn vorzubereiten. Er wurde todtenblaß und beinahe ohnmächtig. Der Leichnam seines Vaters wurde auf ein Bett gelegt. Louis wollte ihm zur Ader lassen; allein es war vergebens, seine Kunst vermochte Nichts mehr, und schluchzend fiel er auf die Kniee. Die Leute achteten seinen Schmerz und zogen sich zurück; bald verbreitete sich die Nachricht, der Doctor sei am Schlagfluß gestorben. Louis hatte es gesagt, alle Welt glaubte es, auch Olympia. Louis allein wußte die Wahrheit über diesen Selbstmord und bewahrte sie wie ein Geheimniß zwischen Gott und ihm.

K a r l a.

Bild aus der Gegend von Tauß.

Von

Božena Němec (Němcová).*)

(Geb. 1820, gest. 1862.)

Aus dem Böhmischen übersetzt

von

F. von Helfert.

---

*) c wird im Slavischen überhaupt, und so auch im Böhmischen, stets wie z ausgesprochen, also: Němez, Němzová, nicht Němek, Němková.

1.

Es war ein schöner Morgen. Von Waldmünchen gegen die böhmische Grenze bewegte sich ein Trupp Soldaten. Hinter ihnen fuhren Wagen mit Gepäcke. Auf dem ersten Wagen saß ein Officier mit seiner Frau. Neben dem Wagen schritt ein Weib, auf dem Rücken ein kleines Mädchen tragend. Die Gestalt des Weibes war hoch, knochig, das Gesicht von groben Zügen, aber anmuthig, obwohl die schwarzen Augenbrauen und die langen schwarzen Wimpern über den grauen Augen sie auf den ersten Blick etwas düster erscheinen ließen. Sie war in Bauerntracht, wie man diese in der Taußer Gegend antrifft. Sie trug einen schwarzen, faltigen Rock mit rother Einfassung und sehr kurzem Leib, eine blaue Schürze, ein gesticktes Mieder, über der Brust ein rothes Umschlagtuch, ein Hemd mit breiter Krause um den Hals und langen Aermeln, auf dem Kopfe ein schwarzes, um das Kinn gebundenes Tuch, schwarze Strümpfe, Stöckelschuhe mit beschlagenen Absätzen und vorn mit Maschen.

Die Straße führte steil hinauf, zu beiden Seiten

zogen sich dunkle Wälder, meist Nadelholz. Das Weib sah unruhig und voll Ungeduld vor sich, von Zeit zu Zeit fing sie an rascher vorwärts zu schreiten, als ob sie Flügel an den Füßen hätte.

Aber, Markytka,*) Ihr werdet Euch abmüden, gebt mir wenigstens Euer Kind auf den Wagen, ließ sich die auf dem Wagen sitzende Frau vernehmen.

Es ist nicht der Mühe werth, gnädige Frau Gevatterin! antwortete das Weib. Das Mädchen ist ja leicht wie eine Feder, ich spüre es gar nicht auf dem Rücken.

Die Frau nöthigte sie nicht länger, und Markyta, ihre kleine Last etwas hinaufrückend, eilte den Soldaten nach, die, obgleich es den Berg hinaufging, rüstig vorwärts schritten.

Als sie die Höhe erreichten, wurde der Wald lichter, mit eins waren sie aus den Bäumen heraus, und vor ihnen that sich ein entzückender Blick ins Böhmerland auf.

Am Ausgang des Waldes war ein Aushau, hie und da von einer stehengebliebenen Tanne oder Fichte überwachsen, unterhalb des Aushaues den Hang hinab grünten Felder, in deren Mitte ein Dorf lag, dessen zerstreut liegende Gehöfte von Obstgärten umgeben waren.

Die erste auf dem Aushau war das Weib. — Wir sind in der Heimath, Gott sei gelobt! rief sie aus, in die Kniee sinkend.

---

*) Verkleinerungswort von Markyta = Margaretha.

Wir sind in der Heimath!... Geliebtes Böhmen!... Jetzt ist's mit aller Trübsal aus! Diese und ähnliche Worte erschollen von allen Seiten. Die Soldaten warfen ihre Mützen in die Höhe, lachten, sprangen; ein und der andere stand in tiefer Bewegung — bei jedem nach seinem Charakter gab sich die Freude kund.

Das ist ein schönes Land! sagte der Officier, als er mit seiner Frau auf den Holzschlag herauskam.

Mit Erlaubniß... dingsda... Herr Oberlieutenant, ließ sich ein alter Soldat vernehmen, indem er sich den langen Schnurrbart strich, so schön, daß sich der Mensch daran gar nicht satt sehen kann. Aber wenn man ihm Lebewohl sagen muß, dann kommt es einen bitter an. Ich hab's erfahren... dingsda ... vor dreizehn Jahren. Damals, wenn ich mich nicht geschämt hätte, würde ich wahrhaftig geweint haben, und ich habe doch manchen schweren Brocken verschluckt. Damals ist uns ein junger Recrut auf dem Wege gestorben. Wir haben ihn... dingsda... in Regensburg begraben.

So eine Art Muttersöhnchen, lachte der Officier.

Mit Erlaubniß, Herr Oberlieutenant, es war ein stattlicher Bursch. Aber es ist nun einmal schon so mit uns, daß es uns hart wird, von der Heimat zu scheiden, und besonders, wenn es... dingsda... in die Fremde geht. Der Kummer legt sich auf das Herz, und da giebt es keinen Rath und keine Hülfe, das Heimweh übermannt den Menschen.

Ach, geht mir mit Eurem Heimweh! lachte der Officier.

Mit Erlaubniß ... dingsda ... Herr Oberlieutenant, ob es nun die Doctores so oder anders nennen, es bleibt doch immer das Heimweh, sagte der Soldat, den Schnurrbart um den Finger drehend, was er nur dann that, wenn ihn Etwas aufregte; sonst strich er sich ihn nur.

Als die Soldaten auf den abgestockten Platz herausgetreten waren, ließen die auf den Feldern arbeitenden Leute ihre Hände ruhen und blickten hinauf. Die Kinder, die im Holzschlag und auf Schutthügeln spielten, liefen eilig fort, um ihren Müttern zu erzählen, daß beim Wald eine Menge Leute seien. Gleich darauf kamen die Hausfrauen aus den Höfen, die kleineren Kinder, um sie nicht allein zu lassen, auf den Armen tragend. Alte Mütterchen, Spindel und Rocken mit sich schleppend, humpelten ihnen nach. Und selbst die Hausväter, jüngere und ältere, traten heraus, hier aus dem Stalle, dort aus dem Garten, wo gerade der Eine und der Andere beschäftigt war.

Das sind unsere Soldaten, die kommen aus dem Reich! sagte Einer von ihnen, nachdem er sich die langen schwarzen Haare aus dem Gesicht gestrichen und mit vorgehaltener Hand auf die Höhe geblickt hatte. Kommt hinauf, meinten Andere.

Und sie gingen. Einer der Hausväter aber rief nach seinem Weibe: Höre, Frau, nimm Brod, Salz

und Milch mit dir, vielleicht kommt es ihnen gelegen. Die Bäuerin drehte sich auf dem Absatz herum, rief in das Haus: Dorla! Hanča! und verlor sich, als die beiden Mädchen wie die Rehe aus dem Garten herbeisprangen, mit ihnen in der Kammer. Die übrigen Hausfrauen ließen sich nicht minder das Wort des Bauern gesagt sein, und wo eine etwas zu Hause hatte, wandte sie sich in das Gehöfte zurück.

Die Landwirthe schritten auf die Höhe zu, nur so gemächlich einen Fuß nach dem andern ziehend, damit es nicht etwa scheine, als ob sie die Neugier zu stark plage. Die Weiber blieben hinter ihnen, kamen aber doch ein Schrittchen um das andere immer höher.

Nach Hause, meine Herren Soldaten, nach Hause? hub einer der Bauern an, nachdem sie die Höhe erreicht und den Soldaten ein Grüßgott! zugerufen hatten.

Nach Hause, Bauer, ja, nach Hause marschiren wir, antworteten die Soldaten.

Nun so, so, überall gut, zu Hause am besten, sagte der Bauer, und schwieg dann wieder.

Wie heißt euer Dorf? fragte der Officier.

Chodovo, gnädiger Herr Officier, antwortete geschäftig ein in der Nähe stehender alter Bauer, indem er höflich seine Pelzmütze lüftete.

Und das weiter unten mit dem Herrenhaus?

Das ist Chodenschloß, geehrter Herr. Weiter ist Aujezdl, dort ist Tauß, begann der Alte zu erklären, indem er dabei mit der Holzpfeife, aus der er geraucht

hatte, hierhin und dorthin zeigte. Rechts von Tauß sehen Sie ein Kirchlein auf einem Hügel, das ist St. Laurentius, wir heißen es aber den Fröhlichsberg. Unter dem Fröhlichsberg ist der Wald Runit, hinter dem Runit das Dorf Hochwartl, hinter Hochwartl der Berg Salka, hinter Salka das Dorf Paschnitz, und so geht es fort, Berg auf Berg und Dorf auf Dorf.

Aus Hochwartl bin ich und die Pathe Markyta da, fiel ihm der Bärtige in die Rede, indem er sich den Schnurrbart strich.

Nun, das macht nichts, nickte der Alte mit dem Haupte.

Ein anderer Bauer aber fragte gleich: Aus welcher Familie?

Ein Barta! antwortete der Soldat. Dann stolz den Leib aufrichtend, wendete er sich zu dem Officier mit den Worten: Mit Erlaubniß... dingsda... Herr Oberlieutenant, unsere Vorfahren, die Choden, oder wie man sie auch mit einem Spitznamen hieß, die Hundsköpfe,*) genossen von altersher große Vorrechte. Sie hatten ihr Banner, ihren Hauptmann, und Alle waren Freisassen. Dort, wo unser Dorf liegt, war die Hauptwarte, und darum heißt es bei uns bis heute: auf der Warte.**)

---

*) Psohlavci.

**) Im böhmischen: „na stráži". Deutsch etwa genauer zu übersetzen: „auf der hohen Warte".

So war es, nicht anders! bestätigte der alte Bauer und that dabei einen Seufzer.

Und seitwärts von Tauß auf dem Hügel die zerfallene Burg, wie heißt die? fragte der Officier weiter.

Riesenberg. Die Leute sagen, daß unter dem zertrümmerten Schloß ein Schatz vergraben liegt, aber das wird wohl nicht wahr sein; wie würden ihn die Herren dort lassen, wenn es in der That so wäre? Unter Riesenberg ist Kauth, wohin wir aufs Amt gehen. Weiter dort die Berge, die sich von Neugedein gegen die bayerische Gränze ziehen, heißen der Hohenberg und der Gutenberg; auf dem wächs't einmal im Jahre ein Wünschrüthlein — aber wie soll man's pflücken, wenn man nicht weiß, an welchem Tage es hervorsprießt?!

Das ist wohl nur ein Märchen. Als ich in Hluboka diente, weidete ich Tag für Tag auf dem Gutenberg, aber das goldene Rüthlein hab' ich nie gesehen, fiel dem Alten der Bärtige in die Rede.

Vielleicht wächs't es nur bei Nacht, ließ sich Markyta vernehmen, wie ja auch das Farnkraut just zu Mitternacht um Johann den Täufer aufblüht. Wenn, heißt es, eine reine Jungfrau unter das Kräutlein ein weißes Tuch ausspannte, würde darauf eine Blüte von lauterem Golde fallen.

Und warum hat das noch keine versucht? lachte der Officier.

O, verehrter Herr Gevatter, da müßte eine auf das Gold mehr als auf ihr Seelenheil erpicht sein, daß

sie sich zu solcher Stunde hinauswagte. Die Nacht hat ihr Recht! gab Markyta zum Bescheid.

So ist es, bekräftigte der alte Bauer.

Und wie heißt ihr die andern Berge? fragte der Officier wieder.

Den Gutenberg, den Hohenberg habe ich schon genannt, dann kommt der Sternberg, der Silberberg, unter dem Silberberg ist die Silbergrube — sie haben, sagt man, vor Zeiten dort Silber gegraben —, und dort jene beiden Berge schon in den Wolken sind unserer lieben Frauen Busen.

Das ist der Osser und der Arber, fiel ihm der Officier ins Wort.

Nun, bei Ihnen nennen sie sie so, bei uns nennen sie sie anders, nickte der alte Bauer mit dem Haupte; und indem er mit der Hand, in der er das Pfeifchen hielt, nach links deutete, fuhr er fort: Weit dort über der Fläche sehen Sie, geehrter Herr Officier, einsam einen schwarzen Berg sich erheben und darauf ein Schloß. Das ist Pfraumberg. Es wurde dort, sagt man, vor Zeiten ein böhmischer Fürst gefangen gehalten, darum, weil er keine Herren im Lande dulden wollte. Verleihe ihm der liebe Gott dafür die ewige Gnade! Aber was hilft das Alles, sein kann es ja doch nicht. Wenn Sie geradeaus blicken und ein gutes Auge haben, so sehen Sie bis nach Pilsen. Dieser unser Berg hier, worauf wir stehen, ist der Čerchow, und die Wälder hier heißen wir den Schwarzwald.

Während in solcher Weise der Alte dem Officier die Gegend erklärte, hatten Bäuerinnen mit ihren Mägden Brod, Milch, Butterschnitten, Honig und Kuchen gebracht, was nur immer die eine und die andere in ihrer Vorrathskammer gefunden.

Greift zu, was der liebe Gott beschert hat, luden die Hausfrauen ein, indem sie die Speisen unter den Tannen ins Gras setzten. Dem Herrn Officier und seiner Gemahlin brachten sie irdene Teller, beinerne Löffel und kleine Milchkrüge. Die Andern langten mit Rahmlöffeln aus der vollen Schüssel zu, es mundete Allen, und die Bäuerinnen hatten ihre Freude daran, wie das Ding immer weniger wurde.

Die Hausfrauen setzten sich unweit von Markyta auf den Rasen, die Dirnen aber liefen von der Höhe hinab und thaten, als ob sie in die Gehöfte gingen; wer jedoch aufmerksam hinab in die Gärten sah, nahm hier und da zwischen dem Grünen ein schwarzhaariges Köpflein, von einer weißen Binde umwunden, und mit rothen Bändern durchflochtene Zöpfe wahr.

Frauenzimmer, ich sollte dich kennen! sagte eine der Bäuerinnen zu Markyta, nachdem sie sie eine Weile aufmerksam beobachtet hatte. Warst du es nicht, vor fünf Jahren, die sie hier von dieser Anhöhe ohnmächtig in unsern Hof trugen, als die Soldaten nach Deutschland zogen, dein Mann mit ihnen?

Ich war es, ja, der liebe Gott möge Euch Eure Barmherzigkeit lohnen. Aber du bist mir aus dem

Sinn gekommen, Bäuerin, sagte Markyta. Ich würde dich nicht wiedererkannt haben, bist du krank? fragte sie weiter.

Der böse Wind hat mich angeweht; von der Zeit habe ich Gichtschmerzen in den Gliedern, und davon sieche ich hin. Ich muß das alte Weib von Aujezdl zu Rathe ziehen, die versteht sich darauf. Gebe Gott, daß sie mir helfen kann!.. Und welcher von den Burschen ist dein Mann?

Ich habe keinen Mann mehr, er ist in Deutschland gestorben, der Arme! gab Markyta traurig zur Antwort.

Nun tröste dich Gott! Das Mädchen ist dein?

So ist's.

Wohin denkst du zu gehen?

Nach Hause, nach Hochwartl. Sie kennen mich dort, ich sie, es wird mir dort am besten gehen.

Darin hast du Recht, stimmte ihr die Bäuerin bei.

Nachdem sich die Soldaten mit den Bauern ausgesprochen und der Bewirthung Ehre angethan hatten, gab der Officier das Zeichen zum Aufbruch. Mit Händeschütteln bedankten sich die Soldaten. Lasse es euch Gott wohl ergehen! lautete es von der einen Seite, — geleite euch Gott! von der andern.

Singend marschirten die Soldaten nach Klentsch hinab. In Tauß war ein Ruhetag. Dort verabschiedete sich Markyta von ihrer Gevatterin und von den Soldaten. Sie weinte, und auch Jenen wurden die Augen feucht. Hatte sie doch mit ihnen fünf Jahre in der

Fremde gelebt! Die Frau Gevatterin drückte ihr zwei Kreuzthaler in die Hand, zu Kleidern für das kleine Kindchen, und gab ihr einen Zettel, worauf ihr Name und ihre Haus-Nummer aufgeschrieben stand. Hebt Euch den Zettel auf, Markytka, und wenn Ihr nicht mit mir fahren wollt, so besucht mich wenigstens in Prag; und bringt Eure Karla mit, setzte die leutselige Frau hinzu.

Und wenn Ihr etwas brauchen solltet, oder die Karla, wendet Euch nur an uns, bekräftigte der Officier; denn er hatte die rechtschaffene Markyta lieb, und wenn sie darein gewilligt hätte, würde er ihr lockiges Mädchen als sein eigenes angenommen haben.

Ich nehme von dir keinen Abschied. Grüße mir... dingsda... die Meinigen, und sage, daß ich so bald als möglich komme, sprach der alte Bärtige zur weinenden Markyta, indem er sich nach beliebter Gewohnheit den Schnurrbart strich.

In der Stadt war eben Markt; Markyta fand bald einen Bauern, der sie mit sich nach Hause nahm.

2.

Die Richtersfrau von Hochwartel bereitete dem Gesinde das Vesperbrod. Zuweilen überflog ihr vollwangiges heiteres Gesicht ein Wölkchen und von ihren Lippen tönte ein leises Wehklagen: Es geht schon auf Drei, und noch kommt er nicht. Wenn sie ihn dort in der Stadt überredet haben, wenn er ins Wirthshaus

gegangen ist!... Mich überläuft es!... So viel Geld hat er bei sich!

Während sich so das Weib abängstigte, ertönte im Dorfe ein Peitschenschlag wie der Schuß einer Büchse. Der Richterin klärte sich mit eins das Antlitz auf; sie kannte es sehr wohl, dies eigenthümliche Schnalzen; denn so kräftig brachte es kein Bauer im ganzen Dorfe zu Stande wie der Richter. Schnell lief sie zum Kamin, für den Mann das Essen herzurichten. Die Pferde wieherten im Hofe, und nach einer kleinen Weile trat zur Thüre herein der Richter Milota, und hinter ihm ein Weib mit einem Kinde.

Bäuerin, sieh mal her, wen ich dir hier aus der Stadt mitgebracht habe! rief er, ehe noch die Bäuerin ein Wort zu ihm gesprochen hatte.

Einen Augenblick blickte die Richterin auf die Ankommenden, dann aber, mit freudiger Miene beide Hände ihr entgegenstreckend, rief sie: Heilige Mutter von Klattau; das ist ja Markytka! Wo hast du sie aufgelesen?

Ich war mit den Soldaten nach Tauß gekommen. Der Bauer hat mich mit nach Hause genommen, antwortete Markyta, indem sie der Bäuerin die Hand drückte.

Und dieses Mädchen ist das deine?

Ja.

Gott segne es dir! Wie eine Kirsche! Nun, kommt her, kommt! Setzt euch an den Tisch! Ich gebe nur dem

Gesinde die Jause*) und im Augenblick bin ich wieder da, sagte die Bäuerin, drehte sich wie ein Kreisel und war zur Thüre hinaus.

Die Frau will gar nicht alt werden, warf Markyta hin, indem sie ihr Mädchen an den Tisch setzte.

Gottlob, die ist immer frisch wie der Wind, entgegnete der Bauer, während er den breiten Krempenhut an den Nagel neben seinem Bette hängte.

In der That war die Richterin ein muntres Weib. Es vergingen kaum einige Minuten, und schon trug sie das Essen auf den Tisch, frisch aufgestrichenes Butterbrod, Milch und mit allerhand Leckereien gewürzten Kuchen. Nun langt zu; was ich habe, trage ich auf. Gott lasse es euch gedeihen. Du, Markyta, schneide dir selbst ab, und gieb auch deinem Kinde, ermunterte sie die Bäuerin und legte dabei vor Markyta einen geweihten angeschnittenen Laib, worauf das Schärzel**) lag. Gieb ihr auch Milch, sie ist süß und gut wie Mandeln. Sie ist von der Gestreiften, welche du, Markytka, aufgezogen hast.

Das war ein gutes Thierchen, die Gestreifte; aber die Fuchsige, die hat mir zu schaffen gemacht, mehr als einmal ist mir der Melkkübel aus der Hand geflogen, bestätigte Markyta.

Nachdem du fort ins Deutsche gegangen warst, hat

---

*) Vesperbrod.

**) Der obere Anschnitt.

Niemand mit ihr auskommen können, sagte der Bauer; ich habe sie lieber verkauft. Aber ich habe dabei wegen dieses Fehlers einige Gulden Schaden gehabt.

Nun, liebes Wesen, sag einmal, wie es dir draußen ergangen ist, was dein Mann macht, der Drahoň? Ist er auch heimgekehrt? fragte die Bäuerin.

Der kehrt nimmer heim, der ist in die Ewigkeit gegangen, sagte Milota.

Gestorben, schlug die gutmüthige Bäuerin die Hände zusammen, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Nun, tröste ihn Gott!... Was ist ihm denn zugestoßen? Er war doch ein kräftiger Bursch!

Das Heimweh, antwortete Markyta.

Ah, dagegen ist kein Kraut gewachsen, versicherte die Bäuerin, wenn der Mensch nicht nach Hause kann.

Das ist's. Aber vom Militär lassen sie einen nicht, so lang seine Zeit nicht abgelaufen ist. Auch glaubten sie ihm nicht. Das Heimweh, sagten sie, ist nur eine Einbildung, der Soldat dürfe kein Hasenherz haben, er müsse ausharren. Aber was hilft das Alles? Wenn sich der Gram aufs Herz legt, kann sich der kräftigste Bursch nicht helfen, seufzte Markyta und legte den Löffel weg, denn der Bissen schwoll ihr im Munde an. Nach einer Weile fuhr sie fort: Wenn der Pathe Barta nicht gewesen wäre, würde Drahoň gewiß davongelaufen sein. Der aber stellte ihm vor, was für Folgen es haben könnte, und richtete ihn auf; und Barta war es, der mir die Post schickte, daß ich nach Deutschland

nachkommen möchte. Du hast ja, Bauer, den Brief selbst gelesen. Wäre mir damals das Kind nicht krank gewesen, ich wäre gleich gegangen; seinetwegen mußte ich zögern. Der liebe Gott hat es zu sich genommen, und ihr wißt, daß ich dann gleich ging.

Und war er nicht heiterer, als du zu ihm kamst? fragte die Milota.

Wenn ich ihm erzählte, wie es hier gehe, wenn ich ihm unsere Lieder sang, war er fröhlicher, aber gleich verfiel er wieder in seinen Trübsinn. Nicht einmal das hat ihn hart angegriffen, daß uns das Kindlein gestorben war. Es wäre so nur ein Soldat geworden, sagte er, besser, daß Gott es zu sich genommen hat... Ein Jahr darauf bekamen wir dieses Mädchen. Er hatte große Freude; es war, als ob er neu auflebte. Plötzlich aber befiel ihn Schwindsucht, er magerte ab und magerte ab, er konnte seinen Dienst nicht mehr versehen, und es dauerte nicht lange, so trugen sie ihn hinaus. Sein einziger Wunsch war, wenn er nur noch einmal die Heimath sehen könnte. Der Arme, er hat es nicht erreicht; er muß doch in fremder Erde liegen. Unglückseliger Kriegerstand! Bewahre Gott davor jede Mutter, jedes Weib! jammerte Markyta.

Beruhige dich, Markytka, überall ist Gottes Erde, tröstete sie Milota. Es trifft das mehr Weiber, mehr Mütter. Es ist einmal nicht anders. Der Kaiser ist einmal unser Herr, wir sind schuldig, ihm zu dienen.

Wie lang ist's, daß Drahoň gestorben? fragte die Richterin.

Um Ostern war es gerade ein Jahr, antwortete Markyta.

Und warum bist du denn nicht früher nach Hause gekommen?

Pathe Barta hat mir gerathen, ich möchte mich mit dem Mädchen nicht allein auf den Weg machen, im Herbst würden die Soldaten nach Hause marschiren, ich möchte warten. Der Herbst kam, es hieß, sie würden im Frühjahr gehen. Ich wollte im Winter nicht aufbrechen, ich mußte mich also bis zum Frühjahr gedulden. Aber ich habe die Zeit kaum erwarten können. Das Jahr hindurch war ich in Diensten bei der Frau Gevatterin. Sie wollte mich mit sich nach Prag nehmen, aber ich bin lieber zu euch heimgekehrt. Ich hoffe, daß ihr mich nicht verlassen werdet, wenn ich euch diene, wie ich euch früher gedient habe. Erhält mir Gott das Mädchen, findet sich Arbeit auch für sie, fügte Markyta hinzu.

Kümmere du dich, Markyta, um das gar nicht. Wer arbeiten will, findet immer Arbeit, und Arbeit bringt Brod mit sich, sprach die Bäuerin.

Wir machen das so, sagte Milota nach einem kurzen Nachdenken. Nebenan in unserer kleinen Chalupe*) ist eine leere Stube; in der Stube kannst du mit deinem Kinde wohnen. Kost wirst du bei mir haben. Ich

*) Dorfgebäude niederer Gattung als ein Bauernhof.

werde dir einen halben Viertling Flachs ansäen, damit du im Winter, wenn es nicht so vollauf zu thun giebt, für dich spinnen kannst. Die Bäuerin giebt dir zwei Gänse zum Auffüttern, damit du für das Mädchen auch Federbetten zusammensparen kannst *). Den Dienstlohn wirst du wie früher haben. Bist du es so zufrieden?

Vergelte es dir unser Herrgott hundertmal, Bauer, sagte Markyta, und eine Thräne glänzte ihr im Auge, als sie dem Milota die Hand reichte, zum Zeichen, daß sie in seine Dienste trete.

Darauf ging der Bauer nach seiner Arbeit, und Markytka half sogleich der Bäuerin aufräumen.

Wie heißen sie dich? fragte die Bäuerin das kleine Mädchen.

Karla, antwortete das Kind, indem es graue, von dunklen Wimpern beschattete Augen zu ihr erhob.

Sage mir, Markytka, ich bitte dich, wie hast du ihr nur so einen Namen geben können? So lang ich auf den Beinen bin, habe ich einen solchen nicht gehört! fragte mit Verwunderung die Richterin.

Ich kann nichts dafür. Du weißt ja, daß es bei uns Sitte ist, daß das Kind den Namen seines Pathen bekommt. Ich habe es der Gevatterin anheimgestellt,

---

*) Bettfedern bilden einen wesentlichen Bestandtheil der Aussteuer eines böhmischen Mädchens auf dem Lande; je reicher und je feiner die Federfülle, desto ansehnlicher die Ausstattung.

als sie mich fragten. Wer hätte voraussehen können, daß man es Karolina heißen würde.

Aber giebt es denn im Kalender einen solchen Namen? fragte wieder die Richterin.

Es muß doch wohl sein, weil der Herr Pfarrer nichts einzuwenden hatte.

Die Bäuerin schüttelte den Kopf, gab dem Mädchen ein Stück Kuchen, dann streichelte sie ihm den Kopf, indem sie in mitleidigem Tone sagte: Die haben dir dort einen saubern Namen gegeben, armes Ding!

Und wo hast du deinen Peter? fragte Markyta, um sie auf andere Gedanken zu bringen.

In Medakov *) in der Schule. Du wirst dich wundern, wie der gewachsen ist; über ein Jahr vertritt er den Oberknecht.

Und seither habt ihr keinen Zuwachs bekommen?

Nun, du weißt ja, liebes Ding, wie es zu gehen pflegt, lachte die Richterin. Ich hatte ein Mädchen. Gott hat es mir genommen, und ein zweites hat er mir dafür wiedergegeben. Es ist ein Jahr alt; es läuft schon wie ein Kreisel.

Und wo hast du es?

---

*) Die Verfasserin hat sich erlaubt, in diesem Ortsnamen einen Buchstaben zu ändern, und unseres Bedünkens mit Recht. Der ursprünglich böhmische Name hat eine obscöne Bedeutung, die bei dem kundigen Leser Anstoß erregen würde.

Die Gänsehirtin hat es mit auf den Rain genommen. Es kugelt sich dort gern im Gras.

Und wie nennt sich das deinige? fragte Markytka.

Hana.

Hana spricht sich hübsch aus. Ich bin froh, daß du ein Mädchen hast; ein Mädchen erheitert das Haus wie eine Rose den Garten. Sie und die Karla werden Gespielinnen sein. Dafür bitte ich dich aber, daß ich mich auch um dein Mädchen annehmen darf; du weißt, ich liebe Kinder, bat Markyta.

Von Herzen gern, entgegnete die Richtersfrau; ohnedies, wenn man alle Hände voll zu thun hat, weiß der Mensch nicht, wohin mit den Kindern, soll er sie aufs Feld mitnehmen, soll er sie zu Hause lassen. Du, Markytka, wirst mir zur Hand sein und im Kuhstall nachschauen; die Hanča aber, das ältere Mädchen, werde ich mit dem andern Gesinde aufs Feld schicken.

Diese Anweisung war die einzige, deren Markyta bedurfte. In diesem ganzen Hauswesen, in das sie nach vier Jahren wieder den Fuß setzte, hatte sich nichts geändert, nichts, was bestanden, hatte seinen Platz gewechselt, außer daß Hana hinzugekommen, die ausschlagende „Fuchsige“ weggegeben worden war, daß die „Gestreifte“ und die jungen Bäumchen im Garten gewachsen waren.

Gleich dem Winde, wenn er über den See weht und die glatte Fläche desselben aufwühlt, so brachte die

Kunde, daß Markyta Drahoň aus Deutschland zurückgekehrt sei und Adam Barta bald heimkommen werde, das stille und einförmige Leben der Dorfbewohner in Aufregung.

Hausväter, Hausfrauen, alte Mütterchen und junge Mädchen, das Gesinde bis zu den kleinen Kindern, mit einem Wort, alle Leute im Dorf kamen zu Richters auf Besuch, um sich die Markyta zu besehen und ihr hübsches Mädchen mit dem unerhörten Namen. Jedem mußte sie erzählen, wie es ihr draußen ergangen war, mußte von Peter Paulssohn und von Paul Peterssohn berichten, wie es ihnen dort gehe. Die Eine wollte wissen, wie man in Deutschland kocht, eine Andere, wie sie dort spinnen, Dieser fragte nach dem Feldbau, Jener, ob sie dort auch Christen seien. Markyta erzählte, was sie wußte, und was sie nicht wußte, darüber verwies sie auf den Gevatter Barta. Am andern Tage wußte es jedes Kind, was Markyta durch diese vier Jahre erlebt hatte; sie aber hatte erfahren, wo ein Kind dazugekommen war, wer sich verheirathet und wer das Zeitliche gesegnet hatte.

3.

Barta hatte kein Handwerk erlernt. Als er noch das Vieh hütete, pflegte er aus Lindenholz Löffel zu schnitzen zum Essen und zum Schöpfen, Salzfässer u. dgl. Aus Holz der Zwetschkenbäume machte er Rockenstöcke und

Spindeln, die er hübsch mit Zinn auslegte. Das kam ihm auch beim Militär zu statten, und er hatte sich in diesen vierzehn Jahren, die er unter den Soldaten war,*) mit jener Kunstfertigkeit ein hübsches paar Gulden verdient, denn er wußte zu sparen. Als er nach Hause kam, fand er eine nette Stube und so viel Auskommen, als er für sich brauchte, was ihm sein Bruder als Ausgeding zu geben verpflichtet war. Er hatte es gut genug. Was ihm anfangs am meisten naheging, war, daß man im Dorfe keinen Tabak bekommen konnte.

Weißt du was, Barta, sagte ihm der Richter eines Tages, als Jener darüber Klage führte, komm du selbst darum ein. Du hast deine Stube, du hast ein paar Gulden Geld und als Ausgedienter das Recht dazu: was gilt's, du erreichst es? Uns wird allen damit gedient sein, wenn wir nicht weiter in die Stadt zu schicken brauchen.

Barta folgte dem Richter. Der Herr Cantor setzte ihm die Bittschrift auf, er reichte sie ein, und in kurzer Zeit erhielt er die Licenz. Als er diese hatte, ging er in die Stadt und ließ sich auf einer tüchtigen Tafel ein Schild malen: einen Türken mit langer Pfeife und unbändigem Schnurrbart, wie er dies in Städten gesehen hatte.

---

*) So lang währte bis in die dreißiger Jahre, wo der Anfang unserer Erzählung offenbar sich abspielt, die militärische Dienstpflicht; erst unter Kaiser Ferdinand wurde die Dauer auf acht Jahre herabgesetzt.

Als er sich das Schild nach Hause brachte und an dem Fensterladen aufhing, lief das ganze Dorf zusammen, es anzuschauen. Die Burschen riefen einander zu: Anton, Adam, geschwind kommt! dingsda... einer ist aufgemalt auf einer Tafel, wie er raucht! Und die Burschen liefen zu Barta's Laden wie zu einem Feuer.

Barta's Stube war reinlich wie Glas, und jedes Ding hatte seinen bestimmten Platz; wehe dem, der ihm etwas von der Stelle rückte. Gewohnt, sich Alles selbst zu machen, ließ er sich von Niemand bedienen, obgleich die Schwägerin ihm mit Freuden aufgeräumt haben würde. Alles ging bei ihm wie an der Schnur. Morgens, wenn er Alles herrichtete, daß nirgends auch nur ein Stäubchen lag, begoß er zuerst den Muskatstrauch im Fenster, fütterte seinen Stieglitz, den er auch nach Noten singen lehrte, dann richtete er sich auf dem Tisch seine kleine Wage, Messer und Holz her, zündete sich das Pfeifchen an, sah aus dem Fenster nach dem Türken, ob ihm nicht der Kaftan beschmutzt oder ein Auge herausgeschlagen sei, strich sich den Schnurrbart und machte sich dann an seine Arbeit. Das war sein gewohntes Thun Morgen für Morgen, mit Ausnahme des Sonntags, wo an Stelle der Arbeit der Gang in die Kirche trat.

Zu thun hatte er genug. Speise- und Schöpflöffel, Spindeln brauchte man immer, und Barta verstand es, sie recht zierlich zu schneiden. Auch hatte er stets Zuschauer bei seiner Arbeit; Jeder, der vorbeikam, grüßte

ihn, und auch wenn er kein Päckchen Tabak brauchte, fragte er mindestens: Was machst du, Barta? Die Hausfrauen kamen mit ihren Kindern zu ihm auf Besuch, auch wenn sie ihm nichts abzukaufen hatten; mit Barta gab es allerhand zu thun, er verstand es auch, Kaffee zu kochen, was die Dorfbewohnerinnen, Markyta ausgenommen, nur dem Namen nach kannten. Selbst die Kinder hatten ihn gern, konnte er doch keinem Hühnchen wehthun. Ja, selbst den kleinen Windbeuteln trug er nichts nach, die oft mir nichts dir nichts ihn anriefen: Dingsda... Herr Barta, ein Päckchen Rauchtabak!

Am liebsten von allen aber waren ihm Markyta und sein Pathchen, die Karla. Markyta wußte ihm am besten Bescheid zu thun; mit ihr pflegte er von seinen ehemaligen Kameraden, die auch sie kannte, zu plaudern; sie sprachen von Drahoň und von vergangenen Zeiten. Die Karla hutschte er auf den Knieen, erzählte ihr Märchen, und jeden Sonntag brachte er ihr vom Kirchgang einen Apfel oder ein Brezel. Nur das Eine war ihm nicht recht, daß Markyta ihm das Mädchen auch nicht für eine Stunde zu seiner Unterhaltung lassen wollte.

Das, Frau Pathe... dingsda... ist eine dumme Angewöhnung, daß du das Kind stets an deiner Seite haben mußt, brummte er, wenn sie ihm das kleine Ding davonführte.

Aber du weißt ja doch, Pathe, sagte dann Markyta, daß ich an sie gewöhnt bin. Von der Wiege an

habe ich sie nie von mir gegeben, es würde mir bang sein und ihr auch. Und ein Mädchen gehört einmal zur Mutter.

Dumm genug, daß es ein Mädchen ist!

Ich bitte dich, Pathe, du würdest mir doch etwa nicht einen Knaben wünschen? An dem hätte ich eine schöne Freude! Wenn ich ihn nun aufs Beste aufgezogen hätte, würden sie mir ihn zum Militär holen, und dort würde er mir sterben.

Ach was, es stirbt nicht Jeder dabei; ich selbst... dingsda... bin auch nicht gestorben.

Ja du! Du lässest alle fünfe gerade sein, das kann nicht Jeder.

Und wie meinst du das, Pathe... dingsda?... fragte Barta etwas verletzt und wickelte den Schnurrbart um den Finger.

Wie ich das meine?... Gar nicht meine ich es! Wenn der selige Drahoň so gewesen wäre wie du, würde er heute noch da sitzen, sprach Markyta, die mitunter den Barta neckte, aber ihm nicht weh thun wollte.

Das sag' ich auch, beruhigte sich Barta sogleich. Wenn das nur ein Knabe wäre, ich wollte ihm schon das Exerciren einüben wie... dingsda... das Vaterunser.

Lasse mich in Frieden mit deinem Exerciren, ich mag nicht einmal davon hören. Ich danke dem Himmel, daß ich ein Mädchen habe! Auf diese Art endeten in der Regel ihre Streitereien über diesen Punkt.

Abend für Abend kam Barta zu Richters, Sonn=

tags aber kam er gleich nach Tische. Da setzten sich die Männer zur Sommerszeit hinaus unter die Bäume, im Winter unterhielten sie sich in der Wohnstube. Abends ging man gemeinschaftlich ins Wirthshaus, um etwas zu trinken und dann und wann eins zu spielen.

Barta's beliebter Gesprächsstoff bei diesen Unterhaltungen war der Soldatenstand und das Exerciren. Einer der alten Bauern war sein Opponent, und jeden Sonntag war seine Beweisführung die nämliche. Jedesmal hub er an: Wozu das Exerciren nütz ist, davon wissen wir aus dem französischen Krieg zu erzählen. Wir mußten damals drauf und dran, wie's einer konnte. Man gab uns nur Flinten, keine Montur, und lehrte uns das Exerciren. Der Herr Officier, der uns unterrichtete, war ein Deutscher, und nichts haben wir verstanden, nichts von ihm gelernt. Er hatte mit uns seine liebe Noth und schimpfte uns weidlich, die mit den rothen Mützen seien hart wie die Eichen, nichts sei ihnen beizubringen. Nun, es kam zur Schlacht. Da waren es unsere lieben Burschen, die das Gewehr von der dünnen Seite anpackten und in den Haufen hineinhieben, und droschen in den Feind hinein, wie es eben kam. Da hättet ihr nur sehen sollen, ihr lieben Leutchen, das Durcheinander. Wo sich nur eine rothe Mütze zeigte, machte sich Alles auf die Beine. Wie das unser Officier sah, rief er: So könnt ihr euch schlagen? Das hab' ich nicht gewußt! Ja, so so, Herr Officier, wir machen's halt auf unsere Art, sagten wir. — Obwohl die Bauern

das schon hundertmal gehört hatten, gefiel es ihnen doch immer von Neuem, und sie nickten selbstgefällig mit den Köpfen. Deßhalb ließ Barta doch nicht von seiner Ansicht und vertheidigte das regelmäßige Exerciren. Wenn er unter die Weiber kam, zogen sie ihn auf, warum er sich nicht verheirathe, und schlugen ihm Diese und Jene vor; allein er erwiderte ihnen jedesmal: Was frag' ich nach der Barbara, hab' ich doch im Hause alles da!

Einmal aber traf ihm Milota doch ins Schwarze, als er von der Markyta anfing: Ja, die würde ich mir nehmen; sie weiß, was ich gern habe, und sie ist ein braves Weib. Und... dingsda... das Mädel hab' ich verteufelt gern, sagte Barta darauf und strich sich den Schnurrbart bis zum Kinn hinunter.

Nun, warte, ich will dein Fürsprecher sein, und sie wird sich nicht sperren; bist du doch ein ganzer Mann und hast dein Auskommen.

Das mein' ich, daß ich das bin, sagte Barta, sich in die Brust werfend.

Milota versprach, er werde den nächsten Tag ihm mittheilen, was er ausgerichtet habe. Barta war zeitiger aus den Federn als gewöhnlich, beim Aufräumen hielt er alle Augenblicke still, in Gedanken strich er sich den Schnurrbart mit der bestaubten Hand, dabei leuchteten ihm die katzengrauen Augen von einer gewissen innern Freude. Wer kann sagen, was ihm im Kopfe herumging? Er vergaß sogar an diesem Tage, nach dem Kaftan des Türken hinauszuschauen, und statt daß er das Kernholz

zu einem Rocken geschnitten hätte, machte er einen Schöpflöffel daraus.

Nachmittags erschien Milota unter der Thüre und fiel ohne alle Umschweife mit der nackten Wahrheit ins Haus, indem er sagte: Lieber Alter, aus dieser Wolke kommt kein Regen. Markyta will weder dich noch einen Andern. Der Mensch weiß wahrhaftig oft nicht, wie er mit dem Weibsvolk daran ist, meinte der Richter.

Hab' ich's ja doch gewußt, brummte Barta, indem er sich den Schnurrbart dreimal um den Finger drehte. Dingsda... Milota... hörst du, häng das nicht an die große Glocke, bat er nach einer Weile.

Das versteht sich von selbst. Mach dir nichts daraus, schlag es in den Wind, tröstete ihn Milota.

Anstatt der Tröstung aber drehte sich Barta zwei volle Tage lang den Schnurrbart um den Finger; erst den dritten Tag, als er in den Spiegel sah und wahrnahm, daß ihm derselbe wie zwei Hauer von beiden Seiten abstand, streichelte er ihn wieder hinunter. Er streichelte ihn den ganzen Tag, und Abends ging er zu den Richtersleuten. Markyta stand vor der Thüre und streute dem Geflügel Futter vor. Sie grüßte ihn freundlich und reichte ihm die Hand: Wir bleiben uns, was wir uns waren!

Nun, wir bleiben es, erwiderte Barta, schüttelte ihr die Hand und ging in die Wohnstube. Von dieser Zeit an war zwischen ihnen keine Rede mehr davon,

und nachgerade fiel es selbst keinem alten Mütterchen mehr bei, Barta zu fragen, wann er sich verheirathen werde. Jedes kannte im Voraus seine Antwort.

4.

So wie die Tannen im nahen Walde Jahr für Jahr um einen Schoß höher wuchsen, also wuchsen auch Jahr für Jahr die beiden Mädchen Karla und Hana. Sie waren sich treue Genossinnen, und im Dorfe hieß man sie nur die Zwillinge, weil sie auch gleich gekleidet waren. An dem rothen Röckchen hatten sie Bänder von gleicher Farbe, gleichgestickte Schürzchen; auch die Gürtel und die weißen, über die Stirn gewundenen Binden waren bei der Einen wie bei der Andern mit blauem, rothem und schwarzem Schmelz ausgenäht. Die Haare hatten sie in einen einzigen Zopf geflochten, an dessen Ende eine Schleife von rothem Bande war, und auch am Kopfe eine. So waren sie angezogen, wenn sie mit Markyta in die Kirche oder auf Besuch gingen; doch für gewöhnlich liefen sie barfuß, in dunklen Röcklein, Hemden mit langen Aermeln, um den Hals mit einer Haftel festgehalten; ein Band mußte aber stets dabei sein.

Karla war schon seit zwei Jahren Gänsehüterin, für sie eine große Freude. Früh am Morgen Tag für Tag, nachdem man gefrühstückt, that sie für sich und für Hana in den Schnappsack ein Stück Brod, nahm die Gerte in die Hand, Hana bei der Hand und ging

die Gänse weiden. Mit einem Flug fuhren alle schnatternd auf den Hof heraus, allein so wie Karla rief: Hei Gans, hei, hei! thaten sie sich zusammen in einen Haufen und hübsch bei einander bewegten sie sich hinter ihr auf die Weide; denn das hatte das Mädchen nicht gern, wenn eine hinter der andern ging, als ob man ein Stück Leinwand in die Länge zöge. Wenn sich auf der Weide alle Gänsemädchen und Gänsebuben zusammenfanden, war es gar lustig. Man sang, man spielte das Sonnenspiel, den Wassermann, den armen Soldaten, das blinde Weib und andere Spiele. Oder Alles setzte sich in einen Kreis, und das älteste von den Gänsemädchen oder den Gänsebuben mußte irgend etwas erzählen. Sehr häufig kam Barta in ihre Mitte, wenn er in die Felder ging, und da lehrte er sie gewöhnlich exerciren, woran die Buben ihre Freude hatten. Karla war aber regelmäßig auch dabei, und Barta machte sie als ein Mädchen und als seinen Liebling gleich zum Officier. Wenn aber Markyta davon hörte, bekamen Barta und Karla ihre tüchtige Schelte. Aus dir wird ja ein wahrer Wildfang, ausgelassenes Mädchen, predigte ihr die Mutter.

Und du spiele mit den Knaben und verdirb mir die Mädchen nicht, sagte sie dem Barta. Barta drehte sich den Schnurrbart und schlich davon, als ob ihn Jemand begossen hätte; wenn er aber das nächste Mal auf die Weide kam und die Buben verlangten, er solle sie einüben, konnte er sich ohne die Karla doch nicht

behelfen; sie war sein größter Stolz und im Lernen die Geschickteste.

Allein nicht bloß das Exerciren, er lehrte sie auch Spindeln schneiden, Schöpflöpfel machen, womit sie manche Weile auf dem Anger nützlich zubrachte. Im Winter ging Karla mit den andern Kindern nach Medakov in die Schule, ein Dorf, wo es eine Kirche und einen Lehrer gab. Dieses Dorf lag von Warta aus hinter zwei Hügeln. Oft gab es ein Schneegestöber, einen Sturmwind, oft Nebel, daß man nicht einen Schritt weit vor sich sehen konnte; aber Karla kannte den Weg so gut, daß sie ihn mit den Fersen nach vorwärts würde getroffen haben.

Als der dritte Winter da war, wo Karla in die Schule ging, brachte Frau Milota ihrer Hana von dem Jahrmarkt eine Tafel, auf der schwarz auf weiß alle Buchstaben aufgezeichnet waren, und darüber ein Hahn aufgemalt, an dem Hana ihre besondere Freude hatte. Auch eine aus Binsen verfertigte Tasche mit bunten Lappen erhielt sie. Du kannst in die Schule gehen, sagte sie, indem sie dem Mädchen Tafel und Tasche gab, und wirst dort lesen lernen; — und Hana sprang in die Höhe, als sie hörte, sie werde mit Karla in die Schule gehen.

Karla hatte ihr oft erzählt, wie schön es in der Schule sei, wenn der Herr Lehrer die Stube verläßt, und die Jungen von einer Bank auf die andere springen, und wie lustig es hergehe, wenn die Jungen im Walde Aeste abreißen und darauf die Mädchen den Berg hinab-

fahren. Aber wenn mich der Peter in den Schnee wirft, dann will ich es ihm einbrocken und ihm eins in den Rücken versetzen, daß er Beulen kriegen soll, endigte Karla ihre Erzählung, während Hana mit aufgesperrten Augen, den Athem anhaltend, den Heldenthaten der Schuljugend zuhorchte.

Die Mutter gab ihre Hana unter den Schutz der Karla, Peter ging diesen Winter schon nicht mehr zur Schule, und Karla brachte ihren Schützling auch jedesmal wohlbehalten nach Hause. Ein einziges Mal geschah es, daß Hana in den Bach, über welchen der Weg führte, fiel und sich etwas den Fuß verletzte. Sie konnte mit ihm nicht auftreten. Karla nahm sie auf den Rücken und brachte sie so nach Hause. Markyta rieb ihr den wunden Fleck ein, that eine schwarze Salbe darauf, und am andern Morgen war Alles wieder gut.

Obgleich die Hälfte dessen, was sie im Winter lernten, den Sommer über wieder vergessen war, lernte Hana doch in vier Wintern im Büchlein lesen und wußte vom Rechnen so viel, daß sie die Finger nicht zu Hülfe zu nehmen brauchte, um zu wissen, wie viel zweimal fünf sei. Ihre Mutter meinte, daran habe sie genug; wisse doch sie selbst nicht einmal so viel.

Karla wußte um etwas mehr; sie konnte lesen, schreiben und rechnen, ja sie konnte selbst die Zettel lesen, die der Richter vom Amte erhielt. Alle staunten sie an, und die Richterin meinte, das Mädchen könnte ein Cantor werden, wenn es ein Bube wäre.

Die Tage flossen dahin wie die Wellen, ohne daß die Mädchen etwas davon merkten, und bald waren sie Dirnen, von denen ihre Mütter schon ein schönes Stück Arbeit verlangten. Auch fingen, wenn sie über die Straße gingen, die Bursche schon an, sich nach ihnen umzudrehen, und wenn von Richters die Rede war, was oft genug geschah, hieß es: Wer wird wohl die Hana heimführen? Hana war ein bausbackiges, blauäugiges, recht anmuthiges Mädchen. Die Leute meinten, sie wachse sich ganz auf ihre Mutter hinaus, und die Milota galt für die hübscheste Bäuerin im Dorf.

Karla war nicht so anmuthig, wie Hana; aber wer ihr einmal rechtschaffen in ihr dunkles Antlitz geblickt hatte, dem mußte sie gefallen. Sie hatte für ihre jungen Jahre eine sehr kräftige Gestalt, es schien, sie werde noch höher und knochiger als ihre Mutter werden. Die grauen, schwarz umwimperten Augen, die starken Brauen und das rabenschwarze Haar hatte sie auch von der Mutter, von dem Vater dagegen die gebogene Nase, das Grübchen im Kinn. Nur der Mund war zu groß; dennoch war es hübsch anzusehen, wenn sie lachte und eine volle Reihe weißer Zähne zeigte. Sie war flink, behend wie ein Aal und aufgelegt zu jeder Arbeit, so daß man ihr nur einen Wink zu geben brauchte, und schon wußte sie, wie die Sache anzufassen.

Spinnen oder weben, kochen oder waschen war ihr gleich. Sie konnte Hemden nähen und Schürzen sticken. Gras schnitt sie mit der Sichel oder mit der Sense.

Sie war geschickt bei der Heumahd wie bei der Ernte, und kein anderes Mädchen hielt es so lange aus, knieend zu mähen, wie Karla. Ackern und säen konnte sie ganz so gut wie Peter, aber sich so gewandt aufs Pferd zu schwingen, wie sie, brachte er nicht zuwege. Hana mochte den Kühen beim Melken noch so sehr zureden, sie hielten ihr doch nicht so Stand, wie wenn Karla sie anrief. Um es kurz zu sagen: sie war ein tüchtiges Mädchen, und die Milota sagte oft, wenn sie ihr bei der Arbeit zusah: Das sind die leibhaftigen Hände der Markyta. Deßhalb war es weder ihr noch dem Bauern wider den Sinn, als sie wahrnahmen, daß sich Peter um sie bewerbe. Ein solches Mädchen ist mehr werth als ein Stück Acker.

Markyta that sich auf ihr Mädchen viel zu gute, es war ihre ganze Freude und ihre ganze Hoffnung. So lange es klein war, pflegte sie es wie eine kostbare Salbe, und je größer es wurde, um desto theurer wurde es ihr. Manche Bäuerin konnte sich ihretwegen die Zunge wundreden, denn Dörfer wie Städte haben ihr Fraubasengeschwätz, und redete der Markyta nach, daß sie mit der Karla umgehe, als ob es „des Procurators Töchterlein“ wäre. Bei Vielen war es Scheelsucht, denn schon wußte man es allgemein, daß der Peter die Karla lieb hatte und daß die Richtersleute nichts dagegen hatten. Peter war ein hübscher Bursch, der Richtershof mit Allem ausgestattet, und Karla war doch immer nur die Tochter einer Miethfrau der Milota. Deßhalb warfen

sie Neid auf sie und sagten: Das hat Markyta gut abgekartet, sie ist die rechte Hand der Richtersleute.

Es waren aber Alle groß im Irrthum, wenn sie meinten, das ginge von Markyta aus; im Gegentheil, so oft vom Heirathen die Rede war, sagte diese: Karla wird und darf ihre Hand Keinem geben, weder dem Peter noch einem Andern.

Da konnten es die Weiber wieder nicht in ihrem Kopfe zusammenbringen: warum denn das? Denn Markyta sprach dies nicht nur so leichthin. Eines Tags fragte sie die Milota: Ich bitte dich, Markyta, was redest du immer, Karla werde sich nie verheirathen; was soll's damit sein, und warum?

Das kann ich dir nicht sagen, verlange es nicht von mir, Bäuerin, du kennst mich doch!

Das ist gegen Gottes Gebot; wozu ist ein Mädchen da, als damit es sich verheirathe? sagte die Milota ärgerlich.

Ob sich Karla verheirathet oder nicht verheirathet, darüber wird die Welt nicht zu Grunde gehen, erwiderte Markyta.

Der Bäuerin blieb das doch immer unerklärlich; sie erzählte es ihrem Manne und redete ihm zu, mit Peter zu reden, was der dazu sage, und ob er wirklich die Karla so lieb habe, oder nicht.

Nun, Peter, sage mir aufrichtig, ist es dir um die Karla zu thun? fragte Milota den Sohn, als sie andern Tages ins Feld gingen.

Was hilft das Alles? mir wäre es schon um sie zu thun, aber sie will von mir nichts wissen, antwortete Peter verdrießlich.

Habt ihr denn schon einmal darüber gesprochen? forschte der Bauer.

Was fällt Euch nur ein, Vater, daß ich mit ihr darüber rede! Sie lacht ja jeden Burschen nur aus. Wenn Einer nur irgend ihr nahe treten will oder sie um den Leib fassen, schießt sie in die Höhe wie ein Pfeil, fliegt ihm gleich in die Haare. Die Tage her kam Vávra Burdovic auf Brautschau, und einzig wegen der da, und weil er nicht gleich fortgehen wollte, wie sie es ihn hieß, goß sie ihm einen Eimer Wasser über den Kopf.

Milota schlug eine helle Lache auf, indem er sagte: Karla ist etwas wild, aber wenn sich das nur ein wenig legt, wird sie ein gutes Weib werden. Ihr Burschen solltet nur nicht ein so ungeschliffenes Volk sein; lernt euch den Mädchen angenehm machen, und sie werden euch gern sehen.

Ich habe die Karla lieb, so viel man nur kann, aber sie mag nichts davon hören, seufzte Peter.

Nun, warte nur Zeit und Gelegenheit ab, das Uebrige wird sich finden, begütigte ihn der Vater.

Die Bäuerin meinte, der Bauer wisse schon Alles, allein der wußte nicht mehr, als er früher gewußt hatte. Es ging ihr das im Kopfe herum, und da sie weder mit Markyta noch mit Karla davon sprechen konnte,

schüttete sie ihr Herz vor einer guten Freundin aus... Die gute Freundin vertraute es als tiefes Geheimniß einer ihrer Bekannten, die Bekannte trug es gleichfalls weiter... und binnen Kurzem wußten es Alle, und Allen ging es im Kopfe herum. Da fiel es einem alten Weibe ein, daß Karla wohl einen verborgenen Fehler haben müsse; sie sagte es einer zweiten, die einer dritten, und die gewisse gute Freundin trug es wieder der Richterin zu, daß Karla an ihrem Leibe ein erschrecklich häßliches Maal habe, und deshalb wolle Markyta sie nicht hergeben, damit sie dem Peter nach der Hochzeit nicht zum Abscheu werde.

Markyta erfuhr von alle dem kein Sterbenswörtchen, bis es ihr die Milota einmal sagte, wo sie dann in heftigen Zorn gerieth und ausrief: Soll zu allen Teufeln fahren, die alte Hexe! Trübt doch mein Mädchen Keinem das Wasser, und doch haben sie fortwährend mit ihr zu schaffen, wie mit der Rübe am Wege. Doch der liebe Gott weiß am besten, was und warum; und was sie nicht ist, dazu werden sie die Leute nicht machen, klagte Markyta und fing an zu weinen.

Gräme dich nicht darum, Markyta; wer kann dafür, wenn es auch aufs Wort wahr wäre. Der Mensch kann sich's nicht vorschreiben, und wenn die Karla dem Peter gefällt, wird er sich auch daraus nichts machen, meinte die Bäuerin.

Markyta schwur hoch und theuer, ihre Karla habe einen Leib wie ein Nußkern, aber es half Alles nichts;

obgleich die Bäuerin der Markyta in Allem glaubte, in diesem Falle ließ sie sich dennoch nicht überreden, weil sie darin die natürlichste Ursache für das Sträuben Markyta's gegen die Heirath gefunden hatte.

Jeder sprach davon; der Eine vergrößerte den Fehler, der Andere machte ihn geringer, der Eine sagte das, der Andere jenes — für die Vermuthungen gab es kein Ende und keine Grenze.

Dem Peter ging die Sache freilich nahe, bis ihm der Vater eines Tages sagte: Was stehst du da herum wie eine ausgedroschene Garbe? Mach dir nichts daraus, wenn das Mädel nur sonst gesund ist; an der Schönheit wirst du dich bald satt gegessen haben, und dem Gekläffe alter Weiber entgehst du auf dem flinksten Pferde nicht.

Peter folgte dem Vater und betrug sich gegen Karla wieder so ungezwungen wie früher; sie aber wußte recht wohl, daß er dem Geträtsche Glauben geschenkt hatte, und neckte ihn dafür nur um so mehr. Wo er immer an sie näher herantrat, sprach sie: Hüte dich, Peter, hüte dich, ich bin eine Gezeichnete; und als er sie gar einmal um den Leib nehmen wollte, stieß sie ihn mit den Worten von sich: Fort von mir, ich habe eine Schlange bei mir; wenn mich Einer anrührt, wird sie ihn beißen. So lachte sie Alle aus und machte sich gar nichts daraus, was die Leute sprachen.

Mehr nahm sich Barta der Sache an. Ich bin ja doch... dingsda... ihr Pathe; ich muß es doch wissen. Alte Weiber haben es ausgeheckt. Aus dem

Viehtrog rinnt das Wasser trübe; das soll man... dingsda... nicht trinken.

Nun, weißt du, Barta, sagte eines Tages Milota, als sich Jener wieder ereiferte, irgend etwas muß doch immer davon wahr sein, so irgend ein kleines Muttermal. Aber was liegt am Ende an diesen Reden; wenn die Leutchen einander bekommen sollen, so wird es geschehen, mag man davon reden, was man will. Lassen wir's gehen!

Die Einzige, bei welcher alle diese Reden gar nichts verfingen, war Hana. Wenn die Mädchen sie fragten: Hana, du mußt es doch am ersten wissen, sag uns, was daran ist? antwortete sie: Was weiß ich?

Aber du kleidest dich doch mit ihr an und schläfst mit ihr?

Ich schlafe nicht mit ihr und kleide mich nicht an mit ihr. Was liegt mir auch daran, ob Karla so oder so ist; wir halten doch zu einander.

Am Ende bekam man das Ding satt, und es geschah nur selten davon Erwähnung; fast alle aber ließen sich's nicht nehmen, irgend ein Fehler müsse da sein.

5.

Es war nach der Ernte, selbst Hafer und Grummet waren eingeheims't. Die Mädchen hatten die Leinwand gebleicht, die Federn geschlissen, die Abende wurden lang und neblig, der heilige Martin kam auf seinem weißen Rößlein, die Spinnabende waren da. Die Hausfrauen richteten für sich und die dienenden Mädchen Hanf zum Gespinnst her, für den Sommeranzug der Männer, für

Stricke und Segeltuch. Die alten Weiber bereiteten Werg für grobe Sackleinwand zu, die Mädchen umwanden den Rocken mit weichem Flachs zu feinerem Gespinnste, das sie auch meist selbst verarbeiteten.

Barta hatte mit seiner Arbeit einen guten Absatz. Jeder Bursch, der einem Mädchen einen Spinnrocken geben wollte — was für ein offenes Bekenntniß der Liebe galt —, kaufte einen solchen bei ihm, denn Barta verstand sie sehr kunstvoll auszulegen, und die Bursche suchten ihren Mädchen möglichst schön gearbeitete Rocken zu verschaffen.

Die erste der Spinnwochen sollte bei den Richtersleuten abgehalten werden. Am Abend zuvor trug Karla vom Boden der Chalupe einen Spinnrocken aus Zwetschgenholz herab, worauf aus Zinn Blumen, Vögel, kleine Herzen und allerhand Schnörkel angebracht waren. Um die Kunkel dieses Rockenstocks wickelte Karla blendendweißen Flachs, den sie mit rothem Wollband zierlich umwand. An das Ende des Bandes that sie eine Nadel, oben mit einer Rose aus Glasgranaten und zwei Blättern aus gelbem Blech. In die Kunkel that sie die Spindel, auf die Spitze der letztern steckte sie einen rothen Apfel. Das Ganze sah sehr hübsch aus. Eben als sich Karla alles besah, trat Markyta in die Thüre.

Wessen ist der Spinnrocken, fragte sie.

Und Ihr erkennt ihn nicht, Mutter? Es ist derselbe, den ich den Sommer über gemacht habe.

Wobei du das Kienholz verbrannt und dir die Augen verdorben hast, nicht wahr? Aber warum hast du ihn

für dich so aufgeputzt? wird doch keine Bauerstochter einen schönern haben, und du bist nur eine Magd; thu das nicht, sie würden sagen, du wolltest dich brüsten, sagte die Mutter.

Ich habe ihn ja auch nicht für mich so aufgeputzt. Ich gebe ihn der Hana.

Närrin, das schickt sich ja gar nicht; die Burschen würden euch nur auslachen; überlaß das ihnen, redete ihr die Mutter zu.

Mich lacht gewiß keiner aus, ich wollt' es ihm nicht rathen! Hana hat bisher keinen Burschen gern, warum sollte sie ihn nicht annehmen? Und wenn sie ihn annimmt, wen geht es weiter etwas an?

Die Bäuerin hat für Hana schon einen Bräutigam in Bereitschaft, den Thomas Kosinovic, der im Deutschen auf den Wechsel ist*). Im Sommer kehrt er zurück. Aber Niemand weiß noch davon, behalte das für dich; nicht einmal Hana darf es wissen, sagte Markyta.

Karla stand eine Weile sprachlos da. Und dennoch geb' ich ihr den Rocken. Nimmt sie ihn nicht an, werfe ich ihn ins Feuer, rief sie aus, indem sie mit heftiger Bewegung den Rocken in die Hand nahm.

Heilige Muttergottes von Klattau! Du wirst je

---

*) Ein in Böhmen üblicher Ausdruck, womit gesagt werden will, daß der slavische Knabe in einem deutschen Orte weilt, um die deutsche Sprache aus dem täglichen Gebrauche zu lernen, während bei seinen Eltern ein deutscher Knabe um des Böhmischen willen in Quartier und Kost sich befindet.

länger je wilder, was wird aus dir noch werden! seufzte Markyta. Karla aber lief mit dem Rocken über den Hof in das Bauernhaus. Hana war eben allein in der Stube und richtete die Sitze für die Spinnerinnen her.

Herr Jemine, ist das ein schöner Rockenstock! Wer hat ihn dir geschickt? fragte sie Karla und begann ihn mit großem Vergnügen von allen Seiten zu betrachten.

Ich verlange mir von Keinem einen; der gehört für dich!

Von wem? fragte neugierig Hana und zog die Hand vom Rocken zurück.

Nimm ihn nur, er ist von mir. Ich weiß, daß du noch keinen Burschen hast, ich habe dir daher selbst den Rocken gemacht. Der Flachs, den du hier an der Kunkel siehst, ist derselbe, den wir zusammen gesäet, gejätet und geschnitten haben.

Ach Gott, was für eine Freude hast du mir da gemacht! rief Hana aus, und die Augen glänzten ihr vor Entzücken. So einen Rocken wird Keine haben... Aber, Karla, was sag' ich nur, wenn sie mich fragen, von wem er ist?

Sage gar nichts, laß sie rathen! Es kommt Keiner darauf, und wir werden damit unsern Spaß haben, sagte ihr Karla.

Aber der Mutter muß ich's doch sagen!

Wie du willst! —

Ihr habt was Hübsches angerichtet, das geht ja gar nicht an! schalt die Milota; doch auf Hana's Bitten

versprach sie, daß sie nicht sagen wolle, von wem der Rocken sei, als bis nach den Spinnabenden.

Die Mädchen drängten sich in die Spinnstube. Die Eine hatte einen funkelnagelneuen Rocken, die Andere den vom vorigen Jahr. Jede lobte sich den ihrigen. Als Hana den ihren zeigte, nahm das Beschauen und Bewundern kein Ende. Von wem, von wem? drängten sich die Fragen von allen Seiten; aber Karla sagte: Das darf man nicht wissen. Wir werden es schon herausbringen, erwiderten die Mädchen, meinend: bis die Burschen kämen.

In eiserne, von der Decke herabhängende Klammern wurden brennende Späne gesteckt, die Mädchen setzten sich im Kreise auf Stühlen und Schemeln, schlugen das Kreuz und machten sich im Namen des Herrn an die Arbeit und ans Singen.

Nicht lang darauf kamen die Bursche. Jetzt wird sich's zeigen, wer zu Jeder gehört, dachten die Mädchen.

Jeder der Bursche, der dort seine Auserwählte hatte, setzte sich neben oder hinter sie; die keine Liebste hatten, blieben in der Mitte stehen, schneuzten die Späne, erzählten Märchen, Ein und der Andere half dem Hauswirth Späne schleißen.

Bei der Hana saßen zur einen Seite Karla, zur andern Peter. Das kam den Burschen wie den Mädchen sonderbar vor, denn sie hatten sicher gedacht, es herauszubringen, ob Hana schon eine Wahl getroffen habe. Sie fragten den Peter, der wußte nichts; die

Mädchen fragten Karla, die that geheimnißvoll, und Niemand kam der Sache auf den Grund.

Und während des ganzen Spinnens saß Karla bei der Hana wie auf der Wacht, so daß keiner der Bursche sich neben sie setzen wollte aus Furcht vor Karla, die ihnen immer eins anzuhängen wußte, was sie vor den Mädchen ins Gelächter brachte.

Weihnachten war da, die Spinnabende hatten ein Ende. Am mittlern Feiertage begannen die Lustbarkeiten mit dem Umzug der Mädchen. Die Milota buk den Mädchen ausgezeichnete Kuchen, wie sie besser im Dorfe nicht zu haben waren. Nun, wem geben wir sie? fragten die Mädchen Eine die Andere, als die Bäuerin Jeder einen für die Bursche gab.

So machen wir es, entschied Karla: den deinigen verzehren wir miteinander, und den meinigen geb' ich dem Peter.

Hana war stets mit Allem zufrieden, was ihr Karla vorschlug.

Als es Nachmittag war, kam die sämmtliche erwachsene Jugend auf dem Dorfplatz zusammen und machte sich gemeinschaftlich, Lieder anstimmend, nach Medakov auf den Weg.

Die Mädchen hatten wollene Röcklein und ums Haupt rothe Tücher. Der Tag war schön, aber es war gefroren, daß es unter den Füßen nur so knisterte; der Schnee lag hoch, und die an den Hängen sich hinziehenden Dörfer waren in ihm wie verweht. Die Bursche

trieben im Schnee ihre Kurzweil, glitten auf dem Eise, zwei nahmen kleine Schlitten mit sich, die Mädchen darauf bergab zu fahren; Hana fuhr mit der Karla.

Wie ist's doch im Winter traurig! sprach Hana, und ihr Auge schweifte über die schneebedeckte Gegend und über die schwarzen Nadelwälder; kein Gräslein ist zu sehen, kein Vogel zu hören, nicht einmal der Wald rauscht.

All das schläft, sagte Karla und schüttelte eine am Wege stehende Tanne, deren Aeste sich unter der Last des auf ihnen lagernden Schnees hin und her bewegten.

Darum kommt es mir auch gar nicht an, wenn ich zu Winterszeit übers Feld gehe, daß ich mir eins sänge. Aber im Sommer, wenn es überall grün ist, in Feld und Wald lustig, da muß ich unwillkürlich singen, meinte Hana.

Es ist wohl Jedem heiter zu Muth im Sommer, mir auch. Wie schön muß es erst dort sein, wo sie das ganze Jahr Sommer und warm haben, weißt du, wie uns gestern Barta von dem Wälschland erzählt hat.

Ich möchte doch nicht dort sein, sprach sinnend Hana, wenn sie mich auch mit Backwerk füttern und in Goldstoff kleiden wollten.

Ich wieder möchte gern ein Stück Welt sehen! sagte Karla.

Steige hinauf dort auf Unserer lieben Frauen Busen, von dort siehst du den Erdkreis.

O nein, Kindchen. Barta hat mir einmal erzählt,

daß die Welt entsetzlich groß und breit ist, hundertmal so weit als der Weg nach Klattau, und immer noch ist Welt und sind Meere und ist gar kein Ende.

Siehst du, wohin du dich wagen würdest. Niemand würde dich kennen, Niemand dir: Grüß Gott! sagen. Denke nur nicht daran! Bei uns ist es doch am schönsten; ich würde nicht einmal so weit wie nach Paschniz gehen, sagte Hana, indem sie mit dem Kopfe nach dem etwa drei Viertelstunden entfernten Dorfe winkte.

Und wie, wenn ein Bursch aus Paschniz um dich anhielte?

Ich würde nicht mit ihm gehen, und wenn er vor mir auf die Kniee fiele, behauptete Hana fest.

Karla! Hana! riefen die Andern, die bereits voraus waren, nach den beiden Mädchen. Sputet euch! Euch thun doch nicht etwa die Füße weh?

Die Mädchen fingen an zu laufen den Uebrigen nach.

In Medakov ging es geradenwegs ins Wirthshaus. Dort gab jedes Mädchen seinem Auserwählten den Kuchen, er dafür kaufte ihr Aepfel und Branntwein, so bewirtheten sie sich gegenseitig. Wieder gaben Alle Acht, wem Karla und Hana ihre Kuchen geben würden, und wieder gab es ein Wundern, als sie wahrnahmen, daß ihn Peter von der Karla erhielt und daß Hana mit der Karla theilte und von ihr die Aepfel annahm. Da sahen sie es nun deutlich, daß Hana Keinen haben wolle oder nehmen dürfe.

Es dämmerte bereits, als man sich auf den Heimweg machte. Die Burschen waren jetzt schon nicht mehr ganz klar im Kopf; sie lärmten, sie rangen untereinander, sie bewarfen sich mit Schneeballen, kurz, sie trieben, was sich nur treiben läßt.

Die Mädchen, in einen Knäuel zusammengedrängt wie eine Heerde Schafe, liefen voraus; sie ließen die Burschen Burschen sein und gaben sich unter den Schutz der Karla, die gleich dem Hirten an der Spitze schritt, um einen Kopf höher als die Anderen.

Auch sie waren angeheitert; sie sangen lustig, sie schwangen die Tüchel über ihren Köpfen, aber Keine war ausgelassen wie die Burschen. Darum wichen diese ihnen aus, und wo Einer unter sie wollte, den wies Karla in seine Schranken.

Zu Hause angekommen, mußte Jeder und Jede an sein Geschäft. Denn auch die Mädchen hatten noch manche Arbeit, ehe sie schlafen gehen durften. Hana ging in ihre Kammer, Karla in die Chalupe wie gewöhnlich, denn sie schlief stets mit ihrer Mutter.

Gute Nacht, Hana! Gott beschere dir einen schönen Traum! rief Karla der Hana ins Fenster, im Vorbeigehen bei demselben verweilend.

Hana öffnete rasch das Fenster und lud die Karla zu sich ein: Komm noch ein wenig zu mir herein, ich kann noch nicht schlafen.

Nein, Hana, laß mich hier draußen. Denke dir, es sei dir ein Bursch auf Brautschau gekommen.

Du bist eine Närrin! lachte das Mädchen; dann stützte sie den Arm auf das Fenster, den Kopf in die Hand und sah eine Weile nachdenklich zum Himmel, der mit Sternen besäet war. Hast du heute auf Manka*) und Thomas Acht gegeben, Karla? fragte sie ihre Freundin, die das Fenster nicht verließ.

Wie sollte ich nicht auf sie Acht geben? Beide sind hübsch, Eins gutmüthiger als das Andere, die werden zusammen leben wie unter Blumen und Blüten, sagte Karla darauf.

Das, Karla, denke ich mir, muß die größte Freude auf der Welt sein, wenn Eins das Andere so recht lieb hat, gelt? flüsterte Hana.

Es heißt: wo wahre Liebe ist, da sind hundert Engel, gab ihr Karla zur Antwort.

O, Karla, mir bangt, wenn ich denke, daß die Meinen mich Einem geben könnten, den ich nicht gern hätte, seufzte Hana.

Dann müßtest du ihn halt nicht nehmen!

Wie denn nicht nehmen, wenn du den Eltern gehorchen mußt?... Ich würde aber daran sterben! sagte das gute Mädchen, und aus den bläulichen Augen fielen zwei helle Thränen und glänzten in dem grünen Moos, womit das Fenster belegt war, wie zwei Thautropfen.

Laß das Weinen, Hana! sagte Karla rasch und

---

*) Maria.

legte die Stirn auf ihre Schulter; das darf nie geschehen! Ehe ich es zuließe, daß dich Einer nimmt, den du nicht lieb hast, eher erschlage ich ihn. Sie mögen mir dann das Leben nehmen, wenn nur dich Niemand martert!

O das weiß ich, daß du mich gern hast, sagte innig Hana und streichelte Karla die schwarzen Haare.

Geh jetzt schlafen, Hana, gute Nacht! riß sich Karla auf einmal los, und Hana, gewöhnt an die Heftigkeit ihrer Freundin, gab ihr leise Gutnacht und schloß das Fenster.

6.

Es ist der letzte Faschings-Sonntag. Was für ein Durcheinander und ein Getöse vom frühen Morgen bis zum Abend! Was für ein Tummeln der Bursche! Da läuft der Eine aus der Chalupe heraus, dort aus dem Bauernhof, und Jeder blank geschniegelt und so ausstaffirt, als ob er auf die Hochzeit ginge.

Auch Peter kam aus der Dachkammer herunter. Er war erst zur Hälfte angezogen. Seine schwarzen Schuhe waren frisch gewichs't, die Strümpfe weiß wie Schnee, gelblederne Hosen, eine kurze blaue, reich ausgestickte Weste mit rothem Unterfutter. Den übrigen Anzug, die blaue, gleichfalls roth gefütterte Jacke, das schwarzseidene Halstuch und die rothe Mütze trug er in der Hand.

Wo habt Ihr, Mutter, ich bitte Euch, ein Stückchen Spiegel? fragte er die Richterin, die gerade in der Küche

beim Herde mit dem Bestreichen der Spritzkrapfen beschäftigt war.

Komm mir nicht mit solchen Albernheiten; siehst du nicht, daß ich an geweihtem Feuer*) stehe, fertigte ihn die Bäuerin kurz ab.

Markyta legte dem Feuer Reisig zu. Wißt Ihr keinen Spiegel, Markyta? fragte sie Peter.

Wie käm' ich dazu, von so was zu wissen, Junge? Frage die Mädchen, sie sind im Schuppen.

Im Schuppen stand Hana Teig knetend, während Karla im Winkel mit etwas zu thun hatte.

Nun, dich haben wir gerade gebraucht, rief Hana ihm entgegen, kaum daß er sich in der Thüre zeigte, mache dich weg von da; siehst du nicht, daß wir mit Gottesgabe zu thun haben?

Nun, ich werde sie auch nicht beschreien, sagt mir nur, wo ich einen kleinen Spiegel finde.

Komm her, ich werde dir selbst das Halstuch binden, sagte Karla, sprang zu ihm und band ihm das Tuch zurecht. Was hat ein Bursch einen Spiegel vonnöthen, sagte sie dabei; ich brauche das ganze Jahr keinen.

Und worin siehst du dich, wenn du dir das Band schlingst? fragte Peter.

---

*) Das geweihte Feuer wird auf dem Lande hoch in Ehren gehalten und sorgfältig darauf gesehen, daß es nicht ausgehe; von Allem, was auf den Tisch kommt, wird Etwas hineingeworfen, damit es dem Hause treu bleibe.

Ich spiegle mich in den Wangen der Hana, lachte Karla.

Und ich werde mich in deinen Augen besehen, lachte auch Peter, indem er seine Jacke umthat.

Da würdest du keinen hellen Spiegel haben, Peter, sagte Karla, indem sie ein rothes Band in das oberste Knopfloch der Jacke einfädelte.

Er wäre so unklar nicht, wenn sich die schwarzen Vorhänge da nicht so tief drüber zögen, meinte Peter, indem er ihr mit der Hand über die Augen strich.

Da seht nur einmal her, wie das Süßholz raspeln kann, ließ sich Hana dazwischen vernehmen.

Wenn Peter seinen Alltagsrock auszieht, schaut er gleich ganz anders aus, lachte Karla, dann aber setzte sie schnell hinzu: Jetzt troll dich fort, wir haben keine Zeit!

Nun, ich gehe schon, sagte Peter, indem er sich die langen schwarzen Haare hinter die Ohren strich und die Mütze aufsetzte. Und stellt euch hübsch mit euern Ackergaben ein, sonst werden wir mit euch nicht tanzen, erinnerte er sie, sich noch in der Thüre umdrehend.

In dem Gehöfte standen zwei Tannen; er riß sich ein grünes Schoß ab, nahm es in den Mund und eilte in das Wirthshaus, wo schon die anderen Burschen beisammen waren, der Dudelsackpfeifer unter ihnen. Der Dudelsack war eitel Blumen, der Pfeifer eitel Bänder und hatte gleich einem Brautführer einen Rosmarinzweig in der Jacke. Auf der Mütze trug er eine Hahnenfeder.

Die Burschen machten sich um ihn zu schaffen und Jeder gab ihm zuvor den Zutrunk. Der kleine, untersetzte Musikant drehte sich und lächelte unter ihnen und versetzte in kleinen Pausen dem Dudelsack einen Druck, daß er einen gezogenen, melancholischen Ton von sich gab, der bis auf den Dorfplatz zu hören war, wo die Kinder aus dem ganzen Orte beisammen standen, um die Burschen zu sehen, wie sie zu ihren Mädchen zögen.

Es war dies der Anfang des Ackerfestes. Das Ackerfest wurde stets am letzten Faschingstag gefeiert. Die Burschen hielten Umzug zu ihren Mädchen, und die mußten ihnen Geld geben. Für das Geld kauften sie süßen Schnaps und bewirtheten die Mädchen im Wirthshaus. Dann wurde getanzt drei Tage und drei Nächte, und der Fuß des Dudelsackpfeifers, womit er den Tact schlug, durfte nicht ruhen. Darum gingen auch die Burschen mit ihm um wie mit einem süßen Brei.

Eben waren Hana und Karla mit ihrem Anzug fertig, als sich der Dudelsack auf dem Hofe vernehmen ließ.

Du lieber Gott, was ist das doch für eine schöne Sache um die Musik! seufzte Hana vor Vergnügen, indem sie die Bank und den wie Glas blanken Tisch abstäubte. Wenn ich den Dudelsack höre, hüpft mir das Herz im Leibe.

Und schon kreischte der liebe Dudelsack in der Thüre, und der Dudelsackpfeifer schlug den Blick zum Himmel und lächelte süß und fletschte die Zähne, warf den Leib von einer Seite auf die andere, als ob er

mit seinem Instrument unsern Herrgott anrufen wollte. Aber Allen gefiel das sehr gut, sie lachten ihm zu ein über das andre Mal. Die Richterin war die Erste, die ihm bestrichene Kuchen gab, und der Richter klopfte ihm auf die Achsel, indem er sagte: Ich sag's ja alleweile, daß es keinen Dudelsackpfeifer giebt wie der von Hochwartl. Der Dudelsackpfeifer sagte nichts zu diesem Compliment, er warf sich auf die linke Seite, drückte den Dudelsack und sprang herum. Und Hana stand am Tische und blickte mit solcher Andacht auf ihn, daß alle Burschen ihn darum beneideten.

Nachdem Hana einen harten Thaler gezahlt hatte und Karla einen rheinischen Gulden, zogen die Bursche um ein Haus weiter, und so von Bauernhaus zu Bauernhaus, von Chalupe zu Chalupe, bis sie Alles eingesackt hatten, und darauf geradenwegs ins Wirthshaus.

Mittlerweile zogen die Mädchen die Kleider an, die sie nur trugen, wenn es Musik giebt, und kamen den Burschen nach. Die empfingen sie mit Gesang, Musik und süßem Schnaps — und dann ging es zum Tanz. Karla mit der Hana ins Wirthshaus, und dann wieder aus dem Wirthshaus, Eine tanzte immer bei der Andern und im Kreise nebeneinander.

Wenn ein Bursch die Hana, von der Lust aufgeregt, stärker an sich drückte, bemerkte es Karla gleich, als ob sie auch rückwärts Augen hätte, und versetzte ihm einen Fußtritt, daß es ihm einen Riß gab.

Um Gotteswillen, du trittst mir ja die Fersen ab! rief der ihr zu.

Mach dir nichts daraus; dafür komme ich auf deine Hochzeit*), weißt du nicht? lachte ihn Karla aus, die sich dabei in ihrem Tanz durchaus nicht stören ließ.

Nun ... dingsda ... Gevatterin, wir müssen miteinander doch auch eins auftanzen; du, damit dir der Flachs recht hoch wachse, und ich, damit mir die Flechsen unter den Knieen nicht einschrumpfen! sagte Barta angeheitert, als er am ersten Tage der Lustbarkeit mit Markyta zusammentraf. Sie waren schon einige Zeit miteinander überzwerch, und zwar darum, weil Barta der Markyta fortwährend wegen Karla's Heirath in den Ohren lag. Davon wußte aber Markyta nichts, daß Peter wieder dem Barta in den Ohren lag, er möchte als Gevatter das ins Reine bringen.

Mir ist's nicht um den Tanz: wenn es aber sein muß, so muß es sein, sagte Markyta verdrießlich.

Aber was hast du denn? Du gehst ja einher, als ob dich ein schwerer Gram drückte! Und du willst es mir nicht sagen? Ich bin ja doch immer ... dingsda ... dein Gevatter.

Warum sollte ich es dir nicht sagen?! Es träumt mir oft vom verstorbenen Drahoň, und da denke ich mir, daß er in der fremden Erde keine Ruhe hat. Was sagst du, Gevatter? Du träumst nie von ihm? Ich habe mir ge-

*) Aberglaube wenn man Jemand auf die Ferse tritt.

dacht, ich gehe im Frühjahr auf den heiligen Berg und bringe dort für ihn ein Opfer.

Thue das, Markyta... dingsda... ich muß ohnedies um Zinn nach Klattau, da geh ich dann.... dingsda... mit dir. Mir träumt auch von ihm.

Und, ich bitte dich, sagt er dir dabei Nichts? fragte Markyta ängstlich.

Wart' nur, da neulich hat es mir von ihm geträumt; ich lehrte ihn... dingsda... exerciren, und er schalt mich einen Narren und wollte es nicht lernen. Und gerade so war es auch mit ihm. Er war... dingsda... ein braver Bursch, aber sagen ließ er sich Nichts. Und Karla geräth ihm ganz nach. Was ist es mit dem Mädchen? Schon lang ist sie nicht mehr lustig, und ihre Wangen sind nicht mehr so frisch.

Ach, ein Mädchen wird bald traurig und dann erheitert sich's wieder, antworte Markyta.

Dingsda... Gevatterin, du willst es dir nicht sagen lassen, aber denke an mich, daß das Mädchen den Peter gern hat... du läßest dir Nichts sagen... gern würde ich...

Mit dir ist nicht zu reden, trumpfte ihn die Gevatterin ab, um ihn nicht ausreden zu lassen. Sie traten in das von der Jugend vollgepfropfte Wirthshaus. Barta würde sich gern den Schnurrbart um den Finger gedreht haben, nur daß er jetzt seine Ellenbogen zu Hülfe nehmen mußte, um sich an den Tisch zu drängen, wo die Alten saßen.

Munter schloß der erste Tag des Ackerfestes. Am zweiten bringt unerwartet Barta einen Gast ins Wirthshaus. Es war das sein Bruderssohn, der aus Pilsen zu ihm auf Urlaub gekommen war und zwar eigens zum Ackerfest. In Hochwartl kannte man ihn schon und die Jugend empfing ihn mit frohem Zuruf. Der Soldat war gleich der ihrige, zog seinen Rock aus und fing an zu tanzen. Es war ein hübscher Bursch; die Mädchen warfen verstohlene Blicke nach ihm; die Eine pries sein Gesicht, die Andere sein Organ, die Dritte sein Tanzen, was nebenbei am meisten sagen wollte.

Karla, sagte Hana, als sie gegen Morgen die Kühe warten ging, dem Bartovic steht der Soldaten-Anzug nicht übel, was?

Nicht daß ich wüßte. Was siehst du an ihm? So ein aufgeblasener Windbeutel, und rothe Haare hat er, hast du's nicht bemerkt? sagte Karla, und ihr dunkles Auge ruhte forschend auf Hana.

Das weiß ich nicht, mir gefällt nur sein Soldaten-Anzug.

Das hast du mir noch nicht gesagt, bemerkte Karla vorwurfsvoll.

Heute erst ist es mir so aufgefallen, sagte Hana gleichgültig, indem sie dabei herzlich gähnte und sich im Stall auf ihr Stühlchen setzte. Mir fallen die Augen so zu, daß ich kaum sehe. Ich möchte auf einen Stein hinplumpsen und schlafen wie ein Sack. Aber ich

muß die Kühe warten und wieder tanzen gehen. Da wird's Sachen geben... morgen..: bis wir...

Aber sie sprach nicht zu Ende; sie lehnte das Haupt an die Wand und war eingeschlafen. Karla stand eine Weile vor ihr mit verschränkten Armen, blickte ihr scharf in die Augen, seufzte tief auf, nahm den Melkkübel in die Hand und ging an ihre Arbeit.

Die jüngeren Mädchen, die ihnen ganz erhitzt nachgelaufen kamen, wollten Hana wecken; allein Karla rief ihnen zu, sie möchten sie eine Weile schlafen lassen, sie selbst werde für sie die Arbeit verrichten. Auch richtete sie Alles ganz allein, und Hana schlief eine geschlagene Stunde. Dann aber mußten sie wieder zum Tanz, damit die Bursche sie nicht auslachen, daß sie verschlafen seien und schwere Füße hätten. Den Schimpf wollten sie sich doch nicht nachsagen lassen.

7.

Am dritten Tage hielten die Burschen Umzug im Dorfe; sie verkleideten sich auf verschiedene Art, sie hänselten Jeden, den sie trafen, und jedes alte Weib, das ihnen in den Weg kam, mußte mit ihnen tanzen. Hübsch hoch, damit es hohen Hanf giebt! riefen sie ihr zu, indem sie sie in die Höhe schupften. Der Eine zog sich als Bären an, der Andere behing sich ringsum mit Erbsenstroh und steckte statt des Kopfes auf den Hackenstiel eine große Tellerrübe, ein Dritter lief auf allen Vieren

und packte die Leute bei den Beinen; mit einem Worte: man trieb was man nur treiben konnte, und je größer die Dummheit, desto willkommener war sie, wie es nun einmal in der Welt zu gehen pflegt. Und so dauerte es bis in die Dunkelheit. Abends wußten sich die älteren Hausfrauen loszumachen, auch Markyta war nicht im Wirthshaus. Da kam Karla zum Barta und raunte ihm ins Ohr: Pathchen, thut mir was zu Gefallen.

So sprich nur... du... weißt ja... dingsda... daß ich dich durch die Hölle trüge, wenn sich's thun ließe.

Das verlang' ich nicht einmal von Euch. Aber borgt mir Eures Brudersohns Kleider, ich möchte mich gern als Soldat verkleiden. Aber werdet Ihr schweigen?

Du bist ein Teufelchen. Ich will's thun, aber du mußt nur auch recht frisch dreinschauen, sagte Barta und strich sich den Schnurrbart.

Ich werde lachen und toll sein bis Mitternacht, wenn Ihr wollt, nur thut mir den Gefallen.

Barta rief seinen Verwandten beiseite und sprach mit ihm; als der einwilligte, verloren sich Beide aus dem Zimmer, und auch Karla schlüpfte bald hinaus. Niemand hatte Etwas bemerkt. Es dauerte nicht lang, so führte Barta in der Wirthsstube einen Soldaten und einen Bauernburschen ein. Auf den letztern wandten sich gleich alle Blicke, weil er kurz geschorene Haare trug auf den Soldaten achtete man nicht, man dachte, es se Barta's Brudersssohn.

Da seht einmal, Barta's Jirka *) kommt auch zu uns! schallte es auf einmal in der Stube; und die Burschen umringten die Ankömmlinge, sie vom Kopf bis zu den Füßen betrachtend.

Nun bei meiner ehrlichen Haut, das ist ja Karla! rief Peter, dem verkleideten Mädchen auf die Achsel klopfend.

Der hat's schnell errathen, lachte Barta. Gleich umringten sie Karla von allen Seiten, Jeder drehte sie herum, Männer und Weiber riefen: Als ob man es ihr an den Leib gegossen hätte! Die Männertracht läßt ihr besser als der Weiberrock!

Jetzt laßt mich los, rief Karla, mit kräftigem Arm die junge Welt beiseite schiebend, nun will ich einen Burschen vorstellen wie sich's gehört.

Wie sollen wir dich nennen, wenn du ein Junge bist? fragten Einige Karla.

Sie war im Zweifel. Doch der als Bauer verkleidete Soldat entschied schnell: Die heilige Karolina und der heilige Karl ist eins und dasselbe, wir heißen sie Karl.

Also Karl! rief die junge Welt.

Karl also, wie wir einstweilen Karla nennen wollen, nahm vom Tisch ein volles Glas, trat zu Hana, faßte sie um den Leib und reichte ihr den Zutrunk; sodann das Glas über den Kopf emporhaltend, trat er vor den Dudelsackpfeifer und begann mit wohlklingender Stimme zu singen:

---

*) Georg.

Hundertmal dank' ich es
Meinem lieb Mütterlein,
Daß sie mich auferzog
In buntfarb'gem Bettelein.

Auferzog, auferzog,
Wußt' nicht wofür:
Als sie mich großgezogen,
Wurd' ein Soldat aus mir.

Die Burschen wiederholten die letzte Strophe nach ihm, der Dudelsack fiel in die Weise ein. Karl leerte das Glas bis zur Neige, drückte Hana fester an sich, und dann begannen sich Beide im Kreise zu drehen wie eine Spindel.

Was sagst denn du dazu, Richterin... dingsda, lachte Barta, wenn der Bursche da kein Mädchen wäre, würde ich sagen, es sei ein Junge, und ein Mordjunge dazu!

Ja, ja, Barta: wenn die Tante nicht der Onkel wäre, würde der Onkel die Tante sein, und wenn Barta seinen Kopf nicht unter dem Wirthsdach hätte, würde er sich nicht bei der Nase ziehen, lachte die Milota, als Barta seinen Schnurrbart nicht finden konnte. Er wollte etwas sagen, aber währenddessen kam Karl, sich seine Hausfrau zum Tanz auszubitten, und die Milota mußte gehen, war's ja doch ein Faschingsspaß.

Na, und jetzt hast du schon Alle zum Tanz geführt, jetzt tanzen wir einmal eins miteinander, sagte Peter, ihn beim Zipfel erwischend.

Ein Bursch mit einem Burschen tanzen, das wäre

gerade so, wie wenn einer Brod zum Brod essen wollte, lachte Karl.

Ach geh, du bist ja doch kein Bursch, wo hast du denn deinen Bart? hänselte ihn Peter.

Peter, trolle dich, sonst kommen wir uns in die Haare. Ich bin nicht Karla, und indem er sich zu Peter's Ohr neigte, flüsterte er ihm zu: Höre auf mich und sieh dir des Jakeš Bara*) an; das ist ein Mädchen wie die gute Stunde, und sie hat dich lieb, ich weiß es.

Und ehe noch Peter etwas erwidern konnte, hatte er schon wieder Hana um den Leib gefaßt und tanzte mit ihr. Hana war, seit sich Karla umgekleidet hatte, wie betäubt. Sie wußte doch ganz gut, daß es Karla sei, aber wenn diese sie umfaßte, wenn sie ihr zuflüsterte: Mein goldenes Hanchen, mein Schatz! da war ihr so wundersam ums Herz, daß sie gar nicht wußte wo sie sei und was mit ihr vorgehe, und sie wurde bald blaß und bald roth wie eine Schneeballbeere.

Ich weiß nicht, seit du das Kleid angezogen hast, ist mir's, als ob ich verzaubert wäre. Alles geht mir wie im Kreise herum. Man hat uns beschrieen, klagte Hana, als sie vom Tanz ausruhte.

Fahr dir mit deinem weißen Tüchel übers Gesicht! rieth ihr Karl. Das Mädchen gehorchte. Aber was half das Alles? Wenn sie Karl offen anblickte, wenn er ihr die Hand drückte, war's wie vorher.

---

*) Barbara.

Es ging auf Mitternacht, als sich die junge Welt nach Hause machte. Die Bauern und die Bäuerinnen waren schon vorangegangen. Die Burschen geleiteten mit Gesang und Tanz die Mädchen bis zu ihren Häusern. Hana und Karla hatten den Vorrang vor Allen; sie hatten am meisten zu dem Ackerfest beigesteuert, und überdies war Hana die Richterstochter.

Ein Wort mit dir, Karl! rief der Soldat diesem nach, als er mit Hana ins Gehöfte trat.

Ich werde Wort halten, erwiderte Karl.

Peter ging nicht gleich nach Hause. Er ärgerte sich über Karla, und um ihr's zum Trotz zu thun, ging er mit der Bara.

Hana! begann Karl, als er mit Hana in die Kammer gegangen war und sich neben ihr auf die Truhe gesetzt hatte; Hana, sage mir aufrichtig, ob ich dir so gefalle, und ob du mich möchtest, wenn ich wirklich ein Bursch wäre?

Keinen Andern; so gefällst du mir über Alles, erwiderte Hana und schlang den Arm um den Nacken ihrer Gespielin, wie sie das zu thun pflegte. Wenn du ein Bursch wärst, würde ich mir im Leben keinen Andern nehmen, flüsterte sie, ihr müdes Haupt auf ihre Schultern legend.

Versprich mir das vor Gott mit deinem Handschlag, sagte Karl mit aufrichtigem Ernst. Hana wußte kaum was sie that; sie hielt Alles für Scherz, und doch war es ihr wieder nicht wie Scherz. Die Stimme

Karl's drang ihr zum Herzen, sie gab ihm die Hand und sagte: Ich versprech' es dir!

Aber halte auch das Versprechen, wie es immer kommen möge! sagte Karl, und Hana fest in seine Arme schlingend, küßte er sie auf die Wange, auf die Augen, gab ihr die süßesten Namen, und das Mädchen vergalt ihm die Liebkosungen mit gleicher Zärtlichkeit.

Jetzt aber gehe schlafen. Behüt' dich Gott! Vergiß nicht, was du mir versprochen hast. Mit diesen Worten ließ er sie nach langer, langer Zeit aus seiner Umarmung und lief aus der Kammer in die Chalupe.

Und es dauerte nicht lang, so trat er aus der Chalupe wieder heraus. Noch einmal stahl er sich leise zu Hana's Fenster, lehnte das Haupt an die kalte Mauer und weinte bitterlich. Dann bekreuzigte er sich, sah sich noch einmal das Gehöft rings herum an und stahl sich leise zum Thore hinaus.

8.

Kaum war der Tag angebrochen, so war Markyta schon auf den Beinen. Sie hatte keine Ruhe. Ein furchtbarer Traum hatte sie in der Nacht geängstigt und Karla war nicht in ihrem Bette. Sie ging, sich nach ihr umzusehen. Da die Dorfleute keine Schlösser an den Thüren haben, brauchte man nur die Riegel zurückzuschieben und die Klinke in die Höhe zu heben, um in die Wohnstube der Hausleute zu gelangen.

Markyta trat ohne Hinderniß ein. In der Stube war es leer; im Halbdunkel erblickte sie nur das Hauskätzchen auf dem Ofen zusammengekauert, das, ihre Nähe merkend, heruntersprang und sich ihr um die Füße schmiegte. Die Turteltauben, welche die Bäuerin gegen Zahnschmerzen hielt, girrten leise im Käfich. Die leinenen Vorhänge, von oben bis auf den Boden hängend, verdeckten das Lager der Hausleute, ein Beweis, daß Bauer und Bäuerin noch in der Masse von Polstern begraben lagen, womit das Bett über und über bedeckt war.

Die jüngste Magd wusch am Brunnen. Wo ist Karla, ist sie noch nicht auf? fragte Markyta.

Ich weiß nicht, Markyta, vielleicht ist sie mit Hana in der Kammer.

Das verhüte Gott! sagte Markyta leise für sich, indem sie sich zur Kammer wandte. Das Mädchen schlief dort auf offenem Lager, ein schönes Kind, wie wenn eine Rosenblüte in das Bett gefallen wäre.

Markyta sah nach ihr und flüsterte: Gott behüte dich! und ging aus der Kammer. Karla war nicht da.

Sie ging in den Oberstock. Peter schnarchte als ob Einer Nüsse durcheinanderschüttelte. Karla war nicht da. Sie war nicht im Rinder-, nicht im Pferdestall, noch in der Chalupe.

Wo ich das unvorsichtige Ding nur finden werde! jammerte Markyta, gleich einer verlornen Seele von einem Ort zum andern wandernd und dabei den Rosenkranz betend.

Sie fand keine Ruhe und half der Magd die

Kühe melken, bis sie des Hausherrn Stimme vernahm und zu ihm in die Stube trat.

Gott beschere euch einen guten Morgen. Ich bitte euch, wo ist denn nur das Mädchen Karla geblieben? Ich suche sie wie eine Stecknadel.

Warst du bei der Hana? fragte die Milota.

Soeben; sie ist mutterseelenallein.

Vielleicht ist sie beim Barta geblieben; der hatte seine Freude an ihr, wie sie sich als Soldat verkleidete. Aber wahr ist wahr, es ist ein tüchtiger Bursch, sagte Milota, indem er sich bis zur Decke streckte.

Was sprichst du da, Bauer, daß sie ein Bursch sei? Was hat Barta gesagt? fragte Markyta ängstlich, indem sie erblaßte.

Nun, Barta's Soldat hat der Karla seine Kleider geborgt, und Karla hat einen Burschen abgegeben.

Unglückseliges Wesen! Wer hat ihr das eingegeben! jammerte Markyta.

Was ficht dich an, Markyta, darin etwas Böses zu suchen? Der Karla stand das ganz gut, Jeder schwur darauf, sie sei ein leibhafter Bursch, und Barta sagte, wenn der verstorbene Drahoň ...

Was, wenn der Verstorbene? rief Markyta ganz verstört aus. Ist er ihm etwa auch erschienen und hat's ihm gesagt? Aber nein, das ist der Junge selbst, er hat sich ihm anvertraut. O ich unglückliche Person, das ist die Strafe Gottes für mich! jammerte Markyta die Hände ringend.

Die Milotas waren wie versteinert. Was für ein Junge, Markyta, was schwatzest du da? Du bist wohl nicht recht bei dir? fragte die Bäuerin.

Er hat im Grab keine Ruhe, wir haben uns an Gott versündigt; ihn drückt das Gewissen, und mir raubt es den Schlaf. Aber was fang' ich an, sie werden mir ihn zum Militär abführen, er stirbt mir dort!

Die Bäuerin erblaßte. Der Bauer aber schüttelte Markyta und sagte: So rede doch, damit der Mensch einmal weiß, was es giebt!

Verzeiht mir, liebe Leute ... rathet mir ... ich weiß mir nicht zu helfen. Karla ist kein Mädchen, sie ist ... ein Junge! rief Markyta, bedeckte ihre Augen und fing an zu weinen.

Der Bauer und die Bäuerin standen da, wie wenn das Gericht Gottes über sie gekommen wäre.

Ich werde euch sagen, wie Alles gekommen ist, seufzte Markyta tief, als ob ihr eine Centnerlast vom Herzen fiele. Sodann begann sie zu erzählen: Ihr wißt, wie sich der Verstorbene abgehärmt hat, Soldat werden zu müssen, und was für heiße Thränen ich deßhalb vergossen habe. Auch haben wir den ersten Knaben gar nicht so betrauert als er gestorben — weil es ja ein Knabe war. Wir baten den lieben Gott, als ich zum zweitenmal in die Hoffnung kam, er möchte uns ein Mädchen geben. Gott hat es anders gewollt, es war wieder ein Knabe. Da haben wir uns wider Gott versündigt. Um ihn vor dem Militärdienst zu be-

wahren, haben wir die guten Leute betrogen und ihn für ein Mädchen ausgegeben. Aber Gott läßt sich nicht belügen. Drahoň starb. Das Mädchen, ich will sagen der Knabe, war meine einzige Freude. Ich wachte über ihn, daß sein Geschlecht nicht verrathen wurde. Selbst Barta hatte keine Ahnung. Ihr wißt, wie mir das, bis auf das Gerede, gelungen ist. So lange der Knabe klein war, war es gut; doch je mehr er in die Jahre kam, desto mehr machte sich seine männliche Natur geltend, und nur durch meine Thränen konnte ich ihn beschwichtigen, daß er schwieg. Ich sagte ihm immer: habe nur noch Geduld bis du die gesetzlichen Jahre vorüber hast, sonst entgehst du dem Militärdienst nicht. Dann wird uns Gott weiter helfen. Doch er wurde trauriger und trauriger und sagte mir immer: Wißt, Mutter, es müssen auch Andere gehen und kehren zurück; warum sollte nicht auch ich gehen und mich gerade das Unglück treffen? Habt keine Sorge um mich! Aber ich konnte mich nicht entschließen. Seit einiger Zeit jedoch erschien mir Drahoň jede Nacht, ich sah ihn stets traurig, und das quälte mich Tag und Nacht. Ich sagte mir, es sei denn doch eine Sünde, und daß wir es nicht hätten thun sollen. Am Sonntag, als der Herr Pfarrer predigte, daß Gott den Menschen strafe, der seinen Geboten zuwiderhandeln wolle, überlief es mich kalt, ich hatte keinen Frieden und keine Ruhe. Heute wollte ich zur heiligen Beichte gehen und mich mit dem Herrn Pfarrer berathen. Der liebe Gott hat es aber anders be-

schlossen und hat es ans Tageslicht gebracht . . . doch wer hat es dem Barta gesagt? Vielleicht der Junge selbst!

Ich denke nicht, daß Barta es weiß, das war ein Zufall; Gott hat dir den Verstand verwirrt, Markyta, du selbst hast dich verrathen.

Mag es drum sein. Ich werde nun Ruhe haben und die arme Seele des Verstorbenen auch. Heute Nacht ist er mir noch zwischen zwölf und eins erschienen, ich sah ihn vor mir stehen, wie mich selbst, aber wie im Nebel. Aber ganz deutlich habe ich gesehen, daß er einen Soldatenrock anhatte; er war jung, nur sah er traurig aus. Ich konnte mich nicht rühren und wollte darauf sterben, daß ich nicht geschlafen habe. — Er wollte mir das Kreuz machen, allein da krähte der Hahn, und Alles war fort. Ich habe gebetet bis zum frühen Morgen.

Während Markyta's Erzählung belebte sich der Hof, Peter kam in die Stube, auch Hana, nur Karla nicht.

Wo ist Karla? fragte die Milota, als sie sahen, daß sich immer nichts zeigte.

Wo wird sie denn sein? brummte Peter. Sie ging mit der Hana nach Hause, und weiter habe ich sie nicht gesehen.

Ich habe sie ungefähr eine Stunde nach Mitternacht gesehen, sagte ein Knecht. Sie stand mit Barta's Soldaten bei Barta's Chalupe.

Mit wem stand sie? Da warst du wohl nicht recht bei Trost, was? rief Peter aus.

Nun wenn ich nicht recht bei Trost gewesen bin, so weißt du es wohl besser, brummte der Knecht.

Mach dich auf, Jirka, geschwind zum Barta, und frage ihn, ob Karla dort sei, befahl Milota dem Knecht, und der machte sich auf den Weg.

Nun, Peter, du brauchst dich nicht zu ereifern. Mit der Karla ist's Amen, die Karla ist ein Mann wie du und ich, sagte der Bauer zum Sohn.

Peter verstand den Vater nicht und der Bauer erzählte ihm in Kürze Alles. Hana aber hatte es gleich verstanden. Es hatte ihr die ganze Nacht von Karl geträumt, und als sie am Morgen erwachte, hörte sie unaufhörlich seine einschmeichelnde Stimme, fühlte seine Küsse, und fast weinend fragte sie sich: Wenn das doch Wahrheit wäre! Sie verstand es gleich und glaubte es gleich.

Nun, ich habe eine Braut verloren, aber einen wackern Kameraden gefunden, sagte Peter entschlossen.

Recht so, Peter! stimmte ihm der Vater bei.

Hana aber verdeckte ihr Gesicht mit der Schürze und weinte.

Und warum weinst du, Hana? fragte sie die Bäuerin und streichelte ihr die Wangen. Vielleicht ahnte sie, was in der Seele des weinenden Mädchens vorging, denn sie sprach mit ungewöhnlich sanfter Stimme: Sei nur still, Mädchen, sei nur still; ich habe eine Tochter verloren, du eine Gespielin, der Vater aber hat einen Sohn mehr. Es wird sich Alles ausgleichen. Jetzt haben wir zwei arbeitende Hände weniger, wir müssen um so fleißiger sein. Komm, Hana, daß wir dem Gesinde das

Frühstück bereiten. Mit diesen Worten nahm die Bäuerin ihre Tochter bei der Hand und führte sie aus der Stube.

So eben trat der Knecht in die Thüre mit der Botschaft, daß Barta mit dem Soldaten und mit Karla in der Nacht nach Neugedein gefahren sei, Barta's Bruder habe sie geführt, aber um acht wollten sie wieder zurück sein. Diese Nachricht versetzte Markyta neuerdings in Jammer und Milota hatte zu thun, um sie zu beruhigen. Kaum konnten sie acht Uhr erwarten. Peter ging ihnen auf die Straße entgegen. Barta hielt Wort; sie kamen — doch ohne Karla. Den ganzen Weg strich und drehte er sich den Schnurbart, er war verdrießlich und brummte vor sich hin: Wozu haben sie mich überredet! Als er Peter sah, wurde er ganz bleich. Doch Peter kam gleich zu ihm, fragte nach Karl und erzählte ihm, was sich in der Zwischenzeit im Bauernhaus zugetragen hatte.

Als ob du mir ein Licht angezündet hättest, Peter! verrieth sich Barta und eilte mit sehr erleichtertem Herzen zum Gehöfte des Richters.

Na ... dingsda ... Gevatterin, begann er noch in der Thüre, das war ein vertrackter Irrthum; wenn ich es nur früher gewußt hätte, aber nun ists geschehen. Karla ... aber nein ... Karl läßt dich und euch alle hundertmal grüßen. Du sollst ihm verzeihen, aber er habe es schon lange nicht aushalten können. Du sollst nicht wehklagen, sondern für ihn beten, damit Gott

ihn gesund wieder heimkehren lasse. Er fährt geradenwegs nach Prag zum Herrn Oberlieutenant ... dingsda ... und stellt sich selbst.

Obgleich Markyta wußte, daß es nun schon so sein müsse, fing sie doch heftig an zu weinen.

Jetzt höre auf zu weinen ... dingsda ... Karl hat recht gethan. Der Herr Gevatter wird sich um ihn annehmen, und er wird Corporal werden. Sorge dich nicht um ihn, exerciren habe ich ihn gelehrt, und das ist das Schwerste. Damit ich nicht vergesse, ich soll dir auch ausrichten, daß Karl in der Nacht bei dir war; er wollte sich von dir verabschieden, aber du schliefst. Es war so besser, so ist das Abschiednehmen überwunden. Und ... dingsda ... du, Peter, sollst an Bara denken, und dir, Hana, schickt er das ... du sollst nicht vergessen was du ihm versprochen hast. Dabei zog er aus der Tasche ein rothes Tüchel und gab es der Hana; es war darin Karla's Gürtel und Mädchenkranz.

Hana weinte, daß es ihr das Herz abdrücken wollte.

Nun, befehlen wir es dem lieben Gott, er weiß am besten, was sich für Jeden schickt. Im Frühjahr, wenn's Gott giebt, fahren wir nach Prag, Markytka. Jetzt frisch an die Arbeit und in die Kirche, wir haben Aschermittwoch, befahl Milota, und gehorsam gingen Alle nach ihren Geschäften; Markyta aber machte sich daran, den Dienst einer Magd zu versehen.

Als die Begebenheit im Dorfe bekannt wurde,

nickten die Klatschschwestern einander zu: Wir haben es ja gewußt, daß es einen Haken hat!

9.

Karl wurde von dem Herrn Oberlieutenant, der mittlerweile Hauptmann geworden war, gut aufgenommen, obgleich er über den tollen Einfall Markytens sich gehörig ausließ. Anfangs war es Karl bang, und er meinte schier am Heimweh krank zu werden; allein mit festem Willen überwand er es, lernte und gewann bald die Neigung des Herrn Hauptmanns.

Zu dieser Zeit wurde gerade die Militär-Dienstpflicht von vierzehn auf acht Jahre herabgesetzt. Wer war froher als Karl und die Seinigen in Hochwartel. Der Hana war es aber doch noch viel, obgleich sie aus Dank dafür ein heißes Vaterunser für den Kaiser betete. Zu St. Johanni kam Milota mit der Hana und Markyta nach Prag. Hana sah nichts und hörte nichts; sie wußte nur von ihrem Karl, der noch zehnmal hübscher aussah als früher. Selbst Markyta, obwohl es sie stets wurmte, so oft sie ihn ansah, mußte doch ihre Freude daran haben, wie ihm der Soldatenrock stand. Wenn nur die Trennung nicht wäre und diese acht Jahre, sonst ginge noch Alles an.

Peter erfuhr bald, wie recht Karl hatte, daß Bara ein gutes Mädchen sei und daß sie ihn lieb habe. Er überlegte sich's nicht lang und in einem Jahre war Hochzeit. Karl kam auf Urlaub als Corporal, worüber

Barta unbändige Freude hatte. Hatte er die Karla gern gehabt, so hatte er den Karl noch lieber.

Drei Jahre waren um. Im vierten wurde Karl Feldwebel. Das war schon eine hübsche Würde, er konnte es zum Officier bringen, man hatte ihn gern. Allein nun kam die Sehnsucht nach seinen Bergen, nach seiner Hana so gewaltig über ihn, daß er selbst eine Generals-Uniform, wenn er sie gehabt hätte, für seinen Bauernanzug würde hergegeben haben.

Hana hatte vielleicht eine Ahnung seines Kummers, sie schlich umher wie ein lebloses Ding und sehnte sich in ihren Bergen nach Prag.

Das kann so nicht bleiben. Das Eine härmt sich hier, das Andere dort; man muß sie zusammenthun, dann wird Ruhe sein. Bäuerin, backe mir einen Striezel auf den Weg. Jirka, du schmiere den Wagen, morgen fahre ich nach Prag. Ich muß mich näher erkundigen. So sprach eines Tags Milota. Der Knecht schmierte den Wagen gut ein, die Bäuerin buk mit der Hana einen guten Striezel für den Bauern und den Karl nach Prag, und der Bauer fuhr am nächsten Tage nach der Hauptstadt.

Als er nach ein paar Tagen zurückkam, sagte er: Nun kannst du dich freuen, Hana, Alles ist in Ordnnng.

Kurze Zeit darauf kam Karl als Ausgedienter nach Hause, wurde ein tüchtiger Bauer und lebt noch heute mit seiner Hana.

Maßer.

Von

M. Goldschmidt.

(Geb. 1819.)

Aus dem Dänischen

von

L. von Liliencron.

Simon Levi war plötzlich sehr reich geworden.

Die Umstände dabei waren in gewissem Sinne poetisch, in anderm aber nicht, diese aber sind es, die ich hier mittheilen will.

Simon Levi saß an einem Freitag Abend in seiner kleinen, dürftigen Stube und genoß nach der Arbeit der Woche die Heiligkeit des Sabbaths in tiefstem Frieden. Nach dem Gottesdienst hatte er mit seiner Schwester Gidel eine gute Suppe und Braten gegessen, dann ein Dankgebet gesprochen und einige Davidische Psalmen gesungen. Gidel hatte leise mitgesummt, bis des Bruders einförmiger, gedämpfter Gesang und ihr eigenes Summen sie eingeschläfert hatten; sie saß mit untergeschlagenen Armen in einer Ecke des Sopha's und nickte, und die Art, wie sie dann halb aufwachte und einen Augenblick wieder sang, zeigte, daß sie sich selbst Vorwürfe machte, nicht mitzusingen, lange nachdem der Bruder schon aufgehört hatte. Er hatte ein Chummisch (hebräische Bibel) hervorgeholt und sich nach und nach ganz in das Lesen vertieft. Wie er so dasaß, die alte Sammetkappe zurück-

geschoben über einen Büschel graugesprenkelter Haare, welche die Stirn wie Borsten umstanden, war es nicht eigentlich tiefer, milder Glaube oder Gottesfurcht, was sich in seinem scharfen, kantigen Gesicht malte, obwohl offenbar eine religiöse Stimmung ihn beherrschte; sondern es war zugleich und wesentlich eine eigenthümliche Befriedigung, ein gedämpfter Triumph, als hätte er einen Proceß und hörte eben seine Zeugen die gewünschte Erklärung abgeben. Es war auch ein Proceß: die sechs Werkeltage standen in seiner Phantasie vor dem Richterstuhle des siebenten Tages; mit den sechs Werkeltagen war die ganze Wirklichkeit, und Alles zusammen ward zu Nichte, ward zu lauter Schein und Trug, den großen Thatsachen und Verheißungen gegenüber, die ihn und sein Geschlecht betrafen. Durch kein Räsonnement konnte er beweisen, daß die Bibel Recht habe, aber die Bibel bewies ihm als einzige Realität, daß alles Andere Unrecht habe. Von Zeit zu Zeit streckte er, ohne den Blick vom Buch zu wenden, die Hand aus und nahm ein wenig von seinem Dessert. Es war jedoch nicht das, was man gewöhnlich so nennt, sondern nur graue Erbsen. Die Erbsen waren, ohne zu platzen, in Salzwasser gekocht und wurden einzeln und kalt gegessen. Als große Delicatesse trank er bisweilen ein wenig Bier dazu. Verachtet seinen Geschmack, ihr christlichen Gourmands; aber beneidet ihm seinen Magen!

Alles zusammengenommen kann es einem solchen Manne gleichgültig sein, ob der Reichthum oder das

„Glück", wenn es auf der Wanderung ist, in sein Haus eintritt oder nicht. Aber das Schicksal wollte es nun einmal so; die große Botschaft kam überraschend, plötzlich und gewaltig. Phillips oder Philpots war in Buenos Ayres kinderlos gestorben und hatte nach Abzug einiger Legate Ferdinand Caröe, der ihm einmal das Leben gerettet, und Simon Levi, der ihm einmal mit seinem ganzen Vermögen beigestanden hatte, als Erben seiner Hinterlassenschaft zu gleichen Theilen eingesetzt. Der dortige dänische Consul hatte darüber an das Ministerium des Auswärtigen berichtet, und einer der Ministerialbeamten, ein Legationsrath, hatte es selbst übernommen, Simon Levi aufzusuchen, um zu sehen, wie ein Mann und ein Jude aussähe, wenn er plötzlich reich würde. Als es an die Thüre klopfte, glaubte Levi, es sei die Schabbesgoie — die Christin, die es gegen Bezahlung oder aus Freundschaft übernimmt, am Sabbath das Licht zu putzen und einzuheizen, da man kein Feuer anrühren darf. Nachdem er daher: Herein! gerufen und die Thür sich öffnen und schließen gehört hatte, ohne daß die Schnuppe des Lichtes kürzer wurde, rief Simon, unverwandt in das Buch blickend, ein ungeduldiges: Nun? oder eigentlich: Nuh?

Der Fremde verstand es nicht, fand aber vielleicht sein Vergnügen daran, die Situation noch etwas pikanter zu machen, und blieb stumm, weßhalb Simon Levi nach einer kleinen Weile hinzufügte: Nuh? weßhalb putzen Sie nicht das Licht?

Der fremde Herr fand das spaßhaft, nahm die Lichtscheere und putzte das Licht.

Sehen Sie auch nach dem Ofen, sagte Levi, noch immer mit den Augen in seinem Chummisch.

Jetzt fühlte sich der Legationsrath gleich einem Harun al Raschid in das Märchen mit hineingezogen und ließ sich auch zu dem neuen Dienste herab, der von ihm begehrt ward; aber das Feuer war ausgegangen, und Feuer anmachen war ihm doch zu viel. Das Feuer ist ausgegangen, sagte er.

Die Stimme kam Levi so wunderbar fremd vor; er blickte von seinem Buch auf. Was ist das? sagte er beim Anblick des feinen fremden Herrn, was ist das? Wer sind Sie? Was wollen Sie hier? Was haben Sie hier zu thun?

Sie baten mich einzuheizen.

Wer sind Sie? Was wollen Sie? fuhr Simon Levi fort, dem es ganz unheimlich wurde.

Ich bin gekommen, um mit dem Commissionär Levi zu sprechen.

Ja, der bin ich, sagte Simon Levi.

Das vermuthete ich. Aber ich soll zugleich fragen, ob Sie beweisen können, daß Sie Herr Simon Levi sind?

Beweisen? Wer zweifelt?

Ich zweifle nicht. Aber haben Sie Zeugnisse dafür, daß Sie der Simon Levi sind, der in Fridericia geboren ist und die Handlung bei einem Herrn Heymann erlernt hat?

Zeugnisse dafür? Weßhalb soll ich dafür Zeugnisse haben? Ich fordere Nichts von meinem alten Principal. Er kann in seinem Grabe ruhig schlafen, und heute Abend ist mein Sabbath. Bitte um Vergebung.

Ja, aber sind Sie es nicht, der einen Herrn Phillips oder Philpots gekannt hat?

Jetzt merkte Levi, daß es sich um Etwas handle, und es war, als ob der elektrische Schlag, der ihn durchzuckte, sich auch seiner Schwester mittheilte; aber, obwohl sie ganz aufgewacht war und den Fremden sorgfältig musterte, gab sie doch kein Zeichen von Leben oder Theilnahme, außer daß sie, so unmerkbar wie möglich, die Arme auseinandergleiten ließ.

Phillips? fragte Levi. Kommen Sie aus Südamerika? Haben Sie die Güte sich zu setzen.

Nein, ich bin Legationsrath — — und ich komme aus dem Ministerium des Auswärtigen.

Jetzt fragte Levi nicht mit Worten, er s a h.

Der Legationsrath fuhr fort: Herr Phillips oder Philpots ist gestorben.

Gestorben? rief Levi. Phillips gestorben!... Der Arme!... Boruch dajon emmes!...*) Woran ist er gestorben?... Hm! Hm! Phillips gestorben!

Ja, und hat Ihnen zweimalhunderttausend Thaler vermacht.

---

*) Gesegnet sei der gerechte Richter!

Zweimalhunderttausend Thaler? Mir? Wer sind Sie?

Ich bin Legationsrath...

Können Sie es beweisen?

Hier ist meine Karte, antwortete der Legationsrath lächelnd; aber Sie können sich zu jeder beliebigen Zeit ans Ministerium wenden, um ausführlichere Erkundigungen einzuholen.

Träume ich? sagte Simon Levi; Gidel, hörtest du's?

Ich weiß es nicht, Simon, ich glaube es, antwortete Gidel sanft.

Was sagte er?

Er sagte, daß Phillips todt sei und dir zweimalhunderttausend Thaler vermacht habe.

Und du hast gehört, daß er sich Legationsrath nennt und vom Ministerium des Auswärtigen geschickt ist? fuhr Levi mit einem beinahe drohenden Blick gegen den Fremden fort, einem Blick, der sein Signalement aufnahm und ihn gleichsam als Geißel festzuhalten suchte.

Der Legationsrath sagte: Sie werden Alles so finden, wie ich es Ihnen gesagt habe; ich kann noch hinzufügen, daß Sie wahrscheinlich etwas zu kurz gekommen sind. Auswärts stürzt man sich auf solche Hinterlassenschaften und läßt sich so wenig als möglich entgehen. Aber viermalhunderttausend Thaler sind doch immer noch ein recht hübscher kleiner Pfennig zum Theilen. Ich gratulire Ihnen. Gute Nacht!

Als er fort war, sahen sich Simon und Gidel beinahe dumm an. Von der innern Aufregung waren sie äußerlich wie gelähmt. Sich die Ankunft eines solchen Reichthums zu denken, ist sehr viel poetischer als sie zu erleben. Wenn man sie sich ausmalt, dann ist der Reichthum nicht materiell, nicht ein Haufen Silber, Gold oder Papier, sondern es ist die Erfüllung einer Sehnsucht, die Erreichung aller Ideale, eine Reihe glücklicher Bilder, die sich auf der Schwelle der Wirklichkeit zeigen, während die Seele mehr oder minder deutlich im Hintergrunde eine wunderbare Lichterscheinung erblickt, einen Geist, eine Fee, die Glücksgöttin selbst, mit der man sich heimlich verwandt fühlt, und durch die man sich im Augenblicke wie verwandelt und idealisirt erscheint. Kommt dagegen der Reichthum wirklich, so macht er wohl einen Augenblick den großen Eindruck der Ueberraschung; aber gleich darauf — statt der Bilder voll Schönheit und Phantasie — entstehen Pläne, die mit einer Begrenzung, ja vielleicht mit Aengsten verbunden sind. Er wirkt beinahe physisch; er fragt die Organe, welchen Genuß sie begehren, und läßt sie zu gleicher Zeit ihre Endlichkeit empfinden. Wie Alles, was neu und plötzlich eintritt, paßt er selten ganz in die gegebenen, gewohnten Verhältnisse hinein; meistens scheint es, als käme er zu spät; er bringt eine Art von Schmerz mit sich, und in einem Fall wie Levi's wird dieser Schmerz noch dadurch erhöht, daß dem Reichthum selbst, trotz aller Wahrheit, doch noch etwas zu fehlen scheint: er ist nur

als Verkündigung zugegen, das Geld ist noch nicht im Hause.

Endlich fand Simon Levi so ziemlich seine richtige Natur wieder und fing an zu sprechen: Reich? Zweimalhunderttausend Thaler... Gidel, kannst du das fassen? Kannst du es dir selbst anfühlen, daß du ein reiches Mädchen bist? — Denn das bist du! Bin ich reich, bist auch du reich — Narrenspossen, du hast meine Armuth zur Hälfte getheilt... na, ich will nicht sagen zur Hälfte... Aber ist eine Veränderung geschehen? Wir sind reiche Leute... Was heißt reich sein? Gidel, mir schwindelt. Kann ich mehr essen? Ich bin nicht hungrig. Kann ich mehr trinken? Kann ich mich drei Ellen lang ausdehnen und ein Gardist werden? — Du wirst ein schwarzseidenes Kleid kriegen, Gidel... Aber wenn du dann ein schwarzseidenes Kleid hast? Einmal werden wir doch Alle in den Sarg müssen, wie der arme Phillips — hm! der Arme! Wir werden in ein Stück Leinwand gewickelt, ein bischen Erde unterm Kopf — was ist alsdann Geld? Kannst du's mitnehmen? Narrenspossen, Etwas muß doch daran sein, ein Mann aus dem auswärtigen Ministerium kommt nicht mit bloßem Klatsch... Zweimalhunderttausend Thaler, zweitausend mal hundert Thalerscheine... achttausend Thaler jährlich, zu vier Procent gerechnet, und ich werde ein Narr sein und vier Procent machen. Was wäre das für ein Geschäft? Wir wollen nur fünf Procent sagen, macht zehntausend Thaler im Jahr... zehntausend Thaler

im Jahr, Gidel! Das macht dreißig Thaler täglich... Aber laß mich auch in Emmes*) dreißig Thaler täglich haben! — Was dann! Dreißig Thaler täglich, was ist das? — Gidel, ich will dir was sagen, wovon wir nicht gesprochen haben, seitdem wir ganz kleine Kinder waren: mein Rücken ist nicht ganz so gerade, wie anderer Leute ihrer. Narrenspossen, das habe ich nun so viele Jahre mit mir herumgetragen, ohne davon zu sprechen; aber könnte ich für siebenundzwanzig Thaler täglich den kleinen Buckel loswerden und mir drei Thaler sichern, und ein junger Mann sein, — oder für drei Thaler täglich den Buckel loswerden und siebenundzwanzig Thaler behalten, dann würde ich die dreißig Thaler täglich begreifen. Aber was thu' ich jetzt mit dreißig Thaler täglich? Der Buckel bleibt, und die zweimalhunderttausend Thaler kommen vielleicht nicht, und es ist besser, nicht daran zu glauben — obgleich, Narrenspossen! ein Mann aus dem Ministerium des Auswärtigen kann die Leute nicht zum Narren haben — — Gidel, was nützt es reich zu sein, wenn man kein Geld hat? Hier sitzen wir zwei reichen Leute — kannst du es mir ansehen? Kann ich es dir ansehen, du Nebbich?**) Was meint der liebe Gott damit? Will Er uns zwei Alten zum Narren haben? Na, laß uns sagen: Er will uns nicht zum Narren haben, sondern es ist Sein Wille,

---

*) In Wahrheit, wirklich.

**) Armé!

daß uns in unsern alten Tagen Nichts fehlen soll. Gesegnet sei Gott! — Gidel, ich möchte, daß ich heute Nacht schlafen könnte.

Er machte eine Bewegung, als wollte er in seine Schlafkammer gehen, blieb aber plötzlich stehen und sagte:

Und was wird mein Bruder, der Windbeutel, sagen?

Er wird sich freuen, sagte Gidel.

Ja, freuen wird er sich, und wie wird er sich freuen? Er wird gleich viermalhunderttausend Thaler von mir borgen wollen. — Gidel, ich sage es dir, ich mache es dir zur Pflicht: du darfst von den zweimalhunderttausend Thalern gar nicht sprechen.

Aber, Simon, glaubst du denn, daß das ein Geheimniß bleiben kann?

Geheimniß? Wer sagt, daß ich geheim halten will, daß ich das Bischen geerbt habe? Hörtest du nicht selbst, daß er sagte, ich sei betrogen worden, ich hätte noch viel mehr haben sollen? Hätten sie mich noch mehr betrügen können, sie hätten es gethan, darauf kannst du einen Eid leisten. Nun, laß die Schweilim (Hallunken) mir dafür auch Nutzen schaffen — laß uns sagen — Gott bewahre! sei's zur guten Stunde gesagt, und ich will nicht beim Wort genommen werden — aber laß uns sagen, daß sie mich um hundertachtzigtausend Thaler betrogen haben, dann behalte ich nur zwanzigtausend Thaler, von denen ich meinem Bruder erzählen kann, dem Windbeutel!

Er ist zu stolz, um dich um etwas zu bitten, Simon, sagte Gidel; aber Maßer mußt du ja einmal geben, und da kannst du's ebenso gut ihm wie einem Fremden anbieten.

Mein Bruder stolz! Ja, er ist stolz! Gegen wen? Gegen mich, weil ich ein armer Mann bin! Und gegen dich, weil du ein armes Mädchen bist! Aber es thut nichts! Er hat das Recht stolz zu sein! Er soll das Haupt der Familie sein! Thut es dir nicht leid, daß die Erbschaft nicht ihm zugefallen ist?

Simon, Simon! Du! sagte Gidel fast weinend, ist das der Segen, den der Reichthum ins Haus bringt?

Was habe ich denn gesagt, Gidel? Narrenspossen; trockne deine Thränen, dein Bruder Simon thut dir nichts zu Leide. Sprich kein böses Wort gegen den Reichthum. Er wird uns zum Segen, er soll uns zum Segen werden, mit Gottes Hülfe! Du und ich, wir sollen im Alter gute Tage haben. Wer weiß, vielleicht könnte noch ein Freier... ach, nun weiß ich, Gidelche, weßhalb du es stadtkundig haben willst, mit den zweimalhunderttausend Thalern. Du willst vom Kopf bis zur Fußspitze vergoldet sein, dann kommen sie gelaufen!

Gidel lachte und meinte: Ja, das ist der Grund.

Wie alt bist du, Gidel — lebe — lang — laß sehen, sieben und vierzig — in Emmes, Gidelche, du kannst noch heirathen; ich bezahle.

Scherze nicht so, Simon! Laß mich ein altes Mädchen sein und bei dir bleiben, bis ich die Augen schließe.

Gidel, davon darfst du nicht reden. Weißt du, seit ich älter geworden bin, habe ich oft einen Gedanken gehabt, und jetzt eben kam er wieder mit dem vielen Geld: wozu nützt es Alles? wir Menschen werden alle begraben. Entweder sterbe ich vor dir oder du vor mir, und Beides ist sehr hart, Gidel.

Sprich nur jetzt nicht davon, Simonche. Wir bleiben zusammen, wir Zwei.

Ja, falls du dich nicht verheirathest.

Simon!

Nun, nun, ich werde es nie mehr sagen, außer wenn du verlangst, daß die Leute von den zweimalhunderttausend Thalern erfahren sollen.

Wenn du's nicht willst, Simon, werde ich nicht davon sprechen.

Wenn du nicht sprichst, spreche ich auch nicht. — Wir wollen jetzt zu Bette gehen. Gute Nacht, Gidelche, versuche nun, wie ein reiches Mädchen schläft.

Es wird jetzt nöthig sein, ein paar Worte von jenem Bruder Simon Levi's zu sagen, den er aus vielen Gründen den Windbeutel nannte. Der Bruder war ein schlankgewachsener, schöner Mann, der sich, wenn auch etwas oberflächlich, christlichem Geist und christlicher Denkart angeschlossen halte und in ganz anderer Weise als Simon mit Christen verkehrte. In dieser seiner Leichtig-

keit lag Etwas, was Simon Levi schon vor Jahren Windbeutelei genannt hatte. Dann hatte der Bruder aber auch, mit Rücksicht auf seinen Umgang mit den Christen, seinen Namen ein klein wenig verchristlicht oder modernisirt. Eigentlich hieß er Mordochai, war aber von Kindheit an Mortche genannt worden, und die gewöhnliche Uebersetzung davon ist Marcus. Da jedoch auch dies ziemlich stark nach Judenthum schmeckte, hatte es Mortche nach und nach in Martin gemildert; das war nun nach Simon's Meinung eine neue Windbeutelei, obwohl ganz im Einklang mit allem Uebrigen. Mein Bruder Mortche-Martin pflegte er ihn zu nennen, aber doch nur gegen die Schwester Gidel; denn Simon war noch ein armer Mann und kritisirte nicht laut. Aber wenn die Gelegenheit es gab, pflegte er hinzuzusetzen: Wenn aus Mortche Martin wird, was wird dann aus Simon? Dann konnte er dasitzen und alle Namen durchgehen von Hans bis zu Gretel und sich daran halb ärgern, halb ergötzen; denn was soll ein armer Mann machen? Er muß sich bemühen, wie die Biene, auch aus dem Bittern Süßes zu saugen. Dies also war die zweite Windbeutelei. Die dritte und wesentlichste war, daß Mortche oder Martin eigentlich in bedrängten Umständen war, und gleichwol auf einem verhältnißmäßig großen Fuße lebte. Er war nun einmal ebenso sanguinisch, wie Simon melancholisch, und lebte des Glaubens, daß der liebe Gott schon für ihn sorgen werde, wenn er selbst sich nur wohl und munter hielte. Ich

werde doch nie reich genug, um meinem Sohne und meiner Tochter etwas zu hinterlassen, pflegte er zu sagen; mögen sie denn bei mir und meiner Frau eine frohe Jugend genießen und lernen mit Menschen umzugehen; nach meinem Tode werden sie's ebenso machen, wie ich nach meines seligen Vaters Tod: ich fand, was noththat zum Leben. Was nützt es, grämlich zu sein und sich vor der Zeit graue Haare wachsen zu lassen? Das konnte nun Simon Levi seiner Natur nach nicht verzeihen, zumal da der Bruder in Folge dieser Philosophie für Schwester Gidel niemals Etwas übrig hatte, oder doch nur sehr selten und dann nur sehr wenig, es vielmehr Simon allein überließ, für sie zu sorgen. Wenn die Gedanken diese Richtung nahmen, sagte Simon zu Gidel: Dein Bruder Mortche.

Von allen Anzeichen dafür, daß Mortche oder Martin zu groß lebte, war Simon keines unangenehmer, als daß er im Sommer Marquisen vor den Fenstern hatte. Simon wohnte Parterre auf der Schattenseite, der Bruder im dritten Stock auf der Sonnenseite, Simon empfand deßhalb nicht, daß der Bruder von der Sonne belästigt sein könnte; aber Eines wußte Simon bestimmt, und das war, daß weder seine Eltern noch seine Großeltern Marquisen gehabt hätten. Diese drei weißen Marquisen vor des Bruders Fenstern erschienen ihm wie weiße Flaggen, deren Wehen einen unnatürlichen Ehrgeiz, Frohsinn oder Jubel verkündigten, und niemals konnte er vorübergehen, ohne hinaufzusehen und zu

murmeln: Marquisen! Owaus Awauseinu*) Marquisen! — Aber es war Alles nur ein unterdrücktes Murmeln, denn Simon war ein armer Mann.

Mittlerweile waren Mortche's oder Martin's Kinder groß geworden, und er sprach davon, daß sein Sohn Friedrich — in der Synagoge hatte er bei seiner Geburt nach dem Großvater den Namen Schlaumo erhalten; aber Schlaumo oder Salomo**) läßt sich mit Friedrich übersetzen — die Geschäfte übernehmen sollte, und zugleich munkelte man davon, daß Friedrich in die hübsche Rieke Jakobson verliebt sei. Hübsch war sie, galt auch für ein munteres und gutes Mädchen; das war aber Alles, denn Jakobson schlug sich nur mit Mühe durch. Das schien indessen Mortche oder Martin nicht zu kümmern. Was brachte denn meine Frau mir mit? sagte er. Eine abgemachte Verlobung war es nicht; aber man sprach von den jungen Leuten, und Simon Levi, der das junge Mädchen kannte, konnte nicht umhin, Antheil daran zu nehmen. Gegen Dritte sprach er sich zwar nicht darüber aus; zu Gidel aber sagte er, als zum ersten Mal die Rede darauf kam: Tanzen zwei Meisim, wer bezahlt die Leisim?***) Seine Meinung war, daß Friedrich als ein hübscher, tüchtiger, aber unvermögender junger Mann eine gute, d. h. vermögende

*) „Väter unserer Väter!" Ein Ausruf.

**) Es ist von derselben Wurzel wie Scholem, Salem = Frieden.

***) Wenn zwei Todte tanzen, wer bezahlt die Musikanten?

Partie machen müsse. Doch ist es im Grunde eine Frage, ob diese Meinung bei Simon Levi mehr als Verstandessache war; von Herzen konnte er entweder nur den jungen Leuten Glück wünschen, oder auch, weil er selbst ganz übersehen ward, zufrieden damit sein, daß der Bruder nicht mit einer reicheren Familie in Verbindung käme, und dann behielt er doch zugleich mit seiner Windbeutelei vollständig Recht.

So standen die Sachen in dem denkwürdigen Augenblick, als Simon Levi die Nachricht von seiner großen Erbschaft erhielt.

In dieser Nacht schlief Simon nicht viel. Sobald er von dem Licht, das den Fremden beschienen hatte, und von Gidel, welche ihn gesehen und gehört hatte, entfernt war, verlor die Sache an Zuverlässigkeit. Er mußte diese erst durch Hülfe von Wahrscheinlichkeitsberechnungen wieder hervorrufen, oder richtiger durch Erwägung der Unwahrscheinlichkeit, daß Jemand hier Philpots kennen und Etwas über ihn und seine Jugendbeziehungen zu ihm, Levi, wissen sollte, um sich dessen zu einem grausamen Scherz zu bedienen. Aber jedesmal, wenn ihm die Sache dann wahrscheinlich wurde, wurde sie auch zu groß, um recht wahr zu sein, und eine neue Unruhe bemächtigte sich seiner bei der Frage, in wie fern er ein Recht habe, am nächsten Tage, als am Sabbath, ins auswärtige Ministerium zu gehen, um in einer Geschäftssache Gewißheit zu erlangen. Er bewies sich selbst, daß die Sünde genau betrachtet nicht

groß sei, oder doch wenigstens verzeihlich, und dabei schlief er auf einige Augenblicke ein; aber als er erwachte und aufstand, kamen die Bedenken wieder. Theils erschreckte ihn der Gedanke, einem Manne gegenüber zu stehen, der ihm eine plötzliche, entscheidende, vielleicht zerschmetternde Gewißheit geben würde, theils hatte er das abergläubische Gefühl, als ob der Reichthum wieder entschwinden könnte, falls er Gott im Geringsten versuchte und an einem Sabbathe darnach griffe.

Als er zur gewöhnlichen Zeit in die Synagoge kam und unbeachtet wie immer nach seinem Stand in einer der untersten Reihen an der Seite ging, sagte er zu sich selbst: Hi, jetzt sollte mit zolllangen Buchstaben an mir zu lesen stehen: Hier kommt ein Mann von zweimalhunderttausend Thalern — dann würden wir sehen! Was würden wir sehen? Nein, wir würden nicht sehen! Sie würden fragen: Simon, wo sind die zweimalhunderttausend Thaler?

Seine Nachbarn, kleine Leute wie er selbst, begrüßten ihn mit dem Wunsch eines guten Sabbaths. Da der eigentliche Gottesdienst noch nicht angefangen, hatte man auch ein wenig Zeit, sich gegenseitig nach dem Verlauf der Woche zu erkundigen. Einer zog die Schultern auf joviale Weise und sagte, man müsse sich in Das finden, was Einem gegönnt werde. Ein Anderer klagte über die schlechten Zeiten. Ein Dritter sagte, daß er Tags zuvor einen unerwartet guten Handel gemacht und zwanzig Thaler verdient habe. — Contant?

fragte Simon Levi. Ja. — Pischt! das ist mehr als ich sagen kann. — Diese Zweideutigkeit ergötzte ihn, aber ihm war doch sonderbar zu Muthe: wie einem Königssohn, dessen Herkunft plötzlich entdeckt ist, und dessen Legitimitätsbeweise nun dem König zur Entscheidung vorliegen; oder wie einem Vogel, der flügge werden und gleich auffliegen wird, zum allgemeinen Erstaunen Derjenigen, die ihn für einen kleinen buckligen Commissionär gehalten hatten. Wie es uns oft ergeht, wenn wir inbrünstig Etwas für uns selbst wünschen, daß das Herz von inniger Liebe zu Gott zu schwellen scheint, der uns das Gewünschte geben kann, so wurde Simon sehr fromm gestimmt und versprach in großen aber unbestimmten Zügen, welch ein Mann für die Synagoge und die Gemeinde er werden wollte. Da trat ein Mann herein, den er als Besitzer einer halben Million kannte. Es war ein stattlicher, großer Mann, mit selbstbewußten Mienen, aber zugleich mit einem Ausdruck von Ernst und Frömmigkeit. Er ging nach einem Platz nahe beim Betpult.

Ein Mädchen, die im Theater von der Galerie aus ihren Geliebten eintreten sieht, kann ihm nicht mit größerer Aufmerksamkeit folgen, als Simon Levi mit seinen kleinen scharfen Augen allen Schritten dieses Mannes. Er wurde von Niemand mit sklavischer Ehrfurcht empfangen; Niemand grüßte ihn tiefer, als er selbst grüßte; aber dennoch lag in dem vertrauten Blicke, mit dem die Vornehmeren grüßten, in der Achtung, die

gleichsam in der Atmosphäre war, die den Mann umgab, ein Etwas, wobei Simon Levi sich sagen mußte, dies erwerbe sich nicht allein durch zweimalhunderttausend Thaler oder mehr, sondern es sei zugleich durch Geburt und Familienverhältnisse, durch die Wirksamkeit eines ganzen Lebens bedingt. Mit scharfem Verständniß erfaßte er die Begrenzung seiner eigenen Persönlichkeit und fühlte, daß ihm in gewisser Beziehung der Reichthum zum Schmerz werden würde. Von Neuem und bestimmter als am Abend vorher beschloß er, daß Niemand genaue Kunde von der Erbschaft haben solle; daß er nicht den äußeren Schein des Reichthums suchen wolle, sondern seine Wirklichkeit; und dann kam ein Augenblick, aber auch nur ein Augenblick, wo er ihm gleichgültig ward.

Am nächsten Morgen reis'te er in der Frühe nach der Fabrik bei Helsingör und fragte dort bei Caröes an, ob sie Etwas wüßten. Es schien, als wollte er sich der Entscheidung auf so weiten Umwegen wie möglich nähern. Sie antworteten, daß eine Anfrage gekommen sei; da aber Ferdinand und seine Frau abwesend seien — er hatte ein Schiff zu führen bekommen —, so wüßten sie weiter nichts, als daß ihm in Südamerika eine Erbschaft zugefallen sei.

Levi holte tief Athem. Hier begegnete ihm also die Sache in wirklicher Gestalt. Er sagte: Ich frage, weil es mich interessirt, daß Herr Caröe reich wird, und

weil ich bei derselben Gelegenheit auch ein Bischen kriegen werde.

Sollen Sie denn nicht zu gleichem Theil mit Ferdinand erben? fragte man.

Ich soll einen Theil haben; aber es sind große Hallunken drüben in Südamerika: ich kriege nur zwanzigtausend Thaler. Aber auch das ist gut, und ich bin sehr zufrieden damit!

Die Caröes nahmen es arglos für Wahrheit hin; somit fühlte Levi sich sicher, daß er von dieser Seite nichts zu befürchten habe, und daß man die Sache so darstellen werde, wie er es wünschte.

Aber er konnte es denn doch nicht hindern, daß das Gerücht sich schnell über Kopenhagen verbreitete, und daß es nicht bloß die Wahrheit erzählte, sondern diese sehr übertrieb. Er beschloß als kluger Mann, sich dem Strom nicht gerade entgegenzustemmen, so lange er am reißendsten war.

Ja, sagte er, ich erbe eine Million. Wollen Sie sie mir für neunmalhunderttausend Thaler abkaufen?

Kam Einer und fragte, ob es nicht zweimalhunderttausend Thaler seien, dann antwortete Levi: Wollen Sie mich zum Besten haben? Gönnen Sie mir nicht mehr als zweimalhunderttausend Thaler? Es sind dreimalhunderttausend Thaler nebst Stallung und Wagenremise und Alles im Hause frei. Ich hoffe auf Ihren freundlichen Besuch, wenn ich meine Wagenremise erst habe.

Pfiffig war er; aber er hatte es auch mit geriebenen Leuten zu thun, die die Spur nicht verloren, wie sehr er sie auch zu verwischen suchte. Inzwischen kam Verschiedenes hinzu, um die Leute dennoch unsicher zu machen. Es währte lange, bis die Gelder wirklich ankamen, so lange, daß man schon anfing über die Gold- und Silbergruben zu lächeln, die Simon Levi in Peru und Mexiko hätte. Als das Geld endlich kam, kam es doch nicht auf einmal, sondern in Terminen, so daß selbst wohlunterrichtete Leute dem Gerücht von den großen Summen widersprachen. Und damals gab es in Kopenhagen noch keine scharfblickende Einschätzungscommission, die es einem ehrlichen Manne verwehrte, ohne Bürgerbrief still zusammengebückt über seinen Reichthümern zu sitzen, ohne Steuern zu zahlen oder seinen Status gar im grünen Buche zu veröffentlichen.

So wurde Levi's Wunsch erfüllt. Aber als nun das Ganze oder doch der größte Theil der Erbschaft in seinem Besitze war, verfiel er einer großen Inconsequenz. Wie viel hatte er gelitten von Neid, von Schadenfreude, von all den Stimmungen, die durch die beständig wechselnden Gerüchte erzeugt waren! Er war aus seiner ganzen bisherigen Lage hinausgeschoben worden, aus der Klasse von Menschen, der er bis dahin angehört hatte, wenn auch nicht aus Freundschaft, so doch um der kameradschaftlichen Beziehung willen, wie gleiche Umstände sie bedingen. Einen Augenblick war er ihnen zu reich geworden; im nächsten Augenblicke war es nur eine Seifen-

blase mit den Farben des Reichthums gewesen; dann hatte er wohl wieder eine gewisse Achtung erlangt, jene sociale Achtung, die man dem vermögenden Manne immer zollt, aber hieran hatte sich weder Freundschaft noch Verkehr geschlossen: an Rang war er in eine höhere Klasse gestiegen, aber es war nur ein titulärer Rang, die Person blieb, was sie gewesen war — er war und blieb der kleine Commissionär ohne Bildung und ohne Einfluß. Hierdurch nun schmerzlich gekränkt, wollte er plötzlich seinen Zauberstab schwingen und in seiner ganzen Herrlichkeit hervortreten. Er hatte bei einem Feste fünfhundert Thaler an die Armen gegeben; bei diesem Anlaß beehrte man ihn in der Synagoge mit einer Mitzwo (einer gewissen Ceremonie, beim Lesen der Thora), und da dergleichen im Voraus angeordnet wird, und zwar mit derselben Sorgfalt, wie irgend welche Hofceremonie, so hatte er sich auf den Tag vorbereiten und Anstalten zu einem großen Festessen in seinem Hause treffen können. Nur die Gäste fehlten; aber die lud er in der Synagoge ein. Er wendete sich zuerst, mit Angst und Demuth im Herzen, an jenen stattlichen reichen Mann, und bat ihn um die Ehre u. s. w. Der stattliche Mann beschloß, weil die Einladung in der Synagoge geschah, Gott ein wohlgefälliges Opfer zu bringen und sich herabzulassen; er antwortete mit seiner tiefen Gutturalstimme: O, ja, warum nicht? für einmal. Ich werde kommen. Andere antworteten auf eine mehr wohlerzogene Art mit Ja, wieder Andere entschuldigten sich. Levi lud auch einige

Aermere ein, alte Bekannte. Einer von ihnen hatte genau Acht gegeben, wer zuerst eingeladen ward und antwortete: Ich bin zu gering für Eure neue Gesellschaft. Gleich und gleich gesellt sich gern. In den letzten Worten lag für Simon eine grausame Ironie; gegen seine Gewohnheit hatte er kein Wort der Erwiderung.

Die Gesellschaft begab sich in sein Haus, und im Grunde ging Alles sehr gut, ausgenommen für Simon. Er mochte sich immerfort wiederholen: Ich bin ein Mann von zweimalhunderttausend Thalern, war aber nicht im Stande, sich von seiner eigenen Person loszumachen, und die Rolle des Wirthes mit Freiheit zu spielen. Er wußte, daß der Wirth zwar der Geringste in seiner Stube ist, aber doch zugleich der Erste, daß er den angesehensten Gast in der rechten Weise ehren soll u. s. w. Aber jedesmal, wenn er sich mit dem Rechte des Wirthes jenem stattlichen Manne nähern wollte, fühlte er sich wie im Schatten eines Thurmes, der hoch über ihn hinausragte, nicht nur durch das Verhältniß von fünfmalhunderttausend zu zweimalhunderttausend, sondern vielmehr durch jenes Unbeschreibliche: die Autorität vieler Jahre. Unwillkürlich stand er nach Verlauf weniger Minuten immer wieder in der Ecke, im Gespräch mit seinem ärmsten Gast. Er fühlte das Schiefe seiner Lage und ergriff jede Gelegenheit, um aus der Stube zu kommen und fern von Allem zu sein. Die beiden alten Geschwister hatten einen schrecklichen Augenblick in der Schlafkammer. Man sollte zu Tisch gehen, und Simon

meinte, daß es an Gidel sei, hineinzugehen und dem vornehmen Mann den Arm zu bieten. Hineingehen wollte Gidel schon, nur meinte sie, der vornehme Mann müsse ihr den Arm bieten: aber falls er's nicht thut, Simon? — Falls er's nicht thut? sagte Simon vor Angst und Wuth erblassend und außer Stande, sich zu rühren. — Simon leb, sagte endlich Gidel, zu Tisch müssen sie. Geh du hinein und sage ihm: Seid mauchel*) und führe ihn zu Tisch. — Nach einigem Zaudern antwortete Simon: Ich will hineingehen und ihm sagen: Seid mauchel, und will er mir nicht mauchel sein — na! so lebe ich morgen doch noch, falls es des allmächtigen Gottes Wille ist!

Bei Tisch herrschte natürlich nicht der gesellschaftliche Ton, welcher auf Gemeinschaft der geistigen Interessen beruht. Eine wie hohe Bedeutung die Religion auch hat, so ist doch weder die Kirche noch die Synagoge der Ort, an welchem man seine Gesellschaft ohne andere Rücksicht wählen soll. In der Regel haben jedoch zufällig zusammengeführte Juden etwas Gemeinsames, zu dem die Unterhaltung ihre Zuflucht nehmen kann, nämlich die Freude an polnischen Geschichten. Eine wunderbare Naivetät, gepaart mit Pfiffigkeit, Unverschämtheit, schlagendem, sprudelndem Witz und Selbstironie, scheint vorzugsweise die polnischen Juden auszuzeichnen; Anekdoten von ihnen werden von der Leipziger Messe aus über

*) wenn's Ihnen gefällig ist.

alle Lande verbreitet, wo die Juden jenen Jargon verstehen, ein Gemisch von Deutsch und Hebräisch, den man Mauscheln nennt, und der durch seinen eigenthümlichen Rhythmus und seine Wortspiele diesen Geschichten ihre eigenthümliche Würze giebt. Während der Mahlzeit, die Anfangs still und steif war, fing erst Einer an, seinem Nachbar eine solche Geschichte zu erzählen, ein Zweiter erinnerte sich auch einer guten, und ein Dritter hatte eben eine neue gehört. Bald war man so gemüthlich, wie es eine Gesellschaft durch gemeinschaftliches Lachen werden kann. Der stattliche Mann verlangte nicht das Wort zu führen; er gestattete gutmüthig, daß man ihn durch Erzählen unterhalte. Als Simon Levi diese glückliche Wendung der Dinge beobachtete, schwamm er in einem Meer von Glückseligkeit und wähnte sich einen wahren Balboes, einen großen Wirth. Aber das Schicksal wollte, daß eine geringfügige Kleinigkeit ihn von seiner ganzen Höhe wieder herabstürzen sollte. In einer christlichen Tischgesellschaft würde bei so lustigen Geschichten auch die Stimmung wachsen und durch den Wein erhöht werden. Aber die Juden trinken sehr wenig. Sie gehen nicht leicht aus ihrer Natur heraus, aus ihrer kühlen, für praktische und religiöse Leute passenden Besonnenheit; denn sie wissen, daß die Mahlzeit mit dem würdigen Hersagen des langen hebräischen Dankgebets schließen soll. Man hört nie ganz auf, eine Gemeinde zu sein, deren religiöses Gepräge mit dem nationalen vermischt ist. So geschah es, daß die durch die polnischen Geschichten hervorgerufene

Gemüthlichkeit in eine offenherzige und vertrauliche Besprechung der jüdischen Verhältnisse im Allgemeinen überging. Aus einer Stadt war eine Verfolgung zu berichten, anderswo hatten einer oder mehrere Juden sich emporgeschwungen. Die Fehler der Juden wurden besprochen, und als Beispiel dafür wurde von Einem erzählt, der die Christen mit seinem Reichthum herausforderte, sich überall vordrängen wollte, intriguirte, sich wichtig machte, zuletzt aber gedemüthigt worden sei. Da nahm der stattliche Mann das Wort: Geschieht ihm Recht! Chutzpo!*) Es geschieht ihm ganz recht! Man stellt sich nicht auf die Fußspitzen, wenn man auch ein reicher Mann ist. Geld ist viel, Geld ist aber nicht Alles.

Der stattliche Mann dachte bei diesen Worten vielleicht gar nicht an Simon Levi, und die Anderen im ersten Augenblick auch nicht. Aber Simon empfand sie als Anspielung, und vielleicht war eben der Ausdruck seines Gesichts für die Anderen der Anlaß, die Worte noch einmal zu hören. Die Natur des Gesprächs hatte von selbst eine Pause herbeigeführt; jetzt wurde sie peinlich, und Keiner wußte sie zu brechen. Es fiel ein Wink, daß es Zeit sei zum Benschen (das Tischgebet hersagen), dadurch ward Simon vom Starrkrampf, der ihn befallen hatte, befreit. Aber er vergaß sich bis zu dem Grade, daß er, anstatt den Würdigsten oder Vornehmsten dazu aufzufordern, das Gebet selbst

*) Unverschämtheit!

vorsprach. Während er mit allen äußeren Zeichen der Devotion, mit geschlossenen Augen und schaukelndem Oberkörper das Gebet sprach, ward er seines Fehlers eingedenk, bereute ihn, aber freute sich dennoch in gewissem Sinne darüber aus Trotz und Aerger, dachte an seinen Reichthum, fand ihn nicht hinreichend und fühlte sich unglücklich.

Als das Ganze vorüber und die Gäste fort waren, sagte Simon Levi nach langem Stillschweigen zu Gidel: Na, einmal ist keinmal! Einmal war ich meschugge*) Nach einer neuen, langen Pause fügte er mit der wunderlichen jüdischen Selbstironie hinzu: Höre, Gidel, weißt du was? Ich verstehe es nicht. Man sagt doch, daß das Glück eine Nekeiwo**) sei. Nun, sie soll willkommen sein! Aber was wollte sie bei mir? Ich verstehe es nicht. Weßhalb ging sie nicht lieber zu einem jungen, hübschen Mann? Kannst du mir das erklären?

Gidel antwortete: Willst du's wissen, Simon?

Ob ich es wissen will! Weßhalb fragt man! Kannst du antworten?

Weil ein junger Mann vielleicht Alles selbst behalten würde; du aber kannst jungen Männern geben.

Hm! sagte Simon und gerieth plötzlich in einen Gedankengang, der ihm durchaus nicht angenehm war.

---

*) toll, aber das Wort hat eine unübersetzbare komische Bedeutung.

**) Frau.

Lange ehe er seine ganzen zweimalhunderttausend Thaler unter Schloß und Riegel hatte, gleich bei der ersten Einzahlung war für Simon Levi eine peinliche Frage eingetreten: wegen Maßer (den Zehnten). Nach dem Gesetz nämlich soll man den zehnten Theil von seinem Erwerb an die Armen geben, und viel mehr Juden, als man wohl glaubt, kommen in der That noch heute diesem rein moralischen Gesetze nach. Als aber Simon Levi anfing, an diese Pflicht zu denken und Betrachtungen darüber anzustellen, schien ihm ein großer Unterschied zwischen Demjenigen zu sein, der ein regelmäßiges Einkommen hat, von dem er jährlich sein Zehntel giebt, und Dem, der plötzlich zu einem großen Betriebscapital kommt. Sollte er nach dem Buchstaben des Gesetzes den zehnten Theil des ganzen Capitals, also zwanzigtausend Thaler geben, oder jährlich den zehnten Theil von den Zinsen des Capitals? Zwar würde dem Anschein nach in beiden Fällen das Resultat dasselbe bleiben; aber die Rechnung war diese: Wenn ich auf einmal zwanzigtausend Thaler gebe, dann muß ich demnach jährlich den zehnten Theil der Zinsen von den übrigen hundertachtzigtausend Thalern geben; behalte ich dagegen die zwanzigtausend Thaler, so kann ich jährlich die Zinsen davon geben, und die mögen denn für das Ganze ausreichen. Zwanzigtausend Thaler auf einmal! sagte Simon bei sich selbst. Welcher rechtschaffene Kopenhagener wird zwanzigtausend Thaler geben, weil ihm aus Südamerika eine kleine Erbschaft zufällt? Wer würde der Nächste dazu sein? Mein Bruder!

Bedarf er's? Hat er nicht sein Brod im Hause? Kriegte er zwanzigtausend Thaler, er würde auffliegen und Kikeriki schreien, wie ein Hahn, und mir auf den Nacken treten und der Erste in der Familie sein, und dann würde er mit meinem Gelde speculiren und sich selbst ruiniren, der Windbeutel!

Aber hiermit war die Sache keineswegs abgethan. Gesetzt auch, daß seine Angabe vor Gott als officiell gelten könnte, daß er sich mit Recht als verantwortlicher und steuerpflichtiger Besitzer von nur zwanzigtausend Thalern betrachten und den Rest ganz und gar für sich behalten könnte, so hatte er die Gelder doch so angelegt, daß er von einigen fünf oder sechs, bisweilen sieben Procent, von andern nur vier Procent erhielt. Welche von diesen gehörten dem lieben Gott? Der officielle Zinsfuß war vier Procent.

Endlich wurde die Sache durch einen letzten Umstand völlig verwickelt. Wir haben gesehen, daß Levi an jenem Fest fünfhundert Thaler an die Armen gab. Im Voraus hatte er seinem Bruder Mortche oder Martin tausend Thaler gegeben, in der Meinung, einen guten Handel damit zu machen. Der Bruder war zu ihm gekommen; mit jener für Simon unwiderstehlichen Leichtigkeit, Vertraulichkeit und Herablassung hatte er ihn gezwungen zu reden und, wenn auch unbestimmt, doch einzuräumen, daß die Erbschaft eine recht hübsche Summe sei. Darauf hatte der Bruder, ganz wie im Vorübergehen, etwas von einem Wechsel von tausend Thalern geäußert, den er be-

zahlen sollte, und Simon hatte, um für seine unvorsichtige Rede nicht mit einer höhern Summe zu büßen, dem Bruder gleich gesagt: Laß das Maßer sein! Und der Bruder hatte es angenommen, scheinbar von Herzen zufrieden, aber überzeugt davon, daß viel, viel mehr Geld da und Simon vor Gott sein Schuldner sei.

Dies waren also fünfzehnhundert Thaler, und außerdem hatte Simon im Verborgenen hie und da etliche Summen zum Belauf von ein paar hundert Thalern gegeben, die er kaum wagte, Gott auf Rechnung zu setzen, denn diese Wohlthaten hatten ihm selbst Freude gemacht; aber er führte sie doch zu Buch. Im Ganzen circa siebzehnhundert Thaler.

Falls man nun die Geduld hat, die Rechnung anzustellen, so wird man sehen — Levi's officielle Angabe von einer Erbschaft von zwanzigtausend Thalern als richtig vorausgesetzt — daß seine Jahreseinnahme nach einem Zinsfuß von vier Procent sich auf achthundert Thaler belief; er stand also, nach dieser Rechnung, vor Gott in einem Vorschuß von nicht weniger als neunhundert Thalern.

Ja selbst falls die Zinsen von den zwanzigtausend Thalern ganz ungereimt hoch zu sieben Procent angesetzt würden, also zu vierzehnhundert Thalern, stand er im Vorschuß mit dreihundert Thalern.

Wäre nur nicht das einzige Unangenehme bei diesem günstigen Status gewesen, daß er nur officiell war, während das Gewissen eine andere Rechnung machen konnte und keine andere Entschuldigung hatte, als, da er nicht die

volle Freude des Reichthums habe, so brauche er auch nicht die volle Steuer zu zahlen. Aber es giebt vielleicht manchen geehrten Mitbürger, der bei der Selbstangabe der Einnahmen in ein ähnliches Dilemma der Frage gegenüber geräth, was Vermögen und was Einnahme sei; wie hoch er nach seinem Dafürhalten zu besteuern, und wie hoch die Steuercommission glauben würde, ihn einschätzen zu müssen.

In Levi's Gewissen blieb die Unruhe stecken, zwei verschiedene Rechnungen gemacht zu haben, die nicht stimmen wollten, und sie ließ ihn bisweilen Dinge thun, die man nicht verstehen konnte. Da kam er einmal zu einer Gemäldeauction, nicht um zu kaufen, sondern um Menschen zu sehen und ein wenig zu plaudern, denn er langweilte sich jetzt oft. Dort fand sich ein Kunstkenner oder Kunstliebhaber, der, als er Levi traf und sich ihn gut betrachtete, ihm wohl keine Kunstbegeisterung zutraute, sondern ihn für einen Käufer hielt. Er erzählte ihm, daß namentlich einige der Gemälde Aufmerksamkeit verdienten. Der Künstler sei todt, habe im Leben gegen Armuth und Verlassenheit gekämpft und jetzt erst erkenne man sein Talent. Levi kaufte auf Einmal für mehr als tausend Thaler, theils weil er sich plötzlich an Maßer erinnert fühlte und in den Künstlern einige der Armen sah, denen er, streng genommen, Geld schuldete; theils wollte er aber auch den Christen zeigen, daß man nicht vergebens an einen Juden appellirt, und schließlich hatte er zu Hause so viele leere Wände. Gleich darauf fand sich der beunruhigende Zweifel

ein, auf wessen Conto er die tausend Thaler setzen solle. War es ein neuer Vorschuß an den lieben Gott, oder Abzahlung der Schuld, oder keines von beiden, da er doch selbst die Gemälde behalten hatte? Aber, wie er sich selbst ganz richtig sagte, würde er sich für seine eigene Person jemals die Verschwendung erlaubt haben, Gemälde zu kaufen? Würde er sich nicht mit Kupferstichen oder Lithographieen begnügt haben? Auf wessen Rechnung also kämen die tausend Thaler?

Sein Verstand, der das Gesetz nur zu gut kannte, gab die Antwort außerordentlich klar und unangenehm; sein Gewissen hüllte sich in Dunkel und fand einen, nur aber nie genügenden Versteck.

Falls ein Mensch beständig an seine Sünden oder an seine Schuld gegen Gott denken sollte, müßte er es zur völligen Sühne bringen, oder den Verstand verlieren. Die milde Natur, die uns sündhaft machte, hat uns aber auch bis zu einem gewissen Grade ein Mittel gegen die Angst der Sündhaftigkeit gegeben: wir können an andere Dinge denken. Und Simon Levi fand für eine Zeitlang andere Dinge zu bedenken, zunächst in Folge des Gemäldeankaufs. Dieser lenkte wieder die Aufmerksamkeit auf ihn und seinen Reichthum, und man kam zu dem Resultat, daß er sehr vermögend sein müsse, aber es nicht verstehe, mit Geld umzugehen. Kurz, man vermuthete, daß er eine Schrulle hätte. Dieses veranlaßte, daß sich ein Mann mit einem Vorschlag an ihn wandte. Im Auslande lebte ein sehr vornehmer, aber auch sehr verschuldeter

Herr, der ein Anlehen machen und zugleich Bürgschaft stellen wollte, aber freilich erst auf die sechste oder siebente Priorität seines Grundbesitzes; der regierende Fürst jedoch, sein Anverwandter, obwohl er nicht gerade für das Anlehen garantiren wollte, interessirte sich doch dafür und war erbötig, den Darleiher mit einem Ritterkreuz zu belohnen. Trotz Simon Levi's großer Klugheit loderte es bei dieser Versuchung doch in ihm auf. Sein Reichthum hatte ihm bisher so geringe Befriedigung gewährt, so wenig äußere Achtung und innere Ruhe gebracht! Nicht einmal in seiner Familie war er sicher, der Erste zu sein; sein jovialer, schlank gewachsener Bruder, der von ihm Geld annahm, brauchte sich nur zu zeigen, um ihn zu überragen. Aber falls er ein Ritterkreuz bekäme! Falls in den Zeitungen stünde, daß der Particulier Simon Levi zum Ritter von dem und dem Orden allergnädigst ernannt sei! Seine Bekannten würden fragen, was er denn gethan habe. — Na, dann fragen sie! Die Leute werden des Fragens schon müde, wenn sie keine Antwort kriegen. Mögen sie's bemäkeln! Nach einer Weile sitzt der Orden doch fest und sieht aus wie jedes andere Verdienst. Und wenn ich am Sabbath mit Gidel am Arm aus der Schul'*) komme, und wir durch die Nordstraße nach dem Wall gehen, bei der Feuerwache vorbei, da muß die Feuerwache das Gewehr präsentiren, und gehen wir bei der Amalienburg vorbei, dann müssen die Gardisten mit ihren großen Pelzmützen das

*) Die Synagoge.

Gewehr präsentiren! Da giebt's keine Ausrede! Sie müssen! Welch eine Szechie *) für Gidel, die Arme, das zu erleben! Und komme ich zu meinem Bruder — Narrenspossen! hat's in der Zeitung gestanden, dann muß er's respectiren, und denkt er, so denk' ich auch und sage zu mir selbst: Wenn man ein Kohtzin**) ist, kann man sich einen Orden kaufen — was kannst du mir anhaben?

Es entging aber Simon Levi's Aufmerksamkeit nicht, daß, wenn sich in einer solchen Angelegenheit ein gewöhnlicher Commissionär an ihn wandte, die Sache in finanzieller Hinsicht nicht ganz rein sein müsse. Es war ihm klar, daß er Geld verlieren sollte; er wünschte nur genau zu sehen, wie viel wirkliche Sicherheit er habe, und wie viel dabei verloren gehen sollte. Als die Unterhandlungen anfingen, wollte man nicht recht heraus mit der Sprache, wahrscheinlich, weil man nichts Solides aufzuweisen hatte, und es zeigte sich eine neue, unerwartete Schwierigkeit. Als man nämlich betreffenden Orts erfuhr, wer den Orden erhalten sollte, wurde man stutzig. Die Verhältnisse waren der Art, daß man sich für den Augenblick nicht blosstellen wollte, indem man einen Mann decorirte, der, wie es schien, wohl ehrlich und geachtet, aber doch nur ein kleiner Jude in einer kleinen Nebenstraße war, nicht einmal ein Wechsler, geschweige Banquier. Dies erfuhr indeß Levi nicht. Man hielt ihn hin, um ihn doch viel-

---

*) Freudige Begünstigung.
**) Reicher Mann.

leicht zu brauchen, wenn alle anderen Stricke rissen. Der betreffende vornehme Herr schrieb ihm sogar mehrere herablassende Briefe, worin zugleich angedeutet war, wie edel es wäre, falls er, Levi, erst ein Verdienst erwürbe und dann den Lohn erwartete. Aber so dumm war Simon Levi nicht.

Während Levi mit dieser Fata Morgana beschäftigt war, kam auch sein Gewissen zur Ruhe. Er beschloß, ein Legat zu stiften; nach seinem Tode sollte eine Stiftung für alte Jungfern errichtet werden, unter dem Namen: „Ritter S. Levi und Schwester Gidel Levi's-Stiftung." Einmal jährlich sollte ein besonderer Gottesdienst stattfinden, wobei sein Name erwähnt und ein Lied abgesungen werden sollte. Er genoß in Gedanken die Ceremonie, als wäre er zugegen. Mit Rücksicht auf seine Rechnung sagte er dann zu sich selbst: Bin ich ein Nachtschwärmer? ein Säufer? ein Spieler? Will ich das Geld verschwenden, das mir der liebe Gott geschickt hat? So wenig ist das meine Absicht, daß es sich noch vermehren soll! Wie hätte Er, Gott verzeih mir, einen besseren Verwalter als mich finden können, wenn ich selbst nur auch ein bischen frei schalten dürfte?

Dies war eine glückliche Zeit für Simon Levi; aber wie jedes Glück, das zu sehr auf Phantasie gebaut ist, sollte es nicht von Dauer sein, und der Stoß, der ihn traf, kam nicht nur von einer Seite.

Ein Gewitter war ganz in der Nähe aufgegangen. Simon's Bruder Mortche oder Martin war nun einmal

von sanguinischer Natur; die ihm geschenkten tausend Thaler mit der zugleich gewonnenen Ueberzeugung, daß ihm viel mehr zukäme, veranlaßten ihn zu Speculationen. Anstatt seinem Sohn das Geschäft zu übertragen und ihn heirathen zu lassen, packte er es selbst mit neuem Eifer an, damit Sohn und Schwiegertochter etwas Erkleckliches vorfänden. Der Plan für ein solches Geschäft ist sehr einfach, man kauft in großen Partieen auf Credit und verschafft sich einen verhältnißmäßig großen Vortheil, indem man in kleinen Partien auf Credit wieder verkauft; so lange die ausstehenden Forderungen richtig eingehen, giebt es einen wirklichen Ueberschuß. Die Umstände waren Mortche günstig. Man gab ihm Credit, theils weil er beliebt war, theils weil man in Kopenhagen wie in Hamburg annahm, daß sein Bruder dahinter stehe. Eine Zeitlang ging ihm auch sein Guthaben mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes ein; er bezahlte seine Creditoren, bekam neuen Credit und erweiterte das Geschäft. Er hatte einen Bürgerbrief als Großstädter gelös't. Jetzt sollte der Sohn sein Compagnon werden; bei Jakobsons wurde officiell angehalten, und die Hochzeit war auf den Herbst festgesetzt. Da gab es denn in beiden Familien viel Feste. Wohl sah Simon Levi den Bruder immer mehr damit drohen, der Erste in der Familie zu werden; aber er fand sich darein und nahm mit stiller Würde Theil an den Festlichkeiten; sein Blick haftete am künftigen Ritterkreuz.

Plötzlich aber fallirte ein Hamburger Haus, und

damit fiel eine der Stützen des großen, aber gebrechlichen Gebäudes, das Mortche Levi so schnell errichtet hatte. Die Gefahr lag nicht nur darin, daß man diesem Hause Geld schuldete, sondern viel wesentlicher noch darin, daß es mit vielen Kaufleuten in den Provinzen, Debitoren des Hauses M. Levi, in Geschäfte verwickelt war. Wie Viele würden sich von ihnen halten? Augenscheinlich konnte man hie und da sein Geld retten, indem man die betreffenden Kaufleute schonend behandelte, um ihnen über die Krise hinweg zu helfen. Kurz, das Haus Mortche Levi brauchte Geld und abermals Geld.

Wer war näher als Simon? Mortche ging auch sogleich zu ihm, aber zu einer höchst unglücklichen Stunde, denn Simon hatte eben erfahren, daß der vornehme Herr sich auf eine andere Art aus der Klemme gezogen hatte, das leuchtende Ritterkreuz war aus dem Gesichtskreise verschwunden, er saß im Dunkel, gleichsam wie in einen tiefen Brunnen gefallen und fühlte sich so erbärmlich klein, zornig gegen das Schicksal, zornig gegen sich selbst, weil er gehofft und geglaubt hatte und ein Beheimo*) gewesen war.

Mortche sah sein finsteres Gesicht, aber er nahm an, daß Simon schon um die Sachlage wisse, und er kannte das aus alter Erfahrung, daß ein Mann, der Geld hergeben soll, wie ein Stück Eis ist, das allmählich aufgethaut werden muß. In diesem Falle meinte er doch

*) Dummkopf.

werde es keiner großen Anstrengung bedürfen. Er hatte das stolze Gefühl nicht verloren, Großstädter zu sein. Er war davon überzeugt, daß sein Haus eigentlich „gut“ und sein Geschäft „hübsch“ sei; es handelte sich um kein Geschenk, sondern um ein Darlehn, das ihm aus der augenblicklichen Verlegenheit heraushelfen und ihn noch höher als vorher stellen sollte. Er ahnte nicht, daß eben dies das größte Opfer sei, daß er in diesem Augenblicke vom Bruder verlangte. Simon sollte ihn heben und sich dadurch selbst noch tiefer herabsetzen! Simon sollte für sich selbst alle Hoffnungen aufgeben, um nur den Bruder groß zu machen.

Mortche erzählte die Sache ganz geschäftsmäßig, zeigte die Art der Verlegenheit und verlangte vom Bruder nicht eine bestimmte Summe, sondern die Zusage, nach Umständen gegen gewöhnliche Garantie und gewöhnliche Zinsen zu helfen.

Nach einer Pause sagte Simon: Hör, Mortche, ich muß dir sagen, du bist kein solider Kaufmann.

Eine große Neuigkeit! antwortete Mortche, indem er sich zu lachen zwang; wo sollte die Solidität herkommen? Wie viel unser seliger Vater hinterließ, das weiß Gott und alle Welt, und andere Erbschaften habe ich nicht bekommen.

Das ist es nicht, fuhr Simon fort: das ist es nicht, daß du ein Dalphen*) bist; so Mancher fing mit

*) Unbemittelter Mann.

Nichts an; aber er wartet mit Großthun, bis er Etwas hat. Als du ein kleiner Mann warst, mußtest du drei große Marquisen haben, und als du ein Stück Geld in die Hände kriegtest, mußtest du von hier bis Ringkjöbing und von Skagen bis Neumünster Credit geben — im ganzen Land den Leuten die Augen aufreißen, pscht!

Na, antwortete der Bruder, wenn es nach des Himmels Wille einem Menschen schief geht, dann bekommt er was zu hören. Ich habe es gut machen wollen; aber vielleicht habe ich gefehlt. Ich habe gefehlt. Oschamni, Chotossi*) ... soll ich die ganze Lection aufsagen, Simon?

Du sollst nicht die ganze Lection aufsagen. Wer bin ich? Ein Sünder vor Gott. Du sollst nur eingestehen, daß du kein solider Kaufmann bist.

Das habe ich gesagt. Aber nun sage ich noch Eines, Simon: ich habe geglaubt, daß du ein guter Mensch seist.

Wenn man seinen letzten Heller weggiebt, ist man ein guter Mensch!

Davon ist keine Rede. Du kannst geben und kannst es lassen — das heißt: wer redet hier von geben? Du kannst leihen und du kannst es lassen. Aber du darfst deinem Bruder Nichts vorwerfen, wenn Gott ihn getroffen hat.

---

*) Die Anfangsworte des großen jüdischen Sündenbekenntnisses.

Ich werfe ihm Nichts vor! Ich sage nur, was ich vor Gott verantworten kann, du bist kein solider Kaufmann. Und weßhalb sage ich das? Um es dir vorzuwerfen? Gott behüte mich! Was kannst du dazu? Du bist nun einmal so. Aber wenn du selbst kommst und sagst, daß ich dir helfen soll, dann sage ich: Mortche, ich kenne dich. Was auf der Debet-Seite steht, siehst du rosenroth, und was auf der Credit-Seite steht, siehst du lilienweiß. Das ist deine Natur; ich werfe es dir nicht vor. Ich, vorwerfen? Aber wenn ich mein bischen Geld in dein Geschäft geben soll, so will ich mich auf deine Berechnungen nicht verlassen — nicht weil du mich betrügen willst, aber weil du auf deine Weise siehst — und darum sage ich: Laß ein paar Geschäftsleute, richtige Geschäftsleute, deinen Status aufsetzen, laß Alles klar und hell wie der Tag werden, dann wollen wir sehen.

Mortche mußte sich selbst gestehen, daß diese Forderung nicht unbillig sei, obgleich er natürlich vorgezogen hätte, daß die Sache still abgemacht würde, ohne daß ein Fremder seine Bücher sähe. Es ahnte ihm nun auch, daß die Sache nicht ganz glatt abgehen würde, selbst wenn Simon's vorläufige Bedingung erfüllt wäre. Aber was sollte er machen? Bei Fremden Hülfe suchen und dadurch merken lassen, daß sein Bruder seine Lage für hoffnungslos hielt, das mußte ihn gleich ins Verderben führen.

Ehe er das Haus verließ, wollte er sich noch eine Verbündete schaffen, die seine Sache führte. Er ging

zur Schwester hinein und erzählte ihr, daß sein Haus in Gefahr sei. Gidel hatte eine Zeitlang gekränkelt und war eben an diesem Tage sehr leidend und nervenschwach. Sie brach in lautes Weinen aus.

Dies starke Mitgefühl schnitt Simon ins Herz wie eine Undankbarkeit und Zurücksetzung gegen ihn. Er begriff ihre Liebe oder scheinbare Vorliebe für den Bruder nicht, und sie begriff sie wohl kaum selbst. Sie liebte Simon, ohne darüber nachzudenken, ohne ihre Liebe zu wägen oder zu prüfen. Er war gewissermaßen sie selbst. Sie liebte Mortche nicht weil, aber obgleich; sie liebte ihn dem zum Trotz, was Simon Windbeutelei nannte, aber auch weil er verheirathet war und Kinder hatte und endlich weil Mortche in seinem Wesen etwas hatte, das Freude brachte, einen Luftzug aus einer fröhlichern Welt, einen Schimmer von Poesie. Und jetzt wollte die Welt ihre naßkalte Hand an diese einzige poetische Blume legen, die sie kannte.

Simon fand sich in die Zurücksetzung, oder sein Mißmuth über Gidel war doch bald vorüber; aber bereden ließ er sich nicht von ihr, er stand hinter einer starken Verschanzung. Auf ihre besten Argumente antwortete er: Wenn ein Mann mir einen Sack ohne Boden bringt mit dem Begehren, daß ich ihn füllen soll, so antwortete ich: laß einen Boden in deinen Sack nähen, mein guter Freund, dann magst du wiederkommen. Basta!

Kurz darauf brachte Mortche die von Simon ver-

langte Rechnung. Sie war von zwei zuverlässigen Geschäftsleuten unterzeichnet und lief darauf hinaus, daß das Haus M. Levi unter den vorhandenen Umständen zwanzigtausend Thaler brauche.

Simon schrie laut auf, wie vor körperlichem Schmerz. Theils schien ihm die Summe zu groß, theils hatte sie an Größe eine unheimliche Aehnlichkeit mit jener Summe, die er als Maßer hätte zahlen sollen, von der er aber nur die Zinsen zahlte. Er hatte mehr als die Zinsen gezahlt; außer den Summen, die wir schon kennen, hatte er nach und nach in Wohlthaten nicht Unbedeutendes hinzugefügt. Er stand nach der doppelten oder zweideutigen Buchführung, an die er sich gewöhnt hatte, in einem bedeutenden Vorschuß vor Gott, und dennoch wurde jetzt die ganze Summe verlangt — Maßer von allen zwanzigtausend Thalern! Darin lag eine wunderbare Neckerei, die ihn zur Gegenwehr reizte. Das Ganze erschien ihm wie eine Verschwörung, wobei man sich ins Fäustchen lachte und er dem Bruder bloß als Fußschemel dienen sollte. Es lag hierin etwas nicht eigentlich sonderbar Ungerechtfertigtes, aber sonderbar Hämisches, wobei sich das Böse in ihm regte; unter solchem Zwang und in solcher Weise wollte er nicht Gutes thun.

Obgleich sein Beschluß schon fest gefaßt war, las er doch die Papiere mit scheinbar großer Aufmerksamkeit durch und sagte dann: Es ist klar und hell wie der Tag! Zwanzigtausend Thaler an deine Creditoren!

Ja, antwortete Mortche; aber dann habe ich die Aussicht, daß alle ausstehenden Forderungen eingehen.

Aussicht? Ja, Aussichten. Weite Aussichten. — Und falls sie nicht eingehen? Und falls das Haus M. Levi mittlerweile speculirt und wieder in Unterbilanz geräth? Nein, Mortche, du bist mein Bruder, und wenn ich dir einen Dienst thun kann, so thue ich's; aber deine Creditoren bezahle ich nicht!

Aber, Simon, dann muß ich ja falliren!

Dann fallirst du. Man hat größere Häuser falliren sehen.

Vergebens betonte der Bruder das Unglück der ganzen Familie, falls er fallire, vergebens deutete er auf die wahrscheinlich zurückgehende Verlobung des Sohnes — Simon hatte sein Nein gesprochen und fügte nur hinzu: Weil du Schulden machst, soll ich bezahlen! Weil ein Ball sein soll, soll auf meinem Kopf getanzt werden! Na, nit! Laß Alles rein gekehrt werden! Rike Jakobson wird wohl derweile nicht davonlaufen, und habe ich eine Kleinigkeit, bleibt auch eine Kleinigkeit für deinen Friedrich.

Das heißt, rief der Bruder, du willst Rachmones (Mitleid) haben und uns Almosen geben! Ich soll zu dir kommen, um Wochengeld von dem Maßer zu kriegen, das du bezahlen solltest! Nein, Simon, noch nicht! Erst werde ich Alles verkaufen, mein bischen Silberzeug, die Kissen von meinem Bett — was werde ich nicht thun — du wendest dich ab von mir — Gott wird helfen!

Der kalte Schweiß brach auf Simon's Stirn aus,

als der Bruder mit diesen Worten zur Thür hinausging; aber das Gute in ihm hatte nicht die Macht, ihn zurückzurufen. Er wollte Mortche's Creditoren nicht bezahlen, er wollte ihn falliren sehen; er wollte selbst der Erste in der Familie sein und dann helfen nach eigenem freien Willen.

Trotz jener starken Worte gab der Bruder doch nicht Alles verloren, er baute auf die Schwester. Aber Gidel's Unwohlsein hatte zugenommen, die Schmerzen machten sie schlaff; ja sie wurde auf eine für Mortche unberechenbare Art zu einem Werkzeug gegen ihn: denn die Theilnahme und die Sorge für Gidel war in Beziehung auf den Bruder ein neuer geheimer Entschuldigungsgrund für Simon. Wenn er so ganz, wie er es that, sich ihr widmete, konnte er von zweifelhafteren Pflichten das Gesicht abwenden.

Aber wie im Buch des Schicksals stand es geschrieben, daß Simon eben da, wo er vergessen wollte, in eigenthümlicher Weise gemahnt werden sollte.

An Gidel wurde nichts gespart; sie hatte nicht nur einen der berühmtesten Aerzte der Stadt, auch die besten jüdischen Wartefrauen; draußen vorm Hause ward Stroh gestreut, damit sie im Schlaf nicht gestört werde. Jedesmal wenn Simon auf die Straße kam, that es ihm leid, daß Gidel nicht selbst sah, daß sie wie eine Prinzessin krank läge. In der plötzlichen Lautlosigkeit der vorbeirollenden Wagen lag etwas fast eben so Feierliches, wie in einer Fürbitte in der Synagoge. Aber

die Krankheit nahm zu, oder kam zu einer Krise, und der Arzt erklärte eine Operation für nothwendig.

Ist Gefahr dabei? fragte Simon beklommen. Der Arzt antwortete: Wir stehen ja Alle in Gottes Hand; aber eigentliche ernste Gefahr sehe ich nicht. Wir wollen es nicht hinausschieben; ich werde gleich nach Mittag kommen.

Als er mit seinen Instrumenten wiedergekommen war und sie zurecht gelegt hatte, bemerkten Simon Levi's scharfe Augen, daß er das Zeichen des Kreuzes darüber machte. Obgleich man dies Zeichen im täglichen Leben selten machen sieht, erkannte es doch Levi fast instinctmäßig und schloß daraus, daß der Arzt für den Ausfall fürchte. Mit zugespitztem Munde, der halb einschmeichelnd, halb spöttisch aussah, sagte er: Bitte um Vergebung, Herr Professor, Sie machten ein kleines Kreuz über Ihren Messern. Nehmen Sie es übel, wenn ich nach der Bedeutung frage?

Der Professor wurde beinahe verlegen; in seinem Stande pflegt man nicht gerade Religiösität zur Schau zu tragen und am wenigsten mit den religiösen Gefühlen Anderer in Conflict zu gerathen. Er antwortete sanft, beinahe entschuldigend: Sie dürfen sich nicht beunruhigen und es auch nicht übel nehmen, Herr Banquier. Es ist nur ein Zeichen, das ich in meines Gottes Namen gerne mache, wenn die Gesundheit und vielleicht das Leben eines andern Menschen von meiner Hand abhängt.

So, ein Zeichen . . . . . im Namen Ihres Gottes . . . . Herr Professor, sagte Simon in einem Ton, der dem Arzt wie alberne Höflichkeit klang. Wollen Sie wohl einen Augenblick warten, Herr Professor? Haben Sie die Güte, einen Augenblick zu warten! setzte er gleich hinzu und ging in seine Stube.

Er fing an, auf und ab zu gehen mit einer Unruhe, als suchte er ein Versteck, während er zu sich selbst sprach:

Was denn weiter? Was ist im Wege? Simon, sei kein Narr! Es ist Nichts. Er ist ein tüchtiger Mann. Narrenspossen, ich kann ruhig sein, ich habe das Meinige gethan. Na, er machte ein Zeichen! Was ist ein Zeichen? Man kann doch wohl ein Zeichen machen; kostet Nichts! Könnten Kranke durch Zeichen geheilt werden, dann würd's nicht viel Apotheker geben. Und was geht's mich an? Das Zeichen schmaddet*) nicht. — Aber ich mochte es nicht leiden, als ich es sah — ich mag es nicht leiden; es macht mich besorgt, ich bin besorgt .... Es war, als wäre Einer mehr in der Stube. Und wer ist es? Er sagt, daß es sein Gott ist. Beheimeh.**) Falls es der richtige Gott ist, ist es doch mein Gott — — Adaunai Elauheinu***), falls du es wärst und du ständest da und sähest zu, wie sie meine Schwester

---

*) Tauft.

**) Ein beschränkter Mensch, Dummkopf.

***) Herr unser Gott!

Gidel zerrten und zögen und schnitten, um sie gesund zu machen, und Malach Hamoves*) stände draußen? und du sprächest dann: Weßhalb bezahlt ihr Bruder Simon nicht das Geld, was er mir schuldig ist? . . . Schma Isroel**), ich kann's nicht aushalten, Alles läuft mit mir rund . . . Wie viel bin ich ihm schuldig? . . . Narrenspossen mit dem Legat nach meinem Tod! Falls er sein Geld haben will und Gidel heilen, muß ich bei lebendigem Leibe bezahlen — wie viel ist es?

Er öffnete ein Fach, nahm Papiere heraus und fing an, mit großer Sorgfalt zu rechnen, sicherlich ganz mechanisch; denn er kannte ja das Facit, und es handelte sich nur um einen Entschluß.

Der Arzt machte die Thür auf, sah mit Erstaunen Simon Levi selbst in einem solchen Augenblicke mit Papieren und Rechnungen beschäftigt und sagte: Verzeihen Sie, Herr Simon Levi, aber ich kann nicht gut auf Sie warten, zumal falls Sie viele wichtige Geschäfte haben.

Wichtige Geschäfte? Es ist ein wichtiges Geschäft! Wichtiger, als Sie glauben! Nun komme ich!

Er machte die Augen und fast das ganze Gesicht fest zu und sagte: Nun ist es gethan.

Darauf ging er zu der Schwester und sagte: Gidel,

---

*) Der Todesengel.

**) Höre, Israel! der Juden große Anrufung und Angstruf.

meine Schwester leb, laß ihn jetzt anfangen in des Herrn, des allmächtigen Gottes Namen, ich sage dir, du wirst gesund.

Wie kannst du das so sicher sagen?

Höre zu, Gidelche, lege deinen Kopf hieher, so ....

Und in ihr Ohr flüsternd sagte Simon Levi: Ich habe Maßer bezahlt. Dein Bruder Mortche soll die zwanzigtausend Thaler haben, er soll der Erste sein in der Familie. Ich bin sie Gott schuldig, obgleich nicht so viel; aber er soll sie haben, alle zwanzigtausend, dir zu Liebe. Nun brauchst du keine Furcht zu haben, Gidelche, ich habe auch keine.

Simon, sagte Gidel, Gott soll dich benschen! Der Herr wird dich segnen!

Nach dieser Zeit wurde Simon Levi viel glücklicher als ehedem; er hatte Friede im Gemüth, war in seiner Weise munter und scherzhaft im täglichen Umgang, sanft und wohlthätig, und erwarb sich so einen guten Namen, wenn auch nicht in größerm Kreise. Als das Geschäft des Bruders geordnet war und wieder gut und solider als früher ging, wurde der Sohn Friedrich mit Rike Jakobson verheirathet. Es war eine große Hochzeit, und als Simon die Braut im weißen Schleier unter der Chuppe*) sah, und seinen Bruder sehr vergnügt das

*) Der Baldachin, unter dem die Trauung stattfindet.

Glas zertreten, und seine Schwester sammt allen Anwesenden geputzt und feierlich, und als er dann bedachte, daß dieser schöne Anblick zum größten Theil sein Werk sei, schloß er die Augen und sagte: Ich danke dir, allmächtiger Gott, daß du die zwanzigtausend Thaler von mir nahmst; du sollst in Zukunft Alles ehrlich haben und mehr dazu.

Bei Tisch wurden Reden gehalten; erst auf Braut und Bräutigam, dann auf die Eltern der Braut; aber als darauf derjenige, dem es zukam, sich erhob, um die Gesundheit auf die Eltern des Bräutigams auszubringen, unterbrach ihn Mortche höflich und sagte: Eine Gesundheit geht vor. Mein Bruder Simon zuerst. Weßhalb sollten wir verleugnen, was Jedermann weiß? Es ist sein Werk. Meiner Enkel Kinder sollen seinen Namen segnen. Darauf wollen wir Alle Hurrah! rufen!

Als Simon anfing, sich von seiner innern Bewegung wieder zu erholen, fühlte er weiche Händchen um seinen Hals und warme Lippen an seiner Wange. Es war die Braut.

So gehe es Allen, die nicht selbst Kinder haben!

Emilie.

Von

Gérard de Nerval.

(Geb. 1808, gest. 1855.)

Aus dem Französischen

von

Auguste Scheibe.

..... Kein Mensch hat je so recht die Geschichte des Lieutenants Desroches erfahren, der sich im vergangenen Jahre, zwei Monate nach seiner Hochzeit, in dem Gefecht bei Hambergen tödten ließ. Wenn es ein wirklicher Selbstmord war, so mag ihm der liebe Gott verzeihen! Aber sicherlich hat Derjenige, welcher im Kampfe für sein Vaterland fällt, nicht verdient, daß man seine That mit diesem Namen bezeichnet, gleichviel welche Beweggründe ihn bestimmt haben mögen.

Da wären wir ja wieder einmal bei dem Thema von der Beschwichtigung des Gewissens angelangt, entgegnete der Doctor. Desroches war ein Philosoph, welcher den Entschluß gefaßt hatte, zu sterben, und nicht wollte, daß sein Tod ein ganz nutzloser wäre. Er stürzte sich ins Gefecht und tödtete so viel Deutsche, als er konnte, indem er sich sagte: Ich vermag im Augenblicke nichts Besseres zu thun, und sterbe zufrieden. Vive l'Empereur! rief er, als er den Säbelhieb empfing, der ihm den Garaus machte. Wenigstens zehn Soldaten von seiner Compagnie könnten Ihnen das erzählen.

Trotzdem bleibt es ein Selbstmord, erwiderte Arthur. Und wenn ich auch nicht glaube, daß man recht daran gethan hätte, dem Unglücklichen die Kirche zu verschließen...

Auf diese Weise würden Sie selbst die opfermuthige That eines Curtius verkleinern. Der junge römische Edelmann hatte sich vielleicht im Spiel ruinirt, war unglücklich in der Liebe, oder, aus Gott weiß welchem andern Grunde, lebensmüde. Dessenohngeachtet bleibt es groß und schön, wenn Einer, indem er das Leben von sich wirft, noch daran denkt, seinen Tod für Andere nutzbringend zu machen, und darum sollte man in solchen Fällen nicht von Selbstmord sprechen. Selbstmord ist nichts Andres als die letzte That des Egoismus, und nur darum wird er von den Menschen verurtheilt. Aber an was denken Sie, Arthur?

Ich dachte an das, was Sie vorhin sagten, daß Desroches vor seinem Tode so viele Deutsche niedermetzelte, als er konnte...

Nun?

Nun, diese braven Leute werden vor Gottes Richterstuhle ein sehr trauriges Zeugniß für den Heldentod des Lieutenants abgelegt haben. Sie werden zugeben müssen, daß hier Selbstmord und Mord an Andern Hand in Hand gingen.

Wie so? Die Deutschen sind unsere Feinde!

Besitzt der Mensch, welcher entschlossen ist, den Tod zu suchen, überhaupt noch Feinde? In solchen Augenblicken schweigt gewiß das Gefühl der Nationalität. Ich

bezweifle, daß man noch an ein andres Vaterland denkt, als an das in jener Welt, oder an einen andern Kaiser, als Gott. Aber der Herr Abbé hört uns zu und schweigt, obgleich ich in seinem Sinne zu sprechen glaube. Bitte, Herr Abbé, sagen Sie uns Ihre Meinung und versuchen Sie, die unsrige in Einklang zu bringen. Sie stehen da vor einer unversieglichen Quelle von Streitfragen und die Geschichte des Lieutenants Desroches, oder vielmehr das, was wir Beide, der Doctor und ich, davon zu wissen glauben, ist nicht weniger dunkel und zweifelhaft, als die weisen Schlußfolgerungen und Bemerkungen, die wir daran knüpfen.

Man behauptet, sagte der Doctor, Desroches hätte sich über seine letzte Blessur, die ihn sehr entstellte, tief betrübt. Vielleicht hat ihn eine darauf bezügliche Scherzrede oder spöttische Miene seiner jungen Frau verdrossen. Die Philosophen sind sehr argwöhnische und empfindliche Leute. Jedenfalls ist er gestorben und freiwillig gestorben.

Gut, wenn Sie darauf bestehen, mag er freiwillig gestorben sein; aber Sie können den Tod, welchen er in der Schlacht fand, dennoch nicht Selbstmord nennen! Sie würden dadurch dem Widerspruche, dessen Sie sich in Gedanken schuldig machen, noch einen Widerspruch auch im Wortlaute beifügen. Man fällt auf dem Schlachtfelde, weil man irgend einer tödtlichen Waffe begegnet; aber nicht Jeder, der den Tod sucht, findet ihn.

Sie verlangen also, daß ich an eine Schicksalsfügung glaube?

Und vielleicht wird es Ihnen sonderbar erscheinen, wenn ich meinerseits sowohl Ihre Paradoxen, wie Ihre Voraussetzungen bekämpfe, sagte der Abbé, der sich bis dahin schweigend und nachdenklich verhalten hatte.

Bitte, sprechen Sie, sprechen Sie; Sie wissen sicherlich mehr von der Sache, als wir, denn Sie wohnen seit längerer Zeit in Bitsch, und man sagt, Sie hätten Desroches gekannt. Vielleicht hat er Ihnen gebeichtet...

In diesem Falle würde ich schweigen müssen. Aber unglücklicherweise ist dem nicht so. Dennoch gebe ich Ihnen die Versicherung, daß der Tod Desroches' ein christlicher gewesen ist. Ich will Ihnen die Ursachen und näheren Umstände mittheilen, und Sie werden sich überzeugen, daß er ein ebenso ehrlicher Mann wie tapferer Soldat war, der nach dem Rathschlusse Gottes zur rechten Zeit zu sterben wußte — zur rechten Zeit für sich und für Andere.

Desroches war im Alter von vierzehn Jahren in ein Regiment eingetreten; denn zu damaliger Zeit, wo die meisten Männer an unsern Grenzen gefallen waren, recrutirte sich die republikanische Armee aus dieser Altersklasse. Er war körperlich sehr schwach, schmächtig und blaß wie ein Mädchen, und seine Kameraden, die es nicht mit ansehen konnten, daß er ein Gewehr trug, unter dem er fast zusammenbrach, erwirkten — wie Sie vielleicht gehört haben — vom Hauptmann die Erlaubniß, dasselbe für ihn um sechs Zoll kleiner machen zu lassen. So seinen Kräften angepaßt, that dann die

Flinte des Knaben im flandrischen Kriege Wunder. Später wurde Desroches nach Hagenau geschickt, in diese Provinz hier, wo wir, das heißt, wo Sie seit langer Zeit Krieg führten.

Desroches stand damals in vollster Manneskraft und galt bei dem Regiment als eine Art von Wahrzeichen, mehr beinahe als Fahne und Nummer; denn von zwei Aushebungen war er fast der einzig Uebriggebliebene, und eben hatte man ihn zum Lieutenant gemacht, als er bei Bergheim, vor etwa siebenundzwanzig Monaten, während er einen Bayonnettangriff commandirte, einen preußischen Säbelhieb empfing, der ihm das ganze Gesicht durchschnitt.

Die Wunde war furchtbar, und die Feldscherer in der Ambulance, die ihn oft geneckt hatten, weil er in dreißig Gefechten noch nicht die kleinste Schramme davongetragen, runzelten die Stirn, als man ihnen den Verwundeten brachte: Wenn der Unglückliche genesen sollte, wird er blödsinnig oder verfällt in Wahnwitz, lautete ihr Urtheilsspruch.

Der Lieutenant wurde zu seiner Herstellung in das Hospital nach Metz geschickt. Die Tragbahre hatte schon mehrere Wegstunden zurückgelegt, ehe er wieder zur Besinnung kam. Auf ein gutes Lager gebracht und mit Sorgfalt verpflegt, bedurfte er eines Zeitraums von vier oder fünf Monaten, ehe er sich nur wieder auf den Ellbogen aufzurichten vermochte, und dann vergingen noch hundert Tage, ehe er ein Auge aufmachen und wieder

sehen konnte. Nun verordnete man ihm Stärkungsmittel, Sonnenschein und endlich Bewegung und Spaziergänge. Eines Tages begab er sich, von zwei Kameraden gestützt, schwankend und noch ganz betäubt, nach dem Quai St. Vincent, welcher beinahe an das Militärhospital stößt. Man ließ ihn hier in der Mittagssonne, unter den Linden der Esplanade nieder, und dem armen Verwundeten war fast zu Muth, als ob er das Tageslicht zum ersten Male erblickte.

Nach und nach lernte er allein gehen, und jeden Morgen begab er sich nach derselben Bank der Esplanade. Sein Kopf war fast ganz in schwarzen Taffet eingehüllt, aus welchem kaum ein Theilchen seines Gesichts hervorschaute, und von den Spaziergängern, die ihm begegneten, pflegten die Männer ihn achtungsvoll zu grüßen, während die Frauen durch eine Geste oder einen Ausruf ihre Theilnahme ausdrückten, was ihm freilich nicht gerade zum Troste gereichte.

Saß er aber einmal auf seinem Platze, so vergaß er alles Unglück über dem Glück, nach einem solchen Unfalle überhaupt noch zu leben und in dem Genusse der prachtvollen Aussicht, die sich ihm von dieser Stelle bot. Vor ihm lag die von Ludwig XVI. demolirte alte Citadelle mit ihren zerfallenen Mauern und Wällen, über ihn breiteten die blühenden Linden ihren dichten Schatten aus und zu seinen Füßen, in dem Thale, das sich vor der Esplanade hinzieht, lagen die Wiesengründe von St. Symphorien, welche von der Mosel getränkt und

von ihren beiden Armen umschlossen werden. Da lag die kleine Insel mit dem Pulverthurme, ferner die von Gebüsch und kleinern Häusern übersäete Insel Saulcy; weiterhin erblickte er die weißschäumenden Moselfälle und folgte mit den Augen den Windungen des im Sonnenschein flimmernden und glitzernden Flusses bis zu der bläulichen Kette der Vogesen, die, auch am hellen Tage in eine Art von Nebel gehüllt, den Gesichtskreis begrenzen. Der Anblick entzückte ihn jeden Tag mehr, besonders da die vor ihm liegende Gegend zu seinem Vaterlande gehörte, kein erobertes Land, sondern eine wirklich französische Provinz war. Die reichen neuen Departements, in denen er den Krieg mitgemacht, hatten für ihn stets nur jenen flüchtigen, vergänglichen Reiz gehabt, wie ihn etwa eine schöne Frau ausübt, die man gestern gewonnen hat, morgen aber vielleicht nicht mehr besitzen wird.

Die ersten Julitage waren sehr heiß, und da die Bank Desroches' sich im vollen Schatten befand, so nahmen eines Tages zwei Damen neben dem Verwundeten Platz. Er grüßte ruhig und fuhr fort, die Aussicht zu bewundern; aber sein Zustand erregte das Interesse der beiden Damen in so hohem Grade, daß sie sich nicht enthalten konnten, ihn zu fragen und ihr Mitgefühl auszusprechen.

Die Eine derselben, bereits bejahrt, war die Tante der Andern, welche sich Emilie nannte und sich mit der Anfertigung von Goldstickereien auf Sammet und Seide

beschäftigte. Desroches stellte, dem gegebenen Beispiel folgend, ebenfalls Fragen und erfuhr von der Tante, daß das junge Mädchen Hagenau verlassen habe und nach Metz gekommen sei, um ihr Gesellschaft zu leisten, daß sie für Kirchen sticke und bereits seit längerer Zeit alle ihre übrigen Verwandten verloren habe.

Am nächsten Tage stellten sich die Damen abermals ein, und kaum war eine Woche vergangen, so bestand eine Art Alliance-Vertrag zwischen den drei Insassen der Lieblingsbank. Desroches, der noch immer sehr schwach war, fühlte sich zwar durch die Aufmerksamkeiten, die das junge Mädchen ihm erwies, als ob er der harmloseste Greis gewesen wäre, ein wenig gedemüthigt; aber er war heitern Sinnes, zu jedem Scherze aufgelegt und viel mehr geneigt, sich zu dieser unerwarteten Bekanntschaft Glück zu wünschen, als sich darüber zu beklagen.

Aber nun erinnerte er sich, bei der Rückkehr ins Hospital, der entsetzlichen Entstellung durch seine Wunde, über die er oft im Stillen geseufzt, die ihm aber durch die Gewohnheit und im Gefühl der Genesung in der letzten Zeit weniger schrecklich erschienen war.

Desroches hatte bis dahin niemals gewünscht, den unnöthigen Verband von seiner Wunde zu entfernen, um sich im Spiegel zu besehen, und jetzt erfüllte ihn der Gedanke noch mehr mit Grauen. Dessenohngeachtet wagte er eines Tages, den Zipfel der schützenden Taffethülle in die Höhe zu heben, und erblickte darunter eine Narbe, die

zwar noch etwas roth aussah, aber durchaus keinen abstoßenden Anblick bot. Diese Entdeckung weiter verfolgend, fand er, daß die verschiedenen Theile seines Gesichts ganz passend zusammengeheilt waren und daß das Auge klar und gesund geblieben. Allerdings fehlte ein Stückchen Augenbraue, aber das war ja eine Kleinigkeit. Die Narbe, welche sich von der Stirn schräg über die Wange nach dem Ohre zog, war — nun ja, es war ein Säbelhieb, den er in dem Gefecht bei Bergheim empfangen, und wir haben aus den Liedern unserer Dichter gelernt, daß es etwas Schöneres nicht geben kann.

Mit einem Worte, Desroches war, nachdem er sein eigenes Angesicht so lange nicht gesehen, sehr erstaunt, sich so präsentabel wieder zu finden. Er verbarg die an der verwundeten Seite leicht ergrauten Haare unter der dichten Masse der schwarzen, breitete den Schnurrbart so gut als möglich über der Narbe aus, zog seine neue Uniform an und verfügte sich so am andern Tage mit ziemlich triumphirendem Gesicht nach der Esplanade.

Er hielt sich so aufrecht und elegant, der Säbel schlug so unternehmend an seine Hüfte, er trug den Tschako so keck nach vorn, daß ihn auf dem Wege vom Hospital nach der Promenade Niemand erkannte. Auf der Bank unter den Linden war er der Erste, und scheinbar ganz wie sonst setzte er sich dort nieder, aber im Grunde fühlte er sich sehr unruhig und sah, trotz der tröstlichen Versicherungen seines Spiegels, sehr blaß aus.

Die beiden Damen erschienen bald nach ihm, machten

aber sogleich Miene, sich wieder zu entfernen, als sie ihren Platz durch einen schönen, unbekannten Officier eingenommen sahen.

Desroches war tief bewegt.

Wie, Sie kennen mich nicht! rief er ihnen zu.

Glauben Sie nun nicht etwa, daß diese Einleitung zu einer jener Geschichten führen wird, wo das Mitleid sich in Liebe verwandelt, wie in unsern modernen Opern. Der Lieutenant hatte seitdem ernstere Gedanken, als bisher. Er war sehr glücklich, daß man ihn noch erträglich gut aussehend fand, und beeilte sich, die beiden Damen zu beruhigen, die geneigt schienen, nach seiner Umwandlung den vertraulichen Verkehr aufzugeben, der sich zwischen ihnen gebildet hatte. Ihre Zurückhaltung hielt vor seinen offenen Erklärungen nicht Stand. Die Verbindung war eine in jeder Beziehung passende. Desroches besaß in der Gegend von Epinal ein kleines Anwesen, Emilie hatte von ihren Eltern ein Häuschen in Hagenau geerbt, das an den Kaffeewirth des Ortes vermiethet war und ihr fünf- oder sechshundert Francs Rente eintrug, wovon freilich die Hälfte an ihren Bruder Wilhelm fiel, welcher bei dem Notar von Schennberg als Bureauvorsteher beschäftigt war.

Nachdem man sich über alle Vorbedingungen geeinigt, beschloß man, sich zur Hochzeit nach der kleinen Stadt Hagenau zu begeben, denn diese war die eigentliche Heimath des jungen Mädchens, welches erst vor Kurzem und nur um ihrer Tante willen nach Metz gekommen war. Nach

der Hochzeit wollte man hierher zurückkehren. Emilie freute sich besonders, ihren Bruder wiederzusehen. Desroches sprach wiederholt seine Verwunderung aus, daß der junge Mann nicht Militär wäre, wie damals alle jungen Leute, aber man sagte ihm, Wilhelm sei um seiner Gesundheit willen ausgemustert worden, und Desroches bedauerte ihn deßhalb auf das Lebhafteste.

So machten sich denn die beiden Verlobten, in Begleitung der Tante, auf den Weg nach Hagenau. Sie hatten Plätze in dem Stellwagen genommen, damals einem elenden, aus Leder und Weidenruthen zusammengeflickten Kasten, der in Bitsch die Pferde wechselte. Der Weg ist, wie Sie wissen, sehr schön. Desroches, der ihn noch nie anders als in Uniform mit dem Säbel in der Hand und in Begleitung von drei- bis viertausend Mann Soldaten zurückgelegt, bewunderte die Stille und Einsamkeit der Landschaft, die eigenthümlich geformten Felsen, die mit dunklem Grün bewachsenen Zacken der Berge, welche den Horizont eng begrenzen und nur hie und da von langen Thälern durchschnitten werden; die üppigen Plateaus von St. Avold, die Manufacturen von Saargemünden, die dichten Gehölze von Limblingen, wo Eschen, Pappeln und Tannen eine Schattirung von graugrün bis zum tiefsten dunkelgrün bilden. Sie wissen ja, wie schön und reizend das Alles ist.

In Bitsch angekommen, stiegen die Reisenden in dem kleinen Gasthaus des Städtchens ab, und Desroches ließ mich sogleich aus der Festung herunterrufen.

Ich beeilte mich, seiner Botschaft Folge zu leisten, machte Bekanntschaft mit seiner neuen Familie und gratulirte dem jungen Mädchen, das von seltener Schönheit und sehr sanftem, liebenswürdigem Wesen war und ihren Bräutigam allem Anschein nach zärtlich liebte. Wir frühstückten zusammen gerade hier, an der Stelle, wo wir jetzt sitzen. Mehrere Officiere, Kameraden von Desroches, welche von seiner Ankunft gehört hatten, kamen, um ihn abzuholen und ihn in dem Hotel der Festung, wo sie zu speisen pflegten, zu Tisch zu behalten. Die Damen wollten sich früh zurückziehen, und der Lieutenant sollte zum letzten Male als Garçon den Abend mit seinen Kameraden zubringen.

Die Mahlzeit verlief heiter. Jeder erfreute sich des ihm zufallenden Theilchens von Glück und Frohsinn, die Desroches um sich verbreitete. Man sprach mit Begeisterung von Aegypten und Italien und beklagte sich bitterlich über die fatale Nothwendigkeit, welche so viele brave Soldaten zwang, in den Grenzfestungen zurückzubleiben.

Wir ersticken hier, sagten einige von den Officieren; das Leben ist zu ermüdend und gleichförmig; man könnte ebenso gut auf einem Schiffe mitten im Meere schwimmen, als hier, ohne Kampf, ohne Abwechselung und ohne Aussicht auf Avancement hinleben. Die Festung ist uneinnehmbar, hat Napoleon gesagt, als er hier durchkam, um sich zu der Armee in Deutschland zu begeben. Es

bleibt uns also nichts übrig, als vor Langerweile umzukommen.

Es war auch zu meiner Zeit nicht amüsanter hier, liebe Freunde, entgegnete Desroches. Ich habe ebenfalls hier gestanden und habe mich beklagt wie ihr. Aber da ich meine Epauletten nur erworben, indem ich die Schuhe der Regierung auf den Wegen und Straßen in aller Herren Länder zerriß, so verstand ich damals nur dreierlei: den Dienst, die Windrichtung und die Grammatik, soweit man letztere bei einem Schulmeister lernt. Als ich zum Secondelieutenant ernannt und nach Bitsch geschickt wurde, betrachtete ich das als eine vortreffliche Gelegenheit, meine mangelhaften Kenntnisse durch ernste Studien zu ergänzen. Zu diesem Zwecke hatte ich eine Menge Bücher, Karten und Pläne mitgebracht. Ich studirte theoretisch Kriegswissenschaft und erlernte praktisch die deutsche Sprache, die in diesem Theile des Landes, obgleich er gut französisch ist, ja ausschließlich gesprochen wird. Auf diese Weise wurde mir die Zeit kurz, die euch, die ihr nicht so viel nachzuholen habt, lang wird; ja sie verging mir oft zu schnell, und wenn die Nacht hereinbrach, zog ich mich nicht selten in den kleinen steinernen Raum unter der großen Treppe zurück, verstopfte hermetisch die Schießscharten, zündete meine Lampe an und arbeitete. In einer dieser Nächte war es auch ...

Hier unterbrach sich Desroches, fuhr mit der Hand über die Augen, leerte sein Glas und nahm seine Erzählung wieder auf, ohne den angefangenen Satz zu vollenden.

Ihr Alle kennt ja den kleinen Fußpfad, der von unten hier herauf führt, sagte er. Man hat ihn völlig unwegsam gemacht, indem man einen Felsen sprengte, an dessen Stelle sich jetzt ein Abgrund aufthut. Dieser Pfad hat sich für die Feinde, so oft sie den Versuch machten, die Festung anzugreifen, als besonders unheilvoll erwiesen. Kaum hatten sie den Pfad betreten, so sahen sich die Unglücklichen dem Feuer von vier Vierundzwanzigpfündern ausgesetzt, welche die ganze Länge des Weges bestrichen und säuberten. Ohne Zweifel stehen die Geschütze noch an demselben Platze.

Sie haben sich bei einer solchen Gelegenheit vielleicht auszeichnen können, haben hier vielleicht Ihren Lieutenantsrang erworben? fragte einer der Officiere.

Ja, Oberst, ich habe hier den ersten und einzigen Menschen Auge in Auge und mit eigner Hand getödtet. Der Anblick der Festung wird mir deßhalb immer peinlich bleiben.

Was sagen Sie da? riefen Mehrere. Sie sind seit zwanzig Jahren Soldat, haben fünfzehn große Schlachten mit geschlagen, sich vielleicht an funfzig Gefechten betheiligt und behaupten nur einen einzigen Feind getödtet zu haben?

Das habe ich nicht gesagt, meine Herren. Von den zehntausend Patronen, die ich verschossen, hat möglicherweise die Hälfte ihr Ziel erreicht, aber in Bitsch tauchte ich zum ersten Male meine Hand in das Blut eines Feindes, machte ich zum ersten Male die furcht-

bare Erfahrung, wie es ist, wenn man die Klinge in die Brust eines Menschen stößt.

Es ist wahr, bemerkte einer der Officiere, der Soldat tödtet häufig und hat beinahe nie eine Empfindung davon. Das Gewehrfeuer ist im Grunde weniger ein Act des Tödtens, als eine auf Tödtung gerichtete Absicht, und was das Bajonett betrifft, so wird auch in mörderischen Schlachten nur selten davon Gebrauch gemacht. Es ist ein Zusammenstoß, bei welchem einer der beiden Feinde Stand hält oder weicht, ohne daß es zum Schlagen kommt. Die Waffen kreuzen sich und werden wieder erhoben, sobald der Widerstand aufhört. Die Cavalerie haut wirklich ein ...

Ebenso, fuhr Desroches fort, ebenso, wie man den letzten Blick eines Gegners nicht vergißt, den man im Duell getödtet hat, sein letztes Röcheln, den dumpfen Ton, mit dem er zur Erde stürzt, ebenso trage ich — lachen Sie darüber, wenn Sie können — beinahe wie einen Gewissensbiß, das bleiche, grausige Bild des preußischen Sergeanten mit mir herum, den ich damals in der kleinen Pulverkammer der Festung niedermachte.

Alle schwiegen, und Desroches begann seine Erzählung:

Es war Nacht; ich arbeitete, wie ich vorhin beschrieben, denn um zwei Uhr soll, mit Ausnahme der Schildwachen, Alles in der Festung schlafen. Die Patrouillen machen die Runde so geräuschlos wie möglich, und aller Lärm ist streng verpönt. Dessenohngeachtet

glaubte ich in der Galerie, die sich unter meinem Zimmer hinzog, ein fortgesetztes Geräusch wahrzunehmen. Man arbeitete an einer Thür, und diese Thür gab krachend nach. Ich lief hinaus nach dem Ende des Corridors, horchte und rief mit leiser Stimme die Schildwache an, ohne Antwort zu empfangen. Schnell hatte ich die Kanoniere geweckt, war in die Uniform gefahren, nahm den blanken Säbel in die Hand und eilte nach der Gegend, aus welcher das Geräusch kam. Ich drang mit etwa dreißig Mann in die Galerie ein und sah mich plötzlich, in der Nähe des Rundpunktes, der sich in der Mitte der Galerie befindet, beim Scheine der Laterne den Preußen gegenüber, die ein Verräther durch die verschlossene Ausfallpforte eingelassen hatte. Sie drängten in Unordnung vorwärts und feuerten, als sie uns bemerkten, einige Flintenschüsse ab, die in diesen niedrigen Gewölben und in der halben Dunkelheit einen furchtbaren Eindruck machten.

Auge in Auge stand man sich gegenüber. Die Angreifer drangen in immer größerer Anzahl in die Galerie ein; hinter uns sammelte sich die in Eile herbeistürzende Besatzung — kaum vermochte man sich in dem Gedränge zu rühren. Aber zwischen beiden Parteien lag noch ein freier Raum von sechs bis acht Fuß, ein Kampfplatz, den noch Niemand zu betreten wagte, so groß war die Bestürzung der überrumpelten Franzosen und der Schrecken der in ihren Erwartungen getäuschten Preußen.

Die Unentschlossenheit dauerte indessen nicht lange. Die Scene wurde durch Fackeln und einige Laternen erleuchtet, welche die Kanoniere an der Wand befestigt hatten, und es entspann sich nun eine Art antiken Kampfes. Ich befand mich im ersten Gliede und sah mich einem preußischen Sergeanten von gewaltiger Gestalt gegenüber, dessen Brust mit Ehrenzeichen bedeckt war. Er war mit einer Flinte bewaffnet, die er indessen in dem dichten Gedränge kaum brauchen konnte — alle diese Einzelheiten sind mir nur noch zu deutlich in der Erinnerung. Ob er daran dachte, sich zu vertheidigen, weiß ich eigentlich nicht — ich sprang auf ihn zu und stieß meinen Degen in die tapfere Brust. Mein Opfer riß die Augen entsetzlich weit auf, krampfte die Hände zusammen und fiel in die Arme der übrigen Soldaten.

Was darauf folgte, vermag ich nicht zu sagen. Als ich mich wieder auf mich selbst besann, befand ich mich, mit Blut bedeckt, im ersten Hofe. Die Preußen waren durch das Ausfallpförtchen hinausgedrängt und bis zu ihrem Lager mit Kanonenschüssen verfolgt worden.

Ein längeres Schweigen folgte dieser Erzählung — dann sprach man von andern Dingen. Es machte einen eigenthümlichen Eindruck, zu sehen, wie sich alle diese harten Soldatengesichter bei der Erzählung eines im Kriege so gewöhnlichen Vorganges verdüsterten. An den nachdenklichen Blicken dieser Menschenschlächter von Beruf konnte man ermessen, lieber Doctor, was im Grunde

das Leben eines Menschen, und selbst eines Deutschen doch werth ist.

Ohne Zweifel schreit Menschenblut zum Himmel, gleichviel auf welche Weise es vergossen wird, entgegnete der Doctor. Trotzdem that Desroches kein Unrecht; er vrrtheidigte sich nur.

Wer weiß? murmelte Arthur.

Sie sprachen vorhin von einer Abfindung, einer Beschwichtigung des Gewissens, lieber Doctor. Sagen Sie mir doch, ob der Tod dieses Sergeanten nicht ein wenig wie ein Mord aussieht. Ist denn wirklich mit Sicherheit anzunehmen, daß der Sergeant Desroches getödtet hätte?

Aber der Krieg bringt dergleichen nun einmal mit sich!

Gewiß bringt der Krieg solche Dinge mit sich. Man tödtet auf dreihundert Schritt und im Nebel einen Menschen, den man nicht kennt und nicht sieht; man bringt im Handgemenge, Haß und Wuth im Blicke, Menschen um, gegen die man keinen Haß hegt, und damit tröstet man sich nicht nur, nein, man macht es sich zum Ruhme. Und alles das geht in allen Ehren zwischen christlichen Völkern vor! ...

Das Erlebniß Desroches' brachte die verschiedenartigsten Eindrücke auf die Gemüther seiner Zuhörer hervor, fuhr der Abbé fort. Endlich ging man auseinander. Der Erzähler selbst vergaß am ersten seine grausige Geschichte, denn von dem kleinen Zimmer, das

man ihm angewiesen, erblickte er zwischen den Wipfeln der Bäume hindurch, in dem Gasthause des Städtchens, ein gewisses, durch eine Nachtlampe erhelltes Fenster. Dort ruhte seine ganze Zukunft. Als ihn mitten in der Nacht der Schritt der Ronden und das Wer da! der Schildwachen weckten, mußte er sich sagen, daß jetzt bei einem etwaigen Alarmzeichen sein Muth nicht mehr den ganzen Menschen electrisiren würde, sondern daß sich ein wenig Bedauern und Befürchtung in seine Empfindung mischen könnte.

Am andern Morgen öffnete ihm der wachthabende Hauptmann noch vor der Reveille das Thor, und er fand draußen, an den äußern Gräben, seine beiden Freundinnen, die, ihn erwartend, hier auf und abgingen. Ich begleitete die kleine Gesellschaft bis Neunhofen. Sie wollten in Hagenau nur den Civilact abschließen und dann zur kirchlichen Einsegnung ihrer Ehe nach Metz zurückkehren.

Wilhelm, der Bruder Emiliens, empfing Desroches ziemlich freundlich; nur zuweilen betrachteten sich die beiden Schwäger mit eigenthümlicher und hartnäckiger Aufmerksamkeit. Wilhelm war von mittlerer Größe, aber gut gewachsen. Seine blonden Haare waren schon ziemlich dünn, als ob angestrengte Studien oder Kummer und Sorge seine Kraft und Gesundheit frühzeitig untergraben hätten. Um seiner schwachen Augen willen, welche, wie er sagte, bei dem geringsten Lichtstrahl, der sie traf, schmerzten, trug er eine blaue Brille. Desroches

hatte einen Stoß Papiere mitgebracht, die der junge Rechtsbeflissene aufmerksam prüfte; worauf er dann auch die Documente seiner Familie herbeibrachte und Desroches zwang, Einsicht von denselben zu nehmen. Aber er hatte es mit einem vertrauenden, uneigennützigen und verliebten Manne zu thun, der sich nicht lange bei der Prüfung aufhielt. Diese Art, die Geschäfte zu erledigen, schien Wilhelm ein wenig zu schmeicheln, und etwas zutraulicher nahm er nun den Arm des jungen Officiers, bot ihm eine seiner besten Pfeifen an und führte ihn bei seinen Freunden in Hagenau ein.

Ueberall wurde stark geraucht und so viel Bier getrunken, daß Desroches, nach der zehnten Vorstellung, um Gnade bat. Man erlaubte ihm nun, die Abende bei seiner Braut zuzubringen.

Wenige Tage später waren die beiden Liebenden von der Bank in der Esplanade durch den Maire von Hagenau verbunden.

Der brave Beamte, welcher vor der französischen Revolution Bürgermeister gewesen war, die kleine Emilie oft auf seinen Arm getragen, ja vielleicht sogar in die Geburtsregister eingezeichnet hatte, flüsterte ihr am Abend vor der Trauung die Frage zu: warum sie nicht lieber einen guten Deutschen geheirathet hätte?

Emilie selbst schien auf die Verschiedenheit der Nationalität kein großes Gewicht zu legen. Auch Wilhelm hatte sich — trotz der Zurückhaltung, welche die beiden Männer anfänglich gegen einander gezeigt — mit dem

Schnurrbart des Lieutnants ausgesöhnt, denn Desroches hatte sich angelegen sein lassen, das gute Einvernehmen herzustellen; Wilhelm that es seiner Schwester zu Liebe, die gute Tante suchte überall auszugleichen und zu vermitteln, und so gelang es, ein vollkommenes Einverständniß zu erzielen.

Wilhelm umarmte seinen Schwager nach der Unterzeichnung des Contractes herzlich, und noch an demselben Tage — die Formalität war bereits Morgens neun Uhr vorüber — befanden sich die vier Reisegefährten auf dem Wege nach Metz. Es war sechs Uhr Abends, als der Wagen vor dem Gasthause in Bitsch hielt.

Das Reisen ist in dieser Gegend sehr beschwerlich. Das Land wird vielfach von Flüssen und Gehölzen durchschnitten, man fährt zehnmal in der Stunde hügelauf, hügelab, und die Reisenden werden gehörig zusammengeschüttelt. Wahrscheinlich war dies auch der Grund des Unwohlseins, über welches sich die junge Frau bei der Ankunft in Bitsch beklagte. Die Tante und Desroches zogen sich mit ihr zurück, und Wilhelm, der gewaltigen Hunger verspürte, begab sich in den kleinen Saal hinab, in welchem um acht Uhr die Officiere das Abendessen einzunehmen pflegten.

Diesmal wußte Niemand etwas von der Anwesenheit Desroches'. Die Garnison hatte den Tag mit Excursionen in den Holzschlägen von Huspoldten zugebracht und Desroches hatte, um seine Frau nicht verlassen zu müssen, der Wirthin verboten, seinen Namen zu nennen.

An dem kleinen Fenster des Zimmers sitzend, sahen die drei die Truppen in die Festung zurückkehren, und bei einbrechender Dämmerung erblickten sie auf dem Glacis Soldaten in Interimsjacken, die ihre Ration Brod nebst Ziegenkäse verspeis'ten, welchen letztern ihnen die Marketenderin lieferte.

Währenddessen hatte Wilhelm, um sich die Zeit des Wartens zu vertreiben und seinen Magen zur Geduld zu ermahnen, seine Pfeife angezündet und genoß, auf der Thürschwelle stehend, gleichzeitig das Aroma des Tabaks und den aus der Küche herausdringenden Duft der Speisen. Die Officiere sagten sich beim Anblick des bürgerlich aussehenden Reisenden mit der bis über die Ohren hereingezogenen Mütze und der blauen, nach der Küche hin spähenden Brille, daß sie bei Tische nicht allein sein würden, und beschlossen, die Bekanntschaft des Ankömmlings zu machen. Vielleicht war er ein weitgereis'ter Mann, besaß Geist und Bildung, brachte Neuigkeiten mit, und in diesem Falle war er ein glücklicher Fund. Oder er war aus der Umgegend, behauptete ein verlegenes Stillschweigen, und dann konnte man wenigstens über den Einfaltspinsel lachen.

Ein junger Secondelieutenant näherte sich Wilhelm mit einer Höflichkeit, die hart an Uebertreibung streifte.

Guten Abend, mein Herr. Wissen Sie vielleicht etwas Neues aus Paris?

Nein, mein Herr, das möchte ich Sie lieber fragen.

Wie sollten wir hier etwas erfahren? Wir kommen ja nicht aus Bitsch heraus.

Und ich verlasse sehr selten mein Arbeitszimmer.

Stehen Sie vielleicht bei dem Ingenieurcorps?

Dieser Scherz, welcher sich gegen die Brille Wilhelms richtete, wurde von der ganzen Gesellschaft mit Heiterkeit aufgenommen.

Ich bin Bureauvorsteher bei einem Notar, mein Herr.

Wirklich? In Ihrem Alter ist das sonderbar.

Wünschen Sie vielleicht meinen Paß zu sehen? fragte Wilhelm.

Durchaus nicht.

Wenn die Sache nicht darauf hinausläuft, sich über mich lustig zu machen, so bin ich bereit, Ihnen jegliche Auskunft zu geben.

Die Gesellschaft wurde ernster.

Ich habe Sie ohne boshafte Absicht gefragt, ob Sie bei dem Ingenieurcorps ständen, weil Sie eine Brille tragen. Wie Sie wissen werden, haben nur die Officiere dieses Corps die Erlaubniß, Augengläser zu tragen.

Und daraus schließen Sie, daß ich Soldat oder Officier bin?

Jeder ist ja jetzt Soldat. Sie sind kaum fünfundzwanzig Jahre alt und müssen zur Armee gehören. Aber vielleicht sind Sie reich, haben fünfzehntausend, zwanzigtausend Francs Einkommen ... Ihre Verwandten

haben vielleicht Opfer gebracht... Doch in diesem Falle ißt man nicht an der Table d'hôte eines solchen Wirthshauses.

Vielleicht, mein Herr, haben Sie das Recht, mich einem solchen Verhör zu unterwerfen, und in diesem Falle ist's meine Pflicht, Ihnen Rede zu stehen, erwiderte Wilhelm, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm. Ich besitze keine Renten, denn ich bin, wie ich Ihnen bereits schon sagte, ein einfacher Advocatenschreiber und wurde meiner schlechten Augen wegen zurückgewiesen. Mit einem Worte, ich bin kurzsichtig.

Ein allgemeines stürmisches Gelächter begrüßte diese Erklärung.

Junger Mann, junger Mann! rief Hauptmann Vallier, ihn auf die Schulter schlagend, Sie thun recht, sich an das Sprüchwort zu halten: Weit davon ist gut für den Schuß!

Wilhelm wurde roth bis unter die Augen.

Ich bin kein Feigling, Herr Hauptmann, und werde Ihnen das beweisen, wenn Sie wünschen. Aber meine Papiere sind in Ordnung, und wenn Sie vielleicht zur Aushebung hierher commandirt sind, bin ich gerne bereit, sie Ihnen vorzulegen.

Genug, genug! riefen einige Officiere. Lassen Sie den Bürger in Ruhe, Vallier. Der Herr ist ein friedlicher Privatmann und hat das Recht, hier zu speisen.

Das ist wahr, wir wollen uns zu Tisch setzen. Und darum keine Feindschaft, junger Mann! Beruhigen

Sie sich übrigens. Ich bin weder Untersuchungsarzt, noch ist dieses Speisezimmer ein Revisionssaal. Um Ihnen meine Friedfertigkeit zu beweisen, werde ich mir erlauben, Ihnen von diesem alten Burschen, der zäh wie Leder ist und den man uns als Hähnchen aufträgt, einen Flügel vorzulegen.

Ich danke Ihnen, erwiderte Wilhelm, dem der Appetit vergangen war; ich werde nur von den Forellen essen, die dort am obern Ende des Tisches stehen.

Dabei gab er der Aufwärterin einen Wink, ihm die Schüssel zu reichen.

Sind es wirklich Forellen? fragte der Hauptmann zu Wilhelm gewendet, welcher seine Brille abgenommen hatte, als er sich zu Tisch setzte. Meiner Treu, Sie haben bessere Augen, als ich, und würden Ihren Gegner aufs Korn nehmen können, so gut wie ein Anderer... Sie haben also Protectionen gehabt und dieselben benutzt. Sie lieben den Frieden — nun Jeder nach seinem Geschmack. Ich, an Ihrer Stelle, würde kein Bulletin der großen Armee lesen, würde nicht daran denken können, daß andere junge Leute meines Alters auf den deutschen Schlachtfeldern den Tod finden, ohne daß mir das Blut in den Adern kochte. Sie sind wohl nicht Franzose?

Nein, entgegnete Wilhelm halb widerwillig, halb befriedigt, ich bin in Hagenau geboren, bin kein Franzose, sondern ein Deutscher.

Ein Deutscher? Hagenau liegt aber innerhalb der Rheingrenze, ist eine Stadt des französischen Kaiser-

reichs und gehört zum Departement des Niederrheins. Sehen Sie dort die Karte an.

Ich bin aus Hagenau, das noch vor zehn Jahren eine deutsche Stadt war, jetzt aber zu Frankreich gehört. Bin Deutscher, wie Sie bis zum Tode Franzosen sein würden, auch wenn Ihre Heimat einmal an Deutschland fiele.

Sie sprechen da sehr gefährliche Dinge, junger Mann; nehmen Sie sich in Acht!

Vielleicht thue ich Unrecht, entgegnete Wilhelm heftig. Ich sollte das Gefühl, welches ich im Herzen trage, verbergen, wenn ich es nicht ändern kann. Aber Sie selbst haben es soweit getrieben, daß ich mich, wenn ich nicht als Feigling gelten soll, um jeden Preis rechtfertigen muß. Ja, da liegt der Grund, der mich vor meinem eignen Gewissen freispricht, wenn ich mir ein Gebrechen, das ein wirkliches ist, Andre aber vielleicht nicht abgehalten hätte, zu Nutze machte. Ich gestehe ganz offen, daß ich keinen Haß gegen die Völker hege, die Sie gegenwärtig bekriegen. Hätte mich das Unglück betroffen, gegen sie marschiren zu müssen, so würde ich ohne Zweifel, so gut wie ein Andrer, im Stande gewesen sein, die deutschen Fluren verwüsten, die deutschen Städte einäschern zu helfen, meine Landsleute oder — wenn Ihnen das besser gefällt — meine frühern Landsleute zu ermorden und auf eine Truppe sogenannter Feinde zu feuern, um vielleicht Verwandte oder alte Freunde meines Vaters zu treffen... Sie sehen, es ist

für mich besser, in der Expedition des Notars in Hagenau Akten zu schreiben! Außerdem ist in meiner Familie Blut genug vergossen worden... mein Vater hat das seinige bis zum letzten Tropfen verspritzt... und ich...

Ihr Vater war also Soldat? unterbrach ihn Capitän Vallier.

Mein Vater war Sergeant in der preußischen Armee und hat lange Zeit dies Gebiet, das Sie jetzt besetzt halten, vertheidigen helfen. Endlich hat er den Tod bei der letzten Attacke auf die Festung Bitsch gefunden.

Die letzten Worte Wilhelm's erregten allgemeine Aufmerksamkeit und beschwichtigten für den Augenblick das Verlangen, ihm die Paradoxen, welche er in Bezug auf seine Nationalität ausgesprochen, in die Zähne zurückzuschleudern.

Ihr Vater ist also im Jahre 93 gefallen?

Am siebzehnten October 93. Er war am Tage vorher von Pirmasens gekommen, um zu seiner Compagnie zu stoßen. Ich weiß, daß er meiner Mutter sagte, die Festung solle durch einen kecken Handstreich überrumpelt und ohne einen Schuß Pulver genommen werden. Vierundzwanzig Stunden später brachte man ihn sterbend heim. Er hauchte auf der Schwelle des Hauses sein Leben aus, nachdem er mir den Schwur abgenommen, meine Mutter — die ihn übrigens nur vierzehn Tage überlebte — niemals zu verlassen. Ich habe seitdem erfahren, daß er die Todeswunde in der Brust von einem jungen Soldaten empfing, der auf diese Weise einen der schönsten Grenadiere der Armee des Prinzen Hohenlohe tödtete.

Wer hat uns doch diese Geschichte schon erzählt, fragte der Major.

Es ist ja die Geschichte von dem preußischen Sergeanten, den Desroches tödtete! entgegnete Vallier.

Desroches! rief Wilhelm. Sprechen Sie von Lieutenant Desroches?

Nein, nein, fiel einer der Officiere ein, welcher bemerkte, daß hier eine entsetzliche Entdeckung drohte. Der Desroches, von dem hier die Rede ist, stand bei den Jägern und ist vor vier Jahren gestorben; seine erste Waffenthat hat ihm kein Glück gebracht.

Ach so, er ist todt! sagte Wilhelm, welchem dicke Schweißtropfen auf der Stirn standen.

Einige Minuten später erhoben sich die Officiere, wünschten ihm gute Nacht und ließen ihn allein. Desroches, welcher vom Fenster aus ihre Entfernung bemerkt hatte, kam in den Speisesaal herunter, wo er seinen Schwager fand, der beide Ellbogen auf den Tisch stützte und den Kopf in den Händen verbarg.

Wie, Sie schlafen doch nicht schon? fragte er. Ich will jetzt auch zu Abend essen; meine Frau ist endlich eingeschlafen, und ich habe grimmigen Hunger. Kommen Sie, trinken Sie ein Glas Wein, das wird Sie ermuntern, und Sie leisten mir dann Gesellschaft.

Nein, ich habe Kopfweh und will mich in mein Zimmer begeben, sagte Wilhelm. Apropos, die Herren sprachen so viel von den Sehenswürdigkeiten der Festung. Könnten Sie mich nicht morgen herumführen?

Ohne Zweifel kann ich das, lieber Freund, entgegnete Desroches.

Gut, ich werde Sie morgen früh wecken.

Desroches seufzte und nahm später Besitz von dem zweiten Bette, das man in dem Zimmer seines Schwagers für ihn aufgeschlagen hatte, denn er schlief, da er nur erst durch den Civilact mit seiner Frau verbunden war, noch allein. Wilhelm vermochte in dieser Nacht kein Auge zu schließen und weinte bald in der Stille, bald schleuderte er Blicke des Hasses und der Wuth auf den Schläfer, der im Traume lächelte.

Das, was man Vorgefühl oder Vorahnung nennt, läßt sich mit dem sogenannten Piloten vergleichen, einem kleinen Fische, welcher die ungeheuern, fast blinden Wallthiere begleitet, um ihnen anzuzeigen, daß hier eine scharfe Klippe emporragt, dort eine Sandbank droht. Wir gehen so gewohnheitsmäßig durchs Leben, daß namentlich sorglose Naturen die ihnen drohenden Gefahren übersehen und häufig daran scheitern und zerschellen würden, wenn sich nicht ein wenig schlammiger Schaum auf der Oberfläche ihres Glückes als Warnung zeigte. Die Einen werden traurig, wenn sie einen Raben fliegen sehen, Andere werden es scheinbar ohne jeden Grund, noch Andere stützen sich beim Erwachen nachdenklich auf den Ellbogen, weil sie einen unheimlichen Traum hatten. Alles dies ist Vorahnung. Der Traum sagt: Dir droht Gefahr; der Rabe schreit: Nimm dich in Acht; das belastete, bedrückte Gehirn murmelt: Du hast Ursache traurig zu sein!

Desroches hatte gegen Morgen einen seltsamen Traum. Er befand sich in einem unterirdischen Gange, und hinter ihm schritt ein weißer Schatten einher, dessen Gewänder seine Fersen berührten. Als er sich umsah, wich der Schatten zurück, immer weiter und weiter, bis ihn Desroches endlich nur noch als weißen Punkt erblickte. Nun wurde dieser Punkt wieder größer, fing an zu leuchten, füllte das ganze Gewölbe und verlöschte. Ein leises Geräusch weckte den Schläfer. Es war Wilhelm, der in das Zimmer trat. Er hatte den Hut auf dem Kopfe und war in einen langen, blauen Mantel gehüllt.

Desroches fuhr in die Höhe.

Wie, Sie sind so früh schon ausgewesen? rief er.

Es ist Zeit aufzustehen! entgegnete Wilhelm.

Wird man uns schon die Thore der Festung öffnen?

Ohne Zweifel. Die Garnison ist bereits zum Exerciren ausmarschirt. Nur die Wachtposten sind noch oben.

Schon! Nun gut, ich stehe gleich zu Diensten. Lassen Sie mir nur Zeit, meiner Frau guten Morgen zu sagen.

Es geht ihr gut, ich habe sie schon gesehen, halten Sie sich nicht dabei auf.

Desroches war erstaunt über diese Antwort, aber er setzte sie auf Rechnung der Ungeduld Wilhelm's und gab noch einmal der brüderlichen Autorität nach, die er bald bei Seite zu schieben hoffte.

Als sie über den Platz gingen, um sich in die

Festung zu begeben, blickte Desroches nach den Fenstern des Gasthauses empor. Emilie schläft ohne Zweifel noch, dachte er. Aber der Vorhang bewegte sich ein wenig, fiel dann zusammen, und der Lieutenant glaubte zu bemerken, daß Jemand sich vom Fenster zurückzog, um nicht von ihm gesehen zu werden.

Die Thore der Festung öffneten sich ohne Schwierigkeiten vor ihnen. Ein invalider Hauptmann, der gestern Abend nicht mit zu Tisch gewesen war, hatte das Commando. Desroches nahm eine Laterne und führte seinen schweigsamen Gefährten von einem Raume in den andern.

Führen Sie mich nun in die unterirdischen Gewölbe, sagte Wilhelm nach kurzer Besichtigung mehrerer Punkte, die er keiner besondern Beachtung werth fand.

Mit Vergnügen. Aber ich gebe Ihnen die Versicherung, daß die Promenade nicht eben angenehm sein wird, denn es ist da unten sehr feucht. Unter dem linken Flügel liegen die Pulvervorräthe, und dieser Theil kann nur mit besonderer höherer Erlaubniß besucht werden. Auf der andern Seite befinden sich die Wasserreservoirs und die Vorräthe an rohem Salpeter. In der Mitte liegen die Contreminen und die Galerien; gewölbte Gänge, wie andere ...

Gleichviel, ich möchte die Plätze sehen, wo sich so viele unheimliche Ereignisse zugetragen haben ... wo Sie selbst in Gefahr gekommen sein sollen, wie man mir gesagt hat.

Er wird mir keinen Keller schenken, dachte Desroches.

Kommen Sie zuerst hier in diesen Gang, welcher nach dem eisernen Ausfallpförtchen führt, lieber Freund; fuhr er dann fort.

Die Laterne warf ein trübes Licht auf die von Moder bedeckten Mauern und beleuchtete einige verrostete Säbelklingen und Flintenläufe, die hier aufgehangen waren.

Was sind das für Waffen? fragte Wilhelm.

Es sind die Waffen der Preußen, die bei dem letzten Angriff auf die Festung hier fielen. Unsere Soldaten haben sie zu einer Art Trophäe zusammengestellt.

Also sind mehrere Preußen hier gefallen?

Im Rundpunkte sogar sehr viele.

Und haben Sie nicht selbst einen Sergeanten getödtet, einen alten Mann von hoher Statur, mit rothem Schnurrbarte?

Ja; habe ich Ihnen die Geschichte nicht erzählt?

Nein, Sie haben mir nichts davon erzählt, aber man sprach gestern Abend bei Tisch von dieser Heldenthat ... die Sie uns in Ihrer Bescheidenheit verschwiegen.

Was haben Sie, lieber Schwager? Sie sind blaß geworden?

Nennen Sie mich nicht mehr Schwager, sondern Feind! rief Wilhelm mit Donnerstimme. Ich bin ein Preuße! Ich bin der Sohn des Sergeanten, den Sie hier ermordet haben!

Ermordet!

Oder umgebracht, wenn Ihnen das Wort besser gefällt! Sehen Sie her — hier hat Ihr Degen getroffen!

Wilhelm warf seinen Mantel zurück und zeigte auf eine durchlöcherte Stelle in der grünen Uniform, die er trug. Es war die Uniform seines Vaters, die er pietätvoll aufbewahrt hatte.

Sie, der Sohn des Sergeanten! Mein Gott — Sie wollen sich einen Scherz mit mir machen!

Einen Scherz? Scherzt man mit so entsetzlichen Dingen?... An dieser Stelle wurde mein Vater getödtet; sein edles Blut hat diese Steine roth gefärbt; dieser Säbel ist vielleicht der seinige! Nun wohlan, nehmen Sie ebenfalls eine von diesen Waffen und geben Sie mir Genugthuung! Vorwärts! Es handelt sich hier nicht um ein Duell, sondern es ist der Kampf eines Deutschen gegen einen Franzosen. Achtung!

Sie sind toll, Wilhelm. Lassen Sie die verrosteten Klingen hängen. Sie wollen mich tödten — welche Schuld habe ich denn?

Sie können mich ja ebenso gut tödten -- ja Sie haben mir gegenüber alle Aussicht dazu. Vorwärts, vertheidigen Sie sich!

So tödten Sie mich, ohne daß ich Widerstand leiste, Wilhelm! Ich selbst verliere den Kopf — Alles dreht sich mit mir im Kreise... Aber bedenken Sie, daß ich nur gethan habe, was jeder Soldat an meiner Stelle thun mußte... Außerdem bin ich der Gatte Ihrer Schwester, sie liebt mich! Der Kampf ist ganz unmöglich.

Meine Schwester!... Darum gerade ist's unmöglich, daß wir Beide länger auf derselben Erde leben!

Meine Schwester weiß Alles und wird Denjenigen, der sie zur Waise gemacht hat, niemals wiedersehen. Sie haben ihr gestern das letzte Lebewohl gesagt.

Desroches stieß einen furchtbaren Schrei aus und stürzte sich auf Wilhelm, um ihm die Waffe aus der Hand zu winden. Es war ein ziemlich langer Kampf, denn der junge Mann setzte den Angriffen seines Gegners den Widerstand der Wuth und Verzweiflung entgegen.

Her mit dem Säbel, Unglücklicher! rief Desroches. Her damit! Nein, Sie sollen mich nicht damit verwunden, Sie elender Narr! Sie thörichter Träumer! ...

Nur zu! schrie Wilhelm mit halberstickter Stimme. Bringen Sie den Sohn auf derselben Stelle um, wo Sie den Vater umbrachten. Der Sohn ist auch ein Deutscher ... ein Deutscher ...

In diesem Augenblicke wurden Schritte in der Galerie hörbar, und Desroches ließ seinen Gegner los. Wilhelm blieb am Boden liegen.

Die Schritte waren die meinigen, fügte der Abbé hinzu. Emilie war nach dem Pfarrhause gekommen, um mir Alles zu erzählen und sich unter den Schutz der Religion zu stellen; das arme Kind! Ich erstickte das Mitleid, das in der Tiefe meines Herzens für sie sprach, und als sie mich fragte, ob sie den Mörder ihres Vaters noch lieben dürfe, blieb ich ihr die Antwort schuldig. Sie verstand mich, drückte mir die Hand und ging weinend davon. Da ergriff mich ein düsteres Vorgefühl; ich folgte ihr, und als ich hörte, daß man ihr im Hotel

sagte, ihr Bruder und ihr Mann seien gegangen, um die Festung zu besichtigen, fing ich an, die schreckliche Wahrheit zu ahnen. Glücklicherweise kam ich zur rechten Zeit, um das Aeußerste zwischen den beiden vor Zorn und Schmerz rasenden Männern zu verhindern.

Wilhelm, obgleich entwaffnet, widerstand noch immer den Bitten Desroches'. Er war niedergeworfen, aber aus seinen Augen sprachen noch immer Zorn und Wuth.

Unbarmherziger Mensch! Sie wecken die Todten aus ihren Gräbern und führen entsetzliche Ereignisse herbei! rief ich ihm zu. Sind Sie kein Christ? Wollen Sie der Gerechtigkeit Gottes vorgreifen? Wollen Sie hier der einzige Verbrecher, der einzige Mörder werden? Die Sühne wird vollbracht werden, zweifeln Sie nicht daran. Aber es ist nicht unsres Amtes, ihr vorzuarbeiten und gar sie mit Gewalt zu vollziehen.

Desroches drückte mir die Hand.

Emilie weiß Alles, sagte er. Ich werde sie nie wiedersehen, aber ich weiß, was ich zu thun habe, um ihr die Freiheit zu geben.

Was meinen Sie? rief ich. Denken Sie an Selbstmord?

Während dessen hatte sich Wilhelm erhoben und Desroches' Hand ergriffen.

Nein, sagte er, ich hatte Unrecht. Ich allein bin schuldig. Ich hätte das Geheimniß und meine Verzweiflung in mir verschließen sollen!

Ich versuche nicht, Ihnen zu schildern, was wir

in dieser verhängnißvollen Stunde litten. Ich nahm alle Gründe der Religion und Philosophie zu Hülfe, ohne einen Ausweg aus dieser furchtbaren Lage zu finden. Eine Trennung war auf alle Fälle unerläßlich, aber wie sollte man sie vor den Behörden rechtfertigen! Es waren hier nicht allein sehr schmerzliche Verhandlungen zu überstehen, sondern es konnte politisch gefährlich sein, diese verhängnißvollen Umstände zu enthüllen.

Besonders bemühte ich mich, Desroches die finstern, unheilvollen Pläne auszureden und ihm die Grundsätze der Religion einzuprägen, welche den Selbstmord als Verbrechen verurtheilt. Sie wissen, daß der Unglückliche in der Schule der Materialisten des achtzehnten Jahrhunderts aufgewachsen war. Allerdings hatten seine Anschauungen seit jener schweren Verwundung einen gewissen Umschwung erfahren. Er war einer jener halb skeptischen Christen geworden, wie wir so viele haben, welche finden, daß ein wenig Religion nicht schaden kann, und welche sich — für den Fall, daß es doch einen Gott geben sollte, sogar dazu entschließen, einen Priester anzuhören. Auf diese sehr schwankende Religiosität hin fanden meine Tröstungen denn auch Eingang bei ihm. Einige Tage vergingen. Wilhelm und seine Schwester hatten das Gasthaus nicht verlassen, denn Emilie war nach all den Erschütterungen sehr krank geworden. Desroches wohnte in der Pfarrei und las den ganzen Tag in religiösen Büchern, die ich ihm lieh. Eines Tages begab er sich allein nach der Festung, blieb einige Stunden dort und

zeigte mir bei der Rückkehr ein Blatt Papier, auf welchem sein Name stand. Es war seine Bestallung als Hauptmann bei einem Regiment, das eben im Begriff war, auszurücken, um zu der Division Partouneaux zu stoßen.

Nach Ablauf eines Monats erhielten wir die Nachricht von seinem ebenso glorreichen, wie eigenthümlichen Ende. Was man auch von der Art von Wahnsinn sagen mag, die ihn dazu trieb, sich blind ins Gefecht zu stürzen, so war es doch ohne Zweifel sein Beispiel, welches das ganze Bataillon, nachdem dasselbe beim ersten Angriff große Verluste erlitten hatte, zu neuem Muthe anfeuerte ...

Alle schwiegen, nachdem der Abbé seine Erzählung beendigt hatte; Jeder behielt die Gedanken für sich, die dies Leben und dieser Tod in ihm anregte.

Der geistliche Herr erhob sich, indem er hinzufügte:

Wenn es Ihnen recht ist, meine Herren, so machen wir unsern gewöhnlichen Abendspaziergang heute einmal nach andrer Richtung hin. Wir nehmen vielleicht den Weg nach jenem Thale dort, wo die untergehende Sonne soeben die Spitzen der Pappeln vergoldet. Ich werde Sie dann bis zur Butte-aux-Lierres führen, und von da aus können Sie das Kreuz des Klosters sehen, nach welchem sich Frau Desroches zurückgezogen hat.

V. Band:

VI. Band:

Zweite Serie.

I. Band. (Bd. VII.)

II. Band. (Bd. VIII.)

III. Band. (Bd. IX.)

IV. Band. (Band X.)

V. Band. (Band XI.)

VI. Band. (Band XII.)

Kurt von Koppigen. Von Jeremias Gotthelf.
's Muhme-Lieutenant-Saloppel. Von C. von Holtei.
Rolof, der Rekrut. Von Edmund Höfer.

Dritte Serie.

I. Band. (Bd. XIII.)

Am Malanger Fjord. Von Theodor Mügge.
Der graue John. Von Friedrich von Heyden.
Der Flüchtling. Von Adolf Pichler.

II. Band. (Band XIV.)

Der Träumer. Von August Kopisch.
Die Tante. Von Fanny Lewald.
Ansas und Grita. Von Ernst Wichert.

III. Band. (Band XV.)

Reiz und Liebe. Von K. A. Varnhagen von Ense.
Die Incantada. Von Franz Kugler
Der arme Josy. Von Franz Wallner.
Die Schwester. Von Levin Schücking.

IV. Band. (Band XVI.)

Gemüth und Selbstsucht. Von F. v. W.
Mohrenfranzel. Von Hermann Schmid.
Der Striethast. Von E. F. v. Dincklage.
Die Schlangenkönigin. Von Otto Roquette.

V. Band. (Band XVII.)

Peter Schlemihl's wunderbare Geschichte. Von Adelbert von Chamisso.
Musikalische Orthodoxie. Von Johanna Kinkel.
Der Weinhüter von Meran. Von Paul Heyse.

VI. Band. (Band XVIII.)

Deborah. Von Wilhelm Müller.
Die beiden Tubus. Von Herm. Kurz.

Vierte Serie.

I. Band. (Band XIX.)

Die Düvecke oder **die Leiden einer Königin.** Von Leopold Schefer.
Der Enten-Piet. Von Walter Lesche.
Hugideo. Von Joseph Victor Scheffel.
Reich zu Reich und Arm zu Arm. Von Claire von Glümer.

Die folgenden Bände werden Auserwähltes bringen von A. von Chamisso, de la Motte Fouqué, Gerstäcker, Karl Gutzkow, Therese Huber, R. Kausler, Franz Kugler, J. Ludwig, Theodor Mügge, Wilhelm Müller, W. Raabe, Hermann Schmid, Franz W. Ziegler und vielen Anderen.

München, im März 1874.

R. Oldenbourg,
Verlagsbuchhandlung.



Heyse, Paul [Herausgeber] / Heyse, Paul. / Kurz, Hermann

Novellenschatz des Auslandes

Bd.: 11

München [u.a.] [1874]